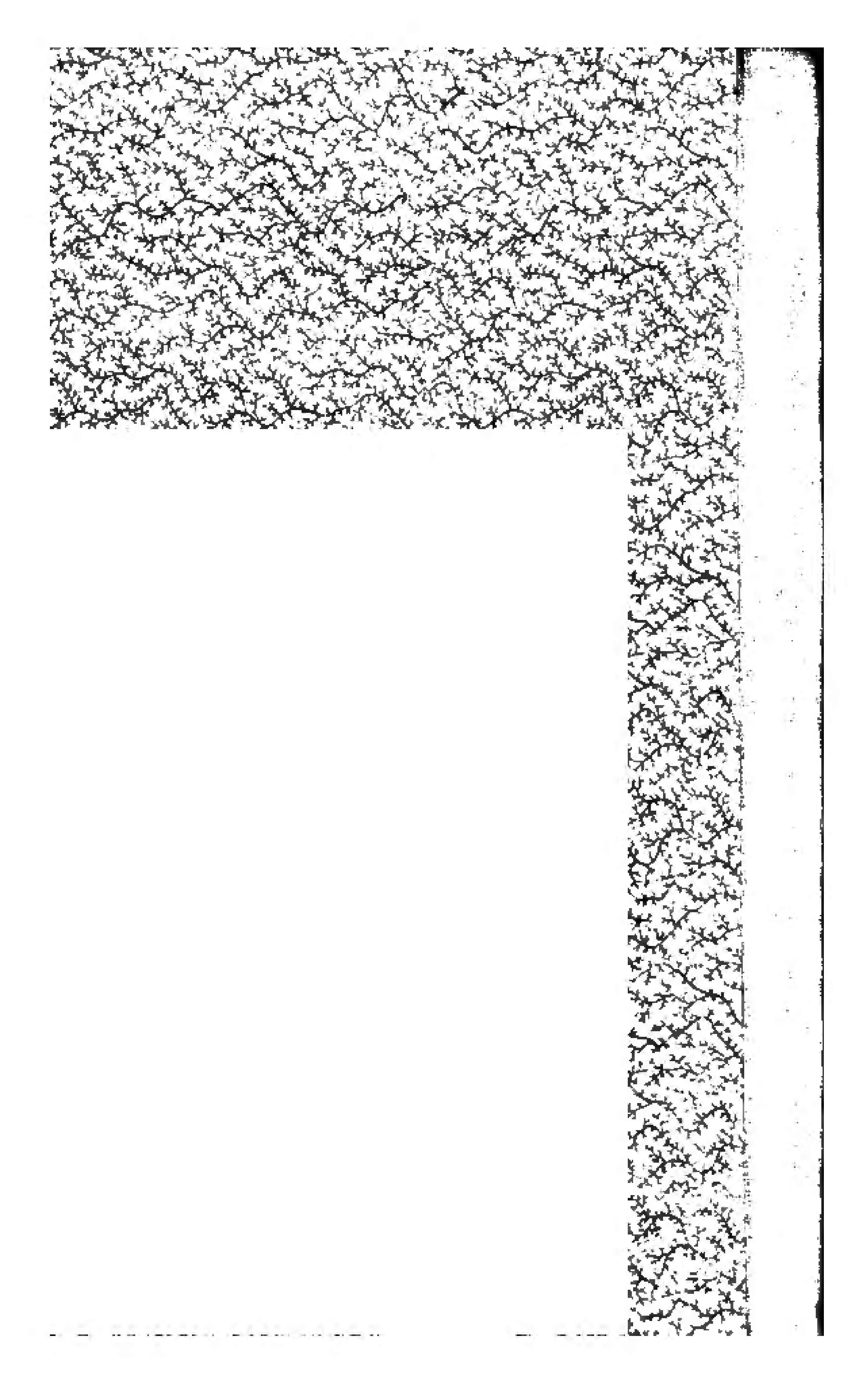
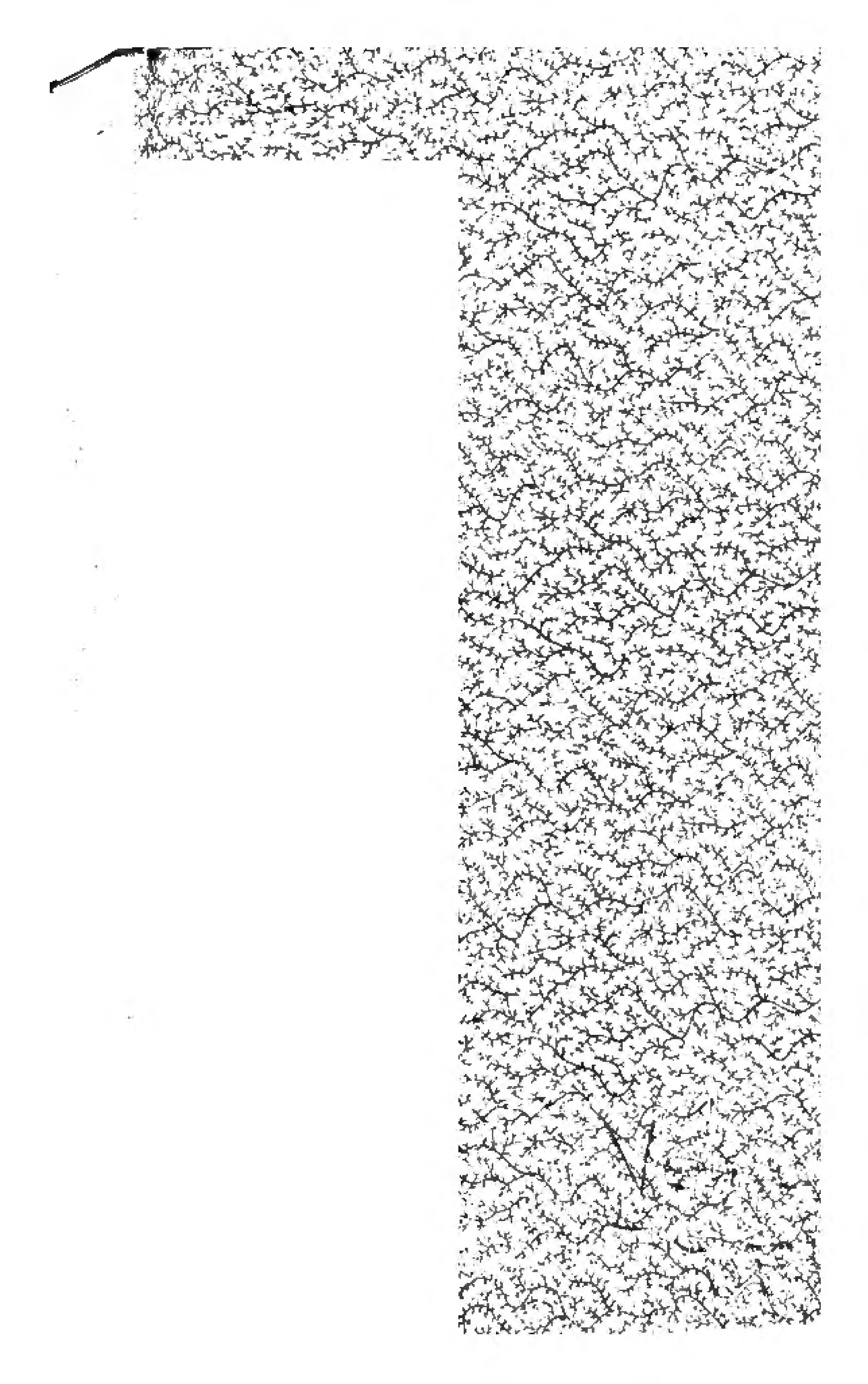
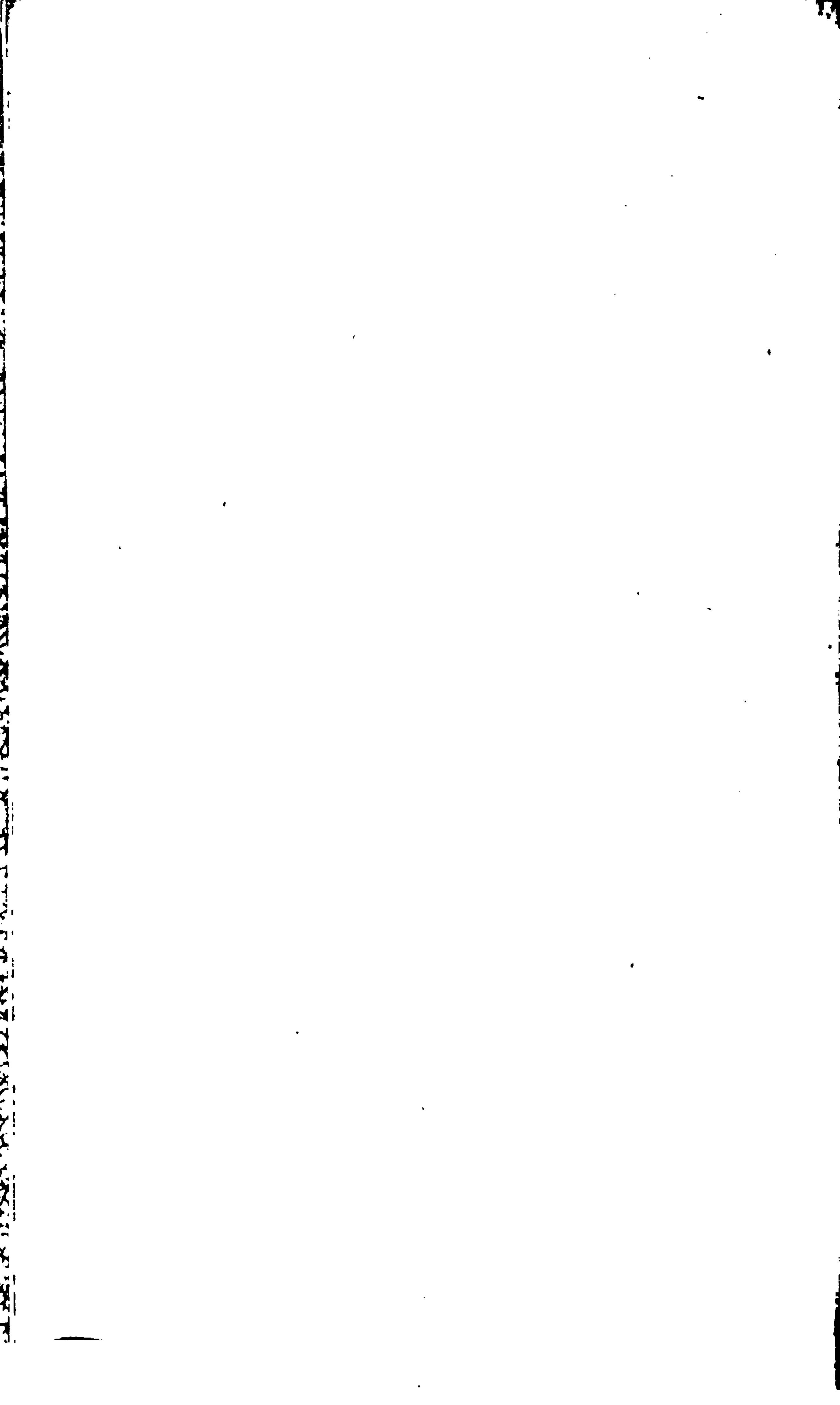






Reise- und Rasttage

in der

Normandie

von

J. Venedey.

Zweiter Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1838.

Transfer from Circ. Dept. Ottendorfer Br. May 13. 07

Inhalt.

I.

Caen.

Ueberfahrt von Havre nach Caen.

Caen — 1837.

Vor einem halben Jahre war eine Seereise von Havre nach Caen noch des Redens werth. Wind und Wetter machten noch ihr altes Recht geltend, und konnten die Reisenden, so lange sie Lust hatten, auf dem Meere aufhalten, ihnen einen Sturm schicken, und so der Reise die gehörige Dosis Angst und Schrecken und Poesie geben. Der Dampf hat den Wind seiner Würde entsetzt, und man macht jetzt die Fahrt von Havre nach Caen auf dem Calvados in ein paar Stunden und kann ziemlich sicher darauf rechnen, daß, wenn man bei gutem Wetter von Havre abfährt, man mit ebenso gutem Wetter in die Orne einläuft. Ist das Wetter aber schlecht, so warten das Dampfschiff und die Reisenden den kommenden Tag ab. Also auch hier wieder die vielgerühmten Abenteuer einer Seereise, wie die einer

Landreise auf einer Eisenbahn, zu Dampf geworden! Schrecklich! Das Dampfschiff geht grade weit genug in's Meer, um uns jede Aussicht, das Erkennen der Ufer unmöglich zu machen, ohne daß wir dieselben aus den Augen verlieren. Uebrigens nach dieser kleinen Seefahrt zu schließen, mag eine größere langweilig genug sein. Ein ewiges Einerlei, die schweigsame Welle, die keine Spur davon zeigt, die sie überschritten. Nein, ich lobe mir das Land, wo jeder Baum, jeder Stein, die Hütte, der Pallast, die Kirche und das Gefängniß ihre Geschichte, ihre Poësie und ihre Lehren haben.

Nur hier und dort hat das Meer eine Geschichte zu erzählen, und zwar meist nur so weit, als es noch im Bereiche der Erde liegt, oder die Geschichte sich an diese knüpft, wo etwa jene versenkte Stadt des Nordens, oder die Seeschlachten, die man vom Ufer mit ansehen konnte, und deren Erzählungen sich am Ufer von dem Vater auf den Sohn vererbt haben. In der offenen See aber fährt man über die Stellen weg, wo sich das Geschick von Königen und Völkern entschieden hat, ohne daß ein Kreuz, eine Kirche, eine Trauerweide ahnen läßt, daß hier einst die Kraft und Blüthe eines Volkes geopfert wurden.

Die Ufergegenden, an denen wir vorüberführen, haben ein paar solcher Geschichten, von denen das schweig-

same Meer, das verschlossenste, stillste Grab, nicht eine Silbe sagt, mit angesehen, und die alten Fischer erzählen davon ihren Söhnen, wenn der Sturm sie zu Hause festhält.

Die Manche war das große Schlachtfeld der Engländer und Franzosen während der Kriege, die der Revolution von 1789 folgten. Die Uebermacht der Ersteren auf der See ist noch jetzt wenig bestritten. Die Franzosen mußten ihr allwärts weichen, wo sie in großen Seeschlachten gegen sie auftreten wollten, aber wo Franzosen und Engländer sich auf dem Meere mit gleichen Kräften gegenüberstanden, oft selbst wo die Ersteren der schwächere Theil waren, zeigte sich, daß die Besieger der Heere des Continents auf der See nicht weniger tapfer waren. Sie wußten eben, wofür sie kämpften, und das ist genug, um zu siegen.

Im Januar des J. 1795 wurde der Lougre, le Rusé, von Cherbourg abgesendet, um Depeschen an den Capitain der Fregatte le Tartu, der an den Ufern von Norwegen kreuzte, zu überbringen. Die ganze Manche war damals von englischen Kriegsschiffen bewacht, und bald befand sich das französische Schiffchen zwischen einer englischen Flottille, die eine Brigg und einen Côtre abschickte, um Jagd auf den Rusé zu machen. Sie verfolgten ihn zwischen den Inseln von St. Marcoulf

durch, und längs der Felsen von Calvados. Ein Windstoß, der die Masten des Rusé beschädigt hatte, zwang denselben, da die beiden englischen Schiffe immer mehr Raum gewannen, sich in den Ausfluß der Orne zurückzuziehen, um die beschädigten Masten wieder herzustellen. Seine Baterien so wie die am Ufer hielten die Engländer in gehöriger Entfernung. Zwei Tage reichten hin, um das Schiff wieder in Stand zu setzen, und am 7. Januar verließ dasselbe in der Nacht, hoffend, die ihn beobachtenden englischen Schiffe unbemerkt umgehen zu können, seinen Schlupfwinkel. Aber die englischen Seeleute waren nicht weniger wachsam, als die französischen thätig, und als der Tag graute, sah die Besazzung des Rusé, daß die beiden englischen Schiffe ganz nahe hinter ihnen her waren. Eine Zeitlang versuchte der Rusé, alle seine Segel anwendend, den Vorsprung vor den Engländern zu gewinnen, als er an einen Felsen anstieß, und das Schiff solchen Schaden erlitt, daß es sich nur durch unausgesetztes Pumpen auf der Oberfläche des Wassers erhalten konnte, und von Minute zu Minute der Zwischenraum, der die Schiffe der feindlichen Nationen trennte, kleiner wurde. Da befahl der Capitain des Rusé auf die englische Brigg zuzusteuern, die Pumpe zu verlassen und zu den Waffen zu greifen. Die Engländer mochten über die Manövres des kecken

Schiffleins eine Zeitlang im Zweifel sein, ehe sie sich überredeten, daß dasselbe entschlossen sei, den Kampf gegen die dreimal stärkere Brigg zu wagen. Aber die nächste Minute belehrte sie, daß sie mit einem Feinde zu thun hatten, der nicht zählen und nicht messen zu können schien. „A l' abordage, vive la republique!“ rief endlich der Capitain des Rusé und die Matrosen antworteten, und die Kanonen beider Schiffe spielten den furchtbaren Baß zu dieser tollen Harmonie. Die Schiffe stießen aneinander und der Kampf der Verzweiflung begann. „La patrie a les yeux ouverts sur vous!“ rief der Capitain, indem er sich zuerst in das Tauwerk der Brigg hineinschwang, und hinter ihm her die ganze Mannschaft seines Schiffleins, die Soldaten das Bajonett auf dem Gewehre, die Matrosen das furchtbare Beil schwingend. Der Kampf dauerte lange, bis endlich der Ruf: Vive la republique noch allein auf der Brigg widerhallte. In dem Augenblicke, wo die Besatzung des Rusé den Sieg davon getragen hatte, sank ihr Schifflein in das Wellengrab hinab, zufrieden, vor seinem Untergange den Sieg seiner Söhne noch mit angesehen zu haben. Das zweite englische Schiff, der Côtre, aber fand angemessen, unverrichteter Dinge umzukehren, da sein größerer Seelandsmann dem kecken Muthe der Franzosen nicht hatte widerstehen können.

Es muß in dem Rufe vive la republique ein eigener Zauber gelegen haben, denn er hat der Schlachten viele zu Lande und zur See gewonnen, und manch Wunder der Kriegskunst gethan. Von einem ähnlichen, wie das des Lougre Rusé gegen jene englische Brigg, erzählen sich ebenfalls die Fischer der Küsten, an denen wir vorbeidampften.

Die Engländer hatten die zwischen Havre und Cherbourg liegenden Inseln St. Marcoulf's zu Anfang des Kriegs weggenommen, und hielten von da aus die Ufer der Manche in Schach. Es wurden mehrere Versuche der Franzosen gemacht, sich derselben wieder zu bemeistern, und wenn diese auch ohne Erfolg waren, so gaben sie doch den Seeleuten und Soldaten der französischen Republik mehrmals Gelegenheit, zu zeigen, daß nicht Mangel an Muth und Entschlossenheit die Ursache war.

Am 19. Germinal des J. VII. (8 April 1798) verließ der Commandant Muskein mit einer kleinen Flottille von Plattschiffen Havre, um die Wegnahme dieser Inseln zu versuchen. Am Ausflusse der Orne wurde er von zwei englischen Fregatten entdeckt, die in der Hoffnung, mit diesen Schifflein bald fertig zu werden, so manövrirten, daß die Eine ihnen den Weg zum Weitersegeln, die Andere den Rückweg vertrat Aber der sich dann entspin=

nende Kampf sollte den Engländern bald zeigen, daß sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten. Um sechs Uhr Abends schickten sich die beiderseitigen Schiffe die ersten Kugeln zu und um drei Uhr in der Nacht sahen sich die Engländer, nachdem die eine der beiden Fregatten von den Kanonen der französischen Plattschiffe aufs schrecklichste zugerichtet und eine Zeitlang in Gefahr gewesen war, von ihnen genommen zu werden, genöthigt, vom Kampfe abzulassen. Ein englisches Linienschiff von 74 Kanonen verdoppelte am andern Tage die schon unverhältnißmäßige Uebermacht, die aber selbst dann nicht im Stande war, den kleinen französischen Schiffchen mehr Schaden zu thun, als die beiden Fregatten allein am Tage vorher. Ich glaube nicht, daß grade der Muth der republikanischen Seeleute allein die Ursache ihres kräftigen und nachdrücklichen Widerstandes war, und es kommt mir, der ich weder ein Seemann noch ein Soldat bin, beinahe so vor, als ob aus dieser kleinen Schlacht eine große strategische Lehre hervorging. Ein Linienschiff wird ziemlich sicher im Kampfe gegen eine Fregatte, wenn die Besatzung gleich tapfer und gleich kriegserfahren ist, den Sieg davon tragen; eine Fregatte wird leichtes Spiel gegen eine Brigg u. s. w. haben. Aber ein halb Dutzend kleiner Schiffe, wenn sie auch an Besatzung und Feuerschlünden nur halb so stark

als ein Linienschiff sind, werden diesem höchst wahrscheinlich gewachsen sein. Wenn die kleineren Schiffe gut manövriren, können ihrer fünf ungestört den Coloß beschießen, während dieser vorerst mit dem sechsten fertig zu werden sucht. Eine Bemerkung, die man schon bei dem obigen Kampfe machte. So von diesen kleinen Schiffen stets angegriffen, sollte es wunderlich zugehen, wenn das Linienschiff nicht, ehe es mit zwei, drei der kleinern Schiffe fertig ist, kampfunfähig wäre. Die Amerikaner haben auf ähnliche Weise die ganze Seemacht Englands im Schach gehalten, und die Griechen die Linienschiffe der Türken zerstört.

Ein zweiter Vorfall, der sich in den Gewässern der Felsen von Calvados zutrug, scheint ebenfalls für diese Ansicht ein Beweis zu sein. Sechs Kanonenschaluppen unter dem Capitain Jourdan wurden im Septbr. 1811 hier von einer englischen Corvette, einer Fregatte und einem Linienschiffe angegriffen, die nach zweitägigem Kampfe unverrichteter Dinge abziehen mußten, und zwar das Linienschiff so zugerichtet, daß die Fregatte es ins Schlepptau zu nehmen gezwungen war, wenn es nicht den Franzosen in die Hände fallen sollte. Zwei der Kanonenschaluppen mußten aufs Land laufen, die Franzosen hatten 20 Mann verloren, das englische Linienschiff allein 84, und die drei englischen Schiffe zusammen 160 Mann. — Ich

denke, daß diese kleine Seeschlacht die obige Theorie bestätigen kann, und wenn dies, dann frisch daran. Ein paar hundert Kanonenschaluppen und wir wollen mit jeder Flotte fertig werden, wenn sie es wagt, im Tone des Gebieters zu sprechen.

Doch genug von den blutigen Schlachten, und den strategischen Theorien. Wir nähern uns dem Lande, die Orne liegt vor uns, und dort rechts das Dorf Ouistreham (Osterham altsächsischen Ursprungs), von dem ich eine Schlacht zu erzählen weiß, bei der es viel unblutiger und viel lustiger zuging. Der General Michael Cabieux — wer hat etwas gegen den Titel: General? das Volk von Ouistreham und der ganzen Umgegend ernannte ihn dazu und er verdient eher ein Monument als hundert Andere — starb in seinem Dorfe als Küstenwächter, nachdem er ein halbes Jahrhundert diese Stelle mit Ehren versehen hatte. Wie er aber zum General wurde, und sich seinen Rang auf dem Schlachtfelde verdiente, will ich erzählen.

Am 12. Juli 1762 ging eine englische Escadre am Ausflusse der Orne, Ouistreham gegenüber, vor Anker, um mehrere mit Holz beladene Schiffe hier abzuwarten und wegzunehmen. Die ganze Ufergegend war ohne Besatzung, und die Bauern in den Dörfern ringsum, die in der guten alten Zeit noch nicht recht wußten, wofür sie sich schlagen sollten, bereiteten sich, die Engländer gut zu empfangen,

so gut und so gastfreundlich, als es ihnen der Schrecken, den ihnen die Kanonen einflößten, erlaubte. Nur der Küstenwächter Cabieux entschloß sich, das Vaterland zu vertheidigen, als er hörte, daß eben die Engländer unter dem Schutze der Nacht gelandet seien. Der Dorftambour, der bis jetzt nur ausgetrommelt hatte, daß ein toller Hund in der Umgegend gesehen worden, oder Aehnliches, war halbwegs entschlossen, mit Cabieux dem Feinde die Spitze zu bieten. Dieser, wußte ihn durch ein paar Kernflüche noch mehr in seinem Entschlusse zu befestigen und so zogen sie, Cabieux seine Flinte auf der Schulter, und sein Tambour, die Trommel angehängt, aus und dem Feinde entgegen. Als Cabieux in der Nähe der Engländer war, rief er, aus der dunklen Nacht hervor, ein furchtbares: qui vive? und da dies ohne Antwort blieb, so schoß er augenblicklich sein Gewehr nach der Richtung hin, wo er den Feind vermuthete, los. Diese Keckheit aber fuhr dem Tambour in die Beine, und in der Angst seine Trommel wegwerfend, rief dieser: „das kann ein schlimmes Ende nehmen!“ und eilte davon. Cabieux aber nahm die Trommel auf, und lief im Halbkreise um die gelandeten Engländer herum, und so oft er wieder geladen hatte, blieb er stehen, rief mit verstellter Stimme sein: qui vive? und schickte auf gut Glück den Engländern seine Kugel zum Willkommen

entgegen. Endlich, nachdem er das Manövre mehrmals wiederholt hatte, an einem Kanale, über den eine kleine Brücke führte, angelangt, rief er, sich an seine Soldaten wendend: „Silence! que personne parle! Capitain Gilbert tournez avec la première Compagnie le village sur la gauche, et attaquez l'ennemi en queue, pendant que je l' attaque avec les autres Compagnies en tête. En avant, marche!" und die Trommel ergreifend, schlägt er, so gut es gehen will, den Sturmmarsch und auf der Brücke, über die die Bretter nur los aufgelegt waren, hin und her in verdoppelten Schritten springend, versucht er die Bewegung von ein paar hundert Soldaten nachzuahmen, was ihm dann auf eine Weise gelingt, daß die Engländer in dem Glauben, von ihren Spionen betrogen und in einen Hinterhalt gelockt worden zu sein, das Schlachtfeld in Unordnung verlassen, und in ihre Schaluppen eilend, selbst einen Offizier, den Cabieux verwundet hatte, zurücklassen. Cabieux aber nahm diesen sogleich gefangen, lud ihn auf seine Schultern, und trug ihn zum Dorfbarbier. — Von der Stunde an ernannte das ganze Dorf und die ganze Umgegend den tapfern Feldherrn einstimmig zum General, und ich kenne keinen, den irgend ein Kaiser oder König dazu ernannt, und der den tapfern General Cabieux nicht um seine Schlacht — und hätte er die bei Leipzig gewonnen — beneiden dürfte. Da-

mals aber hatte noch nicht jeder Bauernbursche seinen Marschalstab im Ränzel und so blieb der Küstenwächter General Cabieux Küstenwächter zu Ouistreham, bis endlich die Revolution kam, und dann der Convent wenigstens zu dem vom Volke ertheilten Titel eine Bürgerkrone und eine Gnadenbesoldung für den grauen und dienstunfähigen Helden hinzufügte.

Aber diese Ufer sehen alle Tage Heldenthaten, gegen die die des tapfersten Soldaten auf festem Lande, und hieße er selbst Cabieux, nur Kinderspiel sind. Und diese Heldenthaten sind hier so häufig, daß sich kein Mensch darüber wundert, und daß jeder glaubt, nicht mehr und nicht weniger, als ein schönes Tagewerk verrichtet zu haben, und daß ein Fremder zufällig anwesend sein muß, um, durch die Neuheit einer solchen Selbstverachtung und Aufopferung hingerissen, der Welt Kunde davon zu geben.

Ich las, kurz bevor ich nach Havre reiste, in dem **Pilote du Calvados**, einem Blatte, das in Caen erscheint, folgenden Artikel: „Ich bin gestern (11. März) während eines furchtbaren Sturmes in Hermannville angekommen. Neugierig, das Meer und seine Wogen zu sehen, ging ich heute früh auf die Düne, wo mir bald ein Douanier zwei vom Winde hin- und hergeschleuderte Schiffe zeigte und mir ihren nahen Untergang vorhersagte. Dies Wort machte mich zittern, ich verließ den

Douanier, und ging an den Ausfluß der Orne, wo bei dem Dorfe Ouistreham die Piloten wohnen, und die Rettungsschiffe liegen. Es waren der Letztern zwei da, der Neptun und die Amphitride, jedes gewöhnlich mit einer Besatzung von 20 Mann. Das Meer war so furchtbar stürmisch, daß der Neptun verweigerte, auszulaufen. Der Patron der Amphitride aber, Peter Lefoulon, genannt Mistain, erhob sich und sagte zu seinen Kameraden: „Jungens, da sind zwei Schiffe in Gefahr, wer will mir folgen, und sein Leben einsetzen, um sie zu retten?" Alle schwiegen. „Was?" rief nach ein paar Minuten Mistain, indem er auf die Schiffe zeigte, „Quoi, pas un bon garcon? Allons! allons! qui me suit et qui nage?" Ich! antwortete dann rasch Francois Varnier. Ich! sagte Marie Frevet. Ich! Ich! sagten endlich die beiden Brüder Severin und Napoleon Meisson. Ich auch! rief dann Jean Guilloin, der nicht unter die Piloten eingeschrieben ist, aber der wie die Andern sein Leben wagen wollte. Es waren ihrer sieben in Allem. Und rasch warfen sich diese sieben, die von allen Umstehenden für verwegen erklärt wurden, mit Mistain in eine Schaluppe und steuerten auf die Brigg Eduard, die in der höchsten Gefahr war, zu. Alle Blicke folgen ihnen; man sieht sie rudern, jetzt zwischen den Wellen verschwinden, und jetzt wieder auftau-

chen. Hundert Stimmen am Ufer rufen ihnen Muth zu, und unser Gebet begleitet sie. Der Wind war ihnen entgegen, und sie konnten nicht laviren in der engen Bucht; und nur die Keckheit Mistains, der sich entschloß, über eine Sandbank, die seines Schiffleins Untergang sein konnte, wegzusteuern, machte es möglich, daß sie sich der Brigg nähern konnten. Die Wogen hoben ihn dreißig Fuß hoch, und machten seine Barke wie eine Nußschale tanzen. Wenn ein Segel, ein Tau, ein Ruder den Dienst versagt hätten, so war es um die Schaluppe geschehen, und zugleich um die beiden Briggs. Endlich nach unglaublichen Anstrengungen, sieht man Mistain sich auf die Brigg schwingen, das Ruder ergreifen und gegen den Sturm ankämpfen, und so zuletzt unter dem Beifall der Menge das Schiff in den Fluß einführen."

„Auf der Brigg war eine junge Frau, die einen Säugling an der Brust festgebunden hatte, und am Fuße des Mastes knieend und betend den Tod erwartete. Sie war die Frau des Capitains. Alle Zuschauer hatten mit ihr gezittert, und alle riefen ihr ihre Glückwünsche zu, und wendeten sich von ihr nur ab, um den tapfern Mistain zu begrüßen, der bei unserm Beifallrufen und unserer Bewunderung stille lächelte, wie an einem Festtage."

„Die zweite Brigg wurde erst andern Tags gerettet, und zwar abermals von Mistain, in einem Augenblicke, wo sie bereits 11 Fuß Wasser faßte, und nur noch ein paar Minuten hätte widerstehen können. Um sich eine Idee von seinem Muthe zu machen, hätte man das Meer mit seinen Wogen, die die Schaluppe über die Felsen hinwegschleuderten, sehen müssen. Die Schiffbrüche sind in dieser Gegend häufig, und oft, indem man den Blick wegwendet, ist das Schiff auf immer verschwunden. Uebrigens ist dies nicht der erste Versuch Mistains. So wie der Wind heult, und der Sturm braust, ist er bereit. Und was? sollte es für den obscuren Matrosen, für den edlen Mistain kein Kreuz geben, das das Andenken seines Muthes und den Ruhm seiner aufopfernden Ergebenheit verewigte?"

Ich bitte nicht zu vergessen, daß ich hier nur der Uebersetzer bin. In der Art und Weise, wie Mistain, sein Leben für nichts achtend, sich dem Sturme Preis giebt, um ein paar Menschen zu retten; in der einfachen kräftigen Sprache, in der er seine Garcons mit sich fortreißt; in der Ruhe, die er, nachdem sein Werk vollbracht, zeigt, charakterisirt sich der tapfere, kräftige und entschlossene Pilote der Normandie, und in der Art, wie der Berichterstatter ihn belohnen will, der Hr. Bürgermeister, oder ein Conseiller de préfecture oder ein

sonstiger Epicier und Philister aus Caen, der auch einmal einen Sturm sehen, und sich nach der That Mistains die Ehre erwerben wollte, dieselbe dignement belohnen geholfen zu haben. Die guten Franzosen, besonders ihre gar gemüthliche Bourgeoisie sind die unschuldigsten Kindlein, die es giebt. Man kann sie mit einem rothen Läppchen, einer Art Nürnberger Spielzeuge, überglücklich machen.

Unter diesen Erinnerungen, die ich zum Theile in einer Art Wegweiser, den man auf dem Dampfschiffe verkaufte, las, fuhren wir in den Fluß mit weniger Mühe als die Brigg Eduard ein. Die Ufer von Calvados hießen schon unter den Römern das sächsische Gestade, (Littus saxonicum) weil schon seit dem 3. Jahrhundert sächsische Seeräuber dasselbe erobert, und sich hier niedergelassen hatten. Die germanischen Namen der Dörfer und Städte: Ouistreham, Honfleur, Hermannville u. s. w. mögen noch von ihnen ihre Benennung herschreiben.

Eine Zeitlang fährt man auf dem Fluße zwischen gelb-gräulichen Felsen, die eine traurige Aussicht bieten, und eine schlechte Meinung von dem Lande hervorrufen könnten. Bald aber treten die Berge mehr zurück, und blühende Dörfer, prachtvolle Sommerhäuser, viele altnormannisch-gothische Kirchen und ringsum fette Wiesen

geben einen Beweis von dem blühenden Zustande des Landes. Die Aussicht wird immer weiter, und in einer schönen Gegend, ringsum mit lächelnden Dörfern, zwischen Fruchtfeldern, Wiesen und Gebüschen, umgeben, tritt endlich Caen mit seinen vielen gothischen Kirchthürmen hervor. —

Geschichtliches von Caen.

Caen — 1837.

Die Sachsen waren fast überall die Vorläufer der Normannen. Ein Theil der Unternormandie hieß, wie bereits angeführt, schon im 3. Jahrhundert das sächsische Gestade, und England heißt noch heute, trotz der Normannen, das Land der Angeln. Caen scheint von den Sachsen gebaut worden zu sein. In einer Charte Richards II., Herzogs der Normandie (1027) ist Cadhim der Name der Stadt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wie mehrere Geschichtsforscher behaupten, Caen und Cadhim aus dem altsächsischen Worte Cadhom, Kriegsplatz, entstanden. Doch über all das mögen die Geschichtsforscher streiten. Es sind diese Forschungen sicher von Bedeutung, aber ich überlasse sie gerne denen, die gewohnt sind, die Balken zu schneiden, aus denen man

einst ein Gebäude machen kann. Die Volksthätigkeit — und es ist mir nur um sie zu thun — fand erst später und nur hier und dort einen Geschichtsschreiber, der gelegentlich, wenn sie einmal wie das Meer brauste, von ihr sprach.

Caen, durch seine Lage begünstigt, ein paar Stunden vom Ausfluße der Orne, in Mitten eines blühenden Landes, wurde nach und nach durch seiner Bürger Thätigkeit zu einer bedeutenden Stadt, so daß Wilhelm der Eroberer dasselbe für wichtig genug hielt, um sich dort längere Zeit aufzuhalten, und es gleichsam zu seiner Residenz zu machen; wodurch er ihr dann eine neue Bedeutung und neuen Zuwachs sicherte.

Wilhelm der Eroberer, der Sohn des kecken Robert, und von Mutterseite der Enkel eines schlichten Gerbers, war eine von jenen glücklichen Naturen, die oft aus gemischtem Blute hervorzugehen scheinen, und die durch ihre Tapferkeit, ihren Muth und ihre Thatkraft ein Beweis für die Sinnigkeit eines Gesetzes sind, das schon in den Zeiten, die kaum noch der Geschichte angehören, die Ehe unter Verwandten verbot.

Die erste bedeutende That, mit der Wilhelm der Eroberer in der Geschichte auftritt, war der Gottesfriede. Auf einem Concil zu Caen ließ er (1042) durch die Geistlichkeit beschließen, daß Friede im ganzen Lande herrschen solle von Mittwoch Abend bis Montag Morgen.

Wer den Gottesfrieden brach, wurde durch Verbannung, Exkommunikation oder durch die Verweigerung des Grabes bestraft. Wilhelm hielt mit Strenge eine Zeitlang auf die Aufrechthaltung dieses Friedensgesetzes, und das Land blühte unter ihm, und das Volk war glücklich. Diese erste That Wilhelms des Eroberers traf vorzüglich den Adel, und der tapfere Enkel des schlichten Gerbers zwang denselben, ein Gesetz der Menschheit zu achten.

Bald (1053) bewies er, daß er ebenso selbstständig, ebenso unabhängig der Geistlichkeit gegenübertreten könne, wenn diese sich in seine persönlichen oder des Landes Angelegenheiten mischen wolle. Er folgte dem Gefühle seines Herzens, als er Mathilde von Flandern zu heirathen beschloß. Der Pabst aber sah in der nahen Verwandtschaft ein Hinderniß, und verbot die Ehe. Wilhelm trotzte dem Verbote des Mächtigsten der Mächtigen, und achtete den Bannfluch, den der Beherrscher der Christenheit vom Capitol auf ihn herabschleuderte, so wenig, als den Zorn seiner empörten Großen.

Endlich trat er auch dem Volke mit einem Gesetze zu seinem Besten erdacht und geschaffen gegenüber. Wie er 1042 dem Adel den Gottesfrieden aufzwang, so legte er dem Volke, durch lange Kriege, durch die Abwesenheit des Herrschers und die Keckheit des Adels verwildert, eben=

falls Friedensfesseln an, indem er 1057 das Gesetz des Couvre-feu, das alle Bewohner zwang, nach dem Läuten der Nachtglocken in ihr Haus einzukehren und Licht und Feuer auszulöschen, erließ. Wenn ein solches Gesetz nothwendig war, so beweist dasselbe schon an und für sich, wie sehr das Volk verwildert sein mußte, da man zum Schutze Aller Allen eine unnatürliche Fessel anlegen mußte; aber auch wie kräftig entschlossen der, der ein solches Gesetz vorschlug und durchzusetzen übernahm, der das Uebel an der Wurzel anzugreifen den Muth hatte.

Mit derselben Keckheit hatte also Wilhelm sich, wo sich ihm die Nothwendigkeit oder auch nur die Gelegenheit zeigte, dem Adel, der Geistlichkeit und dem Volke gegenübergestellt, und ihnen die Spitze geboten. Und in allen drei Fällen handelte Wilhelm im Interesse des Staates, des Volkes, denn wenn auch seine Heirath nur eine persönliche Angelegenheit für ihn zu sein scheint, so mußte schon der Umstand, daß er zu einer Zeit, wo sich Alles vor dem Willen des Pabstes und der Geistlichkeit beugte, es wagte, ihm zu widerstehen, von den besten Folgen für die Selbstständigkeit des Landes sein. Wo das Gesetz des Stärkern das höchste und letzte Recht sind, sind Kraft und Muth die unerläßlichsten Bedingungen der Herrschaft, und Wilhelm der Eroberer, nach dem, was er in den ersten Jahren seiner Regierung that, in der Art, wie er später

sein verzweifeltes Unternehmen gegen England ausführte, hätte der Wohlthäter seines Volkes, der Gründer einer glücklichen Zukunft für dasselbe werden können. Er wurde seine Geißel, die Ursache hundertjährigen Unglückes, endloser Verwüstungen und Verwilderungen; denn er dachte nicht anders als die, denen er den Gottesfrieden auferlegt hatte; er sah in seiner Macht nur ein Mittel, den Raub ins Große treiben zu können. Die Eroberung Englands durch die Normannen hat am Ende nach Jahrhunderten den Fortschritt der Menschheit befördert, denn selbst der Unsinn und das Laster, das Unrecht und die Schande scheinen mitunter berufen zu sein, dem Rechte und der Wahrheit als Fußschemmel zu dienen. Aber wer deswegen den Eroberer entschuldigen und vertheidigen will, kann sich zum Advokaten der Heiligsprechung eines Meuchelmörders ernennen lassen, weil dieser etwa durch seine Hinrichtung Gelegenheit gegeben hat, die Macht des Gesetzes zu proclamiren, und so seine That selbst die Ursache zu einer der Menschheit nützlichen Manifestation war. Wilhelm der Eroberer hat an diese Folgen nicht gedacht, nicht denken können, und nur der Raub, Länder= und Schätzeraub, — er trieb den letztern so weit, daß es vor ihm keinen reichern Fürsten gab — war seine Absicht und das nächste Resultat.

Die ganze Welt, die in ihrer Einfalt sich noch heute, wie vor vielen tausend Jahren, vor d e n Thieren nieder=

wirft, die das Land am furchtbarsten zu verwüsten verstehen, opferte und opfert dem Eroberer ihren Weihrauch, während der Zufall, — weil man einmal gewohnt ist, den unverstandenen Fingerzeig des Geschickes so zu nennen — sein Verdammungsurtheil am Tage seines Begräbnißes bereits gesprochen hatte.

Wilhelm der Eroberer — sein Fuß hinterließ, seit er in England gelandet war, nur Blutspuren — hatte selbst den Gottesfrieden verkündet, und den Gott verhöhnt, dessen Namen er angerufen, als er den Frieden zum Gesetze gemacht. Er hatte bestimmt, daß der Friedensbrecher kein Grab finden solle. Das Geschick saß über ihn zu Gericht, und erklärte das Gesetz vollkräftig.

Wilhelm starb am 10. Septbr. 1087 zu Rouen. Seine Söhne, seine Verwandten und seine Höflinge warteten nicht ab, bis er den letzten Athemzug ausgehaucht, um ihn zu verlassen, und als er endlich starb, blieb Niemand übrig, ihm die Augen zuzudrücken. Seine Diener selbst, nachdem sie sich in seine Kleider getheilt hatten, zerstreuten sich. Die nackte Leiche blieb allein in der Priorei des St. Gervais, und mehrere Tage dauerte es, ehe man an seine Beisetzung dachte. Endlich beschloß die Geistlichkeit, daß der König zu Caen begraben werden sollte, aber Niemand wollte die Kosten des Transportes und des Begräbnisses tragen, bis sich zuletzt ein Bauer aus der Umgegend

von Rouen, Namens Herluin, (so die Chroniken, vielleicht war dieser Herluin derselbe, der Wilhelms Mutter Harlotte geheirathet hatte) dazu erbot, und aus Mitleiden den großen König nach Caen hinschaffte. In der Gegend von Caen angekommen, gingen die Mönche der Abtey St. Etienne, die Geistlichkeit und die Bürger der Stadt ihm entgegen, um die verlassene Leiche in die Kirche und zu Grabe zu geleiten. Aber das Geschick wollte einmal diesen Pomp nicht am Grabe des Eroberers sehen, und eine Feuersbrunst, die in der Stadt ausbrach, zerstreute den Zug, so daß nur ein paar Mönche und der schlichte Bauer Herluin zur Begleitung der königlichen Reste übrig blieben.

Endlich langten diese in der Kirche an. Nach der feierlichen Messe bestieg Gislebert, Bischof von Evreux, die Kanzel und hielt die Lobrede des Königs, dessen Tapferkeit und Großmuth, Gerechtigkeit und Frömmigkeit und besonders seine Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit er in den pomphaftesten Ausdrücken feierte. Dann forderte er das Volk auf, für die Ruhe der Seele des verstorbenen Königs zu beten, und der Zufall wählte diesen Augenblick, um sein veto auszusprechen. Asselin, Sohn Arthurs, ein Bürger von Caen, erhob sich und rief Harro! über die Leiche des Eroberers: „Auf der Stelle, auf der wir stehen, und in der ihr den König begraben wollt, stand vor Zeiten das Haus meines Vaters. Wilhelm hat ihn unrechtmäßiger Weise aus

demselben ausgetrieben, und ich will nicht, daß er in der Erde begraben werden solle, die er mir und meinem Vater geraubt hat. Ich fordere diese Erde zurück als mein Eigenthum. Im Namen Rollo's, der gesagt hat, daß des Fürsten erste Pflicht sei, das Gesetz wie der niedrigste Knecht zu achten, und im Namen Gottes, der das Unrecht straft, widersetze ich mich, daß diese Erde, die mir gehört, den Leib dessen empfange, der ein so schnödes Verbrechen gegen meinen Vater begangen hat."

Dem Friedensbrecher sei das Grab verweigert, hatte vor etwa vierzig Jahren Wilhelm erklärt. Das Gesetz sollte erfüllt werden.

Die Geistlichkeit wollte Asselin zum Stillschweigen zwingen, aber das Volk nahm sich seiner an, und die Greise von Caen erklärten, daß er wahr gesprochen, und die Männer riefen, daß er Recht habe und daß ihm Recht werden müsse. Und vor der Königsleiche mußten die Bischöfe dem Bürger von Caen das Grab des Königs um 60 sols abhandeln, und die Sühne seines Unrechts erkaufen. Asselin stellte sich zufrieden, aber das Geschick, die Millionen anderer Unglücklichen, die jener König gemacht hatte, waren nicht gesühnt, und als die königlichen Reste ins Grab gesenkt wurden, stieß der Sarg an die Grabwände an, daß er sich öffnete, und die Leiche herausfiel, zerbrach und dann einen solchen Pestgestank

verbreitete, daß das Volk in Eile die Kirche verließ, die Geistlichkeit alle noch restenden Ceremonien vergaß und das Grab schloß.

Er hatte also endlich ein Grab gefunden! „Das Grab war sorgfältig verschlossen worden, und blieb unberührt bis zum Jahre 1562, zu welcher Zeit die Calvinisten es in ihrer religiösen Wuth, überzeugt, daß dasselbe große Schätze verschließe, mit Gewalt öffneten. Da sie nichts als das Gerippe des Eroberers fanden, umwickelten sie die Knochen mit einem Stück rothen Tafet und zerstreuten sie in der Kirche, und zerschlugen den Grabstein. Die Mehrzahl der Knochen wurden von Herrn de Bras gesammelt, und von ihm dem Herrn de Canalu, Mönch und Procureur der Abtey, zum Aufbewahren übergeben, der sie mit Sorgfalt in seine Zelle hinterlegte, in der Absicht, sie später wieder in ihr Grab beizusetzen, sobald der Aufstand vorüber. Aber die Mönche wurden, da Coligny kurze Zeit nachher die Stadt wegnahm, aus der Abtey ausgetrieben, und die Reste des Königs noch einmal zerstreut. Der Vicomte von Falaise aber hatte im Augenblick dieser Unordnung von einem der Aufrührer einen Hüft-Knochen erlangt, den er später in das neue, dem Herzoge errichtete Monument niederlegte.*)"

*) Antiquités Angl. Norm. p. 53.

So wurde das Urtheil vollstreckt.

Ich liebe solche Fingerzeige eines höhern Gesetzes als das des Menschenwillens, und im Buche der Geschichte stehen deren, wenn man sie beachten wollte, auf jedem Blatte aufgezeichnet. Schon als solcher ist die Seite in der Geschichte Caens, die über das Begräbniß und das Grab des Eroberers spricht, bedeutend genug. Aber das Benehmen des Bauern Herluin und des Bürgers Asselin sind auch im Stande das Volk zu charakterisiren, und deswegen sind jene Scenen um so bedeutender. Der Eine, der, als Alle, die von den Wohlthaten des Königs gelebt, die den Raub mit ihm getheilt hatten, die königliche Leiche verließen, dieselbe in Schutz nahm, war der Vertreter der Ergebenheit der Normannen gegen ihre Fürsten, so lange sie dieselben achteten; der Andere aber, Asselin, und die Bürger von Caen, die für ihn eintraten, die Vertreter des stolzen Rechtsgefühls, der kecken Männlichkeit, die selbst vor dem Fürsten nicht zurücktrat, wenn ihr Unrecht geschehen war.

Die Geschichte von Caen nach Wilhelm dem Eroberer geht eine Zeitlang mit der der Normandie überhaupt Hand in Hand. Der Reichthum von England floß in der Normandie zusammen, und Caen, sehr oft die Residenz der Könige von England, erhielt seinen guten Theil der Beute, so daß die Stadt zur Zeit Johanns

ohne Land, nach den Chronikenschreibern der Hauptstadt Frankreichs in Nichts nachgestanden habe. Mit der Wiedereroberung der Normandie durch die Franzosen beginnt die Abnahme der Blüthe Caens, die eine Zeitlang weniger bemerkbar war, weil die Stadt nur nicht zunahm, während alle andern größern Städte Frankreichs beständig an Reichthum und Einwohnern wuchsen. Erst später wurde aus diesem Stillstand ein förmlicher Rückschritt.

Ein paar Momente in der Geschichte des Volkes, die man aufgezeichnet hat, sind noch des Redens werth. Die Bewohner von Caen stellten vierzig Schiffe zur Schlacht der Geluse, wo 1340 die Franzosen von den Engländern geschlagen wurden. Sechs Jahre später landete Eduard III. in der Normandie, und bald waren seine Soldaten in der Nähe von Caen. Die königlichen Befehlshaber von Caen wollten die Vorstädte verbrennen, um die Stadt besser vertheidigen zu können; die Bürger aber widersetzten sich diesem Beschluße und erklärten, daß sie in offenem Felde und allein dem Könige von England gewachsen seien, und gegen ihn ausziehen würden. Der Verlust der Schlacht und der Stadt waren die Folgen dieser Keckheit, aber sie war wenigstens ein Beweis des Muthes der Bewohner und der großen Meinung, die sie von sich selbst hatten.

Ein paar Jahre später (1363) zeigte eine Art von

Volksaufstand, daß die Bürger von Caen schon in jener Zeit, wo der Adel glaubte, noch Alles zu sein, und sich Alles erlauben zu dürfen, denselben zu bestrafen wußten, wenn er seinen Uebermuth an ihnen geltend machen wollte. Ein Page ließ ein Pferd beschlagen, und der Schmidt hatte das Unglück oder Ungeschick, ihn dabei leicht an der Hand zu verwunden, wofür ihn der Page mit einem Steine niederschlug. Kaum aber war die That bekannt, als sich das Volk zusammenrottete, und in seinem Zorne siebzehn Edelleute tödtete, und mehr als dreißig tödtlich verwundete.

Heinrich V. von England versuchte es, die Normandie wieder zu erobern. Er landete zu dem Ende 1417 in der Basse Normandie, belagerte Caen und nahm dasselbe weg. Aber als er selbst in die Stadt eingedrungen war, wehrte sich das Volk noch aufs Verzweifeltste, und erst, nachdem man auf dem alten Markte, jetzt Place St. Sauveur, die sich von Straße zu Straße zurückziehenden Vertheidiger niedergemacht hatte, ergab sich der Rest der Bewohner, von denen aber nicht weniger als 3000 Kaufleute und Handwerker auswanderten. Caen blieb dann bis 1450 wieder unter der Herrschaft Englands. Die Normannen aber ertrugen die fremde Herrschaft nur mit Widerwillen. Ein Normannischer Edelmann stellte sich an die Spitze eines zusammengerafften Volkshaufens und nahm eines Tages

(1431) im Angesichte Caen's und der englischen Besatzung mit 700 Mann alle zum Markte von St. Michael bei Bourg l'Abbé gekommenen englischen Kaufleute, 3000 an der Zahl, gefangen. 1434 erschienen der Adel und die Gemeinden mit 50,000 Mann vor Caen, dessen Belagerung sie aber durch den Winter gezwungen aufgeben mußten.

Endlich wurde Caen wieder von den Fremden befreit, und die Chroniken zeichneten dann bis zur Reformation nur die Tage auf, an denen die Pest oder sonst ein Landunglück wütheten, oder ein König die Stadt besuchte.

Die Reformation, wie wir auch schon anderswo gesehen, fand in der ganzen Normandie bedeutenden Anklang. Das Volk in germanischer Weise am Alten festhaltend, blieb ihr zuerst fremd, und nur in den höhern Ständen und in den aufgeklärtern Städten fand sie bei ihrem ersten Auftreten ein geneigtes Ohr, und dann bald auch ergebene Anhänger und eifrige Verbreiter. In Caen waren die Gelehrten und einzelne Geistliche die ersten Bekenner und Verbreiter der neuen Lehre. Beim Volke aber bedurfte es noch eines andern Hebels, um es zu veranlassen, das Neue gegen das Alte zu vertauschen, und wie in Deutschland kam das tiefe Unglück, die drückende Noth den Lehrern der Reform zu Hülfe. Das Volk, besonders auf dem Lande, war gänzlich verarmt, so daß beinahe nur noch die

Geistlichkeit Steuern zahlen konnte, die dann wieder aufs Volk zurückfielen. Im Jahre 1558 waren diese Steuern zu einer Höhe gestiegen, daß die Pfarrer und Vikare sich durch die Flucht denselben entziehen mußten, so daß besonders in mehreren Dörfern der Umgegend von Caen seit vielen Jahren die Messe nicht mehr gefeiert worden war. In dieser Zeit traten endlich die Prediger der Reform in Caen offen auf. Das Volk knüpfte andere Hoffnungen an die neue Lehre, als diese je zu gewähren beabsichtigte und gewähren konnte. Die Noth, die Unerträglichkeit des gegenwärtigen Zustandes ließ von jeder Aenderung eine Besserung hoffen, und so nahm man hin, was eben geboten wurde, so gelang die religiöse Reform halbwegs, weil eine politische, eine sociale nothwendig war, und man in jener an diese glaubte. In Deutschland hatten dieselben Verhältnisse dasselbe Resultat.

Die Unterdrückung des Volkes ist eine Frucht, die am Ende stets einen bittern, giftigen Kern hat, denn sie hat nothwendig die Folge, daß an dem Tage, wo der Druck aufhört, wo er zernichtet wird, die gepreßte Feder zu hoch aufschnellt, und zerschmettert, was über ihr steht. Das Volk ist ein reißendes Thier, nur wenn es durch Mißhandlungen und Hunger zur Wuth gereizt worden ist. — In Caen brach endlich der Sturm los, und die Calvinisten, nachdem sie schon einmal 1562 ver-

gebens versucht hatten, das Schloß wegzunehmen, plünderten ein paar Monate später während zwei Tagen die Kirchen und Klöster der Stadt, zerschlugen und verbrannten von den geweihten Geräthen, was ihnen werthlos schien, und schonten, wie bereits gesagt, selbst das Grab des Eroberers und seiner Gattin Mathilde nicht. Dann aber gingen sie in die Rathskammer der Stadt, und forderten in keckem Hohne ihren Tagelohn.

Der Herzog von Bouillon kam von Rouen, um die Ordnung, wie man damals schon den alten Unsinn nannte, wieder.herzustellen. Bald aber fiel Caen nach der Schlacht bei Dreux gänzlich in die Hände der Calvinisten, und Coligny leitete eine Zeitlang von hier aus die Angelegenheiten der Reformisten.

Der Bartholomäusnacht folgte in Caen eine Art stillschweigender Friede oder Waffenstillstand. Die Anhänger des alten und des neuen Glaubens sahen hier mit gleichem Abscheu, wie der Verrath und der Meuchelmord die letzte Waffe für und gegen die neue und die alte Lehre geworden war.

Nach den Kämpfen der Reformation trat für Caen eine Ruhe ein, die nur selten Gelegenheit zu außerordentlichen Lebensäußerungen gab.

Heinrich IV. bot der Sadt eine solche Gelegenheit. Dieser hatte die Jesuiten verjagt; aber der König, der

sagen konnte: „Paris ist immer eine Messe werth," mußte, wenn ihm die Jesuiten mehr Vortheil boten, als er aus ihrer Verweisung zog, leicht zu bewegen sein, sie wieder zurückzurufen. Und wirklich widerrief er 1600 das frühere Verbannungsedict. Caen war nicht unter den Städten, die durch das neue Edict den Jesuiten zur Ausbeute angewiesen wurden. Im folgenden Jahre aber schickten die Jesuiten einen der Ihrigen an den König, um im Namen der Stadt die Wiedereinführung des Ordens in Caen zu fordern. Es war die Bitte im Namen der Stadt nur ein unschuldiger jesuitischer Handgriff und die Caener Stadtbehörden, als sie hörten, wie man ihren Namen mißbraucht, deckten die unschuldige Lüge auf. Dennoch gewährte der König 1607 den Jesuiten ihre Bitte, und beorderte die Stadt, ihnen ein Gebäude abzutreten. Das Volk widersetzte sich mit aller Kraft der Ausführung dieser Verfügung, und erst nach mehreren energischen Protestationen der Macht weichend, ließ man geschehen, was man nicht hindern zu können glaubte. Aber schon der Muth, dem allmächtigen Willen eines unbeschränkten Herrschers zu widersprechen, wo der Menschenverstand diesen Widerspruch rechtfertigt, zeugt für die Selbstständigkeit der Normannischen Bürger.

Die geistigen Interessen sind leider im Allgemeinen

diejenigen, deren Bedeutung das Volk am wenigsten erkennt, sonst würden die Caener sich vielleicht der Wiedereinführung der Jesuiten noch kräftiger widersetzt haben. Wenigstens zeigten sie, so wie in Mehrzahl die Bewohner der ganzen Basse-Normandie ein paar Jahre später (1639), wie sie in Bezug auf die materiellen Interessen nichts weniger als nachgiebig waren, wenn sie glaubten, daß ihnen Unrecht geschehen sei. Eine neue Auflage auf das Leder rief Aufstände in der ganzen untern Normandie, besonders in Caen, Avranches, Coutances, Valognes, St. Lo, Bayeux u. s. w. hervor. Ueberall gaben die Schuhflicker und Schuster das Zeichen zum Aufstande durch ihre Widersetzlichkeit gegen die Offiziere der Regierung, die die Steuer eintreiben wollten, und beinahe allwärts wurden sie vom Volke in ihrem Widerstande aufgemuntert und unterstützt. In Caen plünderte man die Wohnung des Hauptmanns der Taxe, der sich nur mit Mühe retten konnte. Die Regierung mußte eine Heeresabtheilung nach Caen schicken, unter deren Schutze man die Aufrührer bestrafte, lebendig räderte, henkte, (in Caen deren neun) zu den Galeeren und zur Verbannung verdammte, und ihre Häuser niederriß. Und mit solchen barbarischen Strafen glaubte man das barbarische Benehmen des Volkes selbst gesühnt und ihm eine Lehre gegeben zu haben.

Die Aufhebung des Edicts von Nantes, dem die Dragonaden, die Niedermetzelung der Protestanten durch die hierzu befehligten Soldaten eines Ludwig XIV. anderswo bereits vorhergegangen waren, hatte für Caen die schlimmsten Folgen, und von diesem Zeitpunkte datirt die bis beinahe in die letzte Zeit fortschreitend verminderte Bedeutenheit der Stadt. Dreizehn Jahre später (1698) schrieb der Intendant von Caen auf die vom Hofe erhaltene Anfrage: Depuis l'année 1685 la plus grande partie des marchands ou negotians qui ètaient religionaires et les plus riches sont partis en pays etranger et le commerce est presque entièrement sorti de l'election de Caen. Auf dem Place royal zu Caen steht eine große Ehrensäule Ludwig des XIV!

Von nun an vegetirte Caen nur noch und erhielt erst mit der Revolution wieder eine politische Bedeutung. Die alte Handelsblüthe dagegen erhielt es nicht wieder, wenn auch normannische Ausdauer und Thätigkeit in neuester Zeit die Stadt wieder vielfach gehoben haben.

Ein einziger Name, der der Charlotte Corday, resumirt für Caen die Epoche der Revolution und die Theilnahme des Volkes an derselben. Caen war vom ersten Augenblicke an der Revolution ergeben, und bereits 1791 hatten die Bürger ihre Ergebenheit im Kampfe gegen das in Caen in Garnison liegende Regiment be-

wiesen. Sie zwangen dasselbe, die Stadt zu verlassen, nachdem sie dessen Commandant gefangen genommen hatten. Dieser versuchte am andern Tage die ihn zum Verhör begleitende Bürgerwache zu entwaffnen und wurde niedergeschossen. Im folgenden Jahre fiel ein zweites Opfer der Volksrache. Der Procureur general sindic, Herr Bageux, war angeklagt, mit den ehemaligen Ministern Montmorin und Lessard in geheimer Correspondenz zu stehen, und wurde auf dem Platze St. Sauveur, nachdem er vergebens versucht hatte, sich vor dem versammelten Volke zu rechtfertigen, hingerichtet.

Diese beiden Ereignisse beweisen wenigstens, daß die Revolution kräftige Anhänger in Caen gefunden hatte. Aber sie lagen nicht im Charakter des Volkes, und waren, wie später der Vandalismus einiger königlich Gesinnten, die die Büste Napoleons von Canova an einem Seile durch die Straßen schleppten und zerschlugen, nur Folge der ersten Aufregung, und das Werk Einzelner. Bald sprach sich die ganze Provinz in Mehrzahl für die gemäßigtere Partei des Convents, für die Gironde und gegen den Berg aus. Die Normannen, kräftig und bieder, und ächtgermanisch die Reform ohne die Revolution wollend, sahen nicht, daß die französische Revolution einmal durch die Nothwendigkeit und den Widerspruch derer, die Reform nicht wollten, herbeigeführt, das Ge-

schick dieser von dem Siege jener abhing, daß die Revolution und mit ihr die Reform nur durch die Revolution gerettet werden konnte. — Hierzu kam noch, daß die Normandie sich seit Jahrhunderten als ein von Frankreich unabhängiges Ganzes betrachtet hatte, und daß hier also die girondistische Ansicht über eine Föderativrepublik natürlich Anhänger finden mußte.

Caen war eine von den Städten, die sich am kräftigsten für die Gironde und gegen den Berg aussprachen und im Convent selbst ihre Ansicht geltend machten. Am 29. April 1793 votirte der Conseil general der Commune von Caen eine Adreße an den Convent, in der es hieß: „Representants! Justement consternés des atrocités qui des brigands ne cessent de commettre contre des mandataires, qui ont tout notre confience, nous deviendrions criminels contre la patrie, si, dans une occasion aussi alarmante, nous êtions indifferents aux trahisons des scélérats, qui des trames ourdies par le crime ont mis au rang distingué de representants du peuple ..... Comment ne pas reculer d' horreur à l' aspect de l' abime profonde, ou les Marats, les Robespierres, le Dantons et tant d' autres membres voulaient engloutir la liberté! Quils tremblent ces reptiles vénimeux et sanguinaires! Quils sachent que 24 Million d' hommes n'ont pas vainement fait le serment d' être libres!

Quils aprennent enfin, qu'une grande nation, fatigué de leurs iniquités, outragé par leurs forfaits, se prépare à tirer une vengeance éclatante d' attentats aussi répétés que sacrilèges!"

Der edle Muth der Gemeinde von Caen spricht sich in dieser Adresse aus, wenn man auch für Frankreich die Herrschaft des Schreckens in der damaligen Zeit für nothwendig halten kann. Die Revolutionen werden nur möglich, wenn die Reform unmöglich ist. Frankreich, einmal auf den Standpunkt gekommen, wo die Revolution begann, mußte die Folgen dieser Nothwendigkeit tragen, wenn der Same nicht mit der ersten unreifen, bittern Frucht untergehen sollte.

Sechs Wochen nach dieser Adresse, am 31. Mai 1793, nahm Henriot die Tuillerien ein, und die Girondisten unterlagen dem Berge, der wie eine Lavine auf sie herabstürzte, und sie erdrückte. Mehrere der Girondisten flüchteten erst nach Loreux, dann nach Caen, wo der General Wimphen, damals Commandant der Ufer der Manche, den girondistischen Aufstand organisirte, der endlich durch die Schlacht bei Vernon auseinander getrieben wurde.

Charlotte Corday aber hatte unterdeß die Girondisten an Marat gerächt. Das Geschick wollte, daß der fanatische Blutprediger, den es aufgerufen, weil oft wohl die Menschheit seiner bedurfte, nicht unbestraft von der Schaubühne

abtreten sollte, und ein zartes Weib wurde dazu ausersehen, das Urtheil zu vollstrecken. Jean Paul hat Alles gesagt, was man Schönes über die edle That dieser jungfräulichen Rachegöttin sagen kann. Nur die That selbst hat er weniger bedacht, als die Thäterin; jene aber hat eine alte Lehre bewährt, und zwar die, daß der politische Meuchelmord nie zum Ziele führt, das sich der Mörder setzt, und daß von Brutus bis zu Charlotte Corday diese Wahrheit nicht ein einziges Mal Lügen gestraft worden ist. Marats Tod hat den Sieg über den girondistischen Aufstand nur erleichtert, denn der Meuchelmord entwaffnet den muthigen Mann der Partei, der er nutzen soll, er reizt und erbittert die, gegen die er gerichtet ist; er hängt sich wie ein Gespenst an den Fuß der Freunde des Mörders, und wird zur begeisternden Rachefurie der Feinde desselben. Die Schreckensherrschaft war nie stärker, als am Tage nach dem Tode Marats. Dann könnte man grade in dieser That und ihren Folgen einen Beweis der damaligen Nothwendigkeit des Schreckens sehen, denn dieser lebte fort, nachdem die hideuse Gestalt eines Marats, der ihr zuerst seinen Athem eingeflößt hatte, aufgehört hatte zu leben. Das Geschick der Menschheit ist überhaupt an andere Gesetze gefesselt, als an den Willen, die Laune und den Irrthum eines einzelnen Menschen, und hieße dieser selbst Cäsar, Carl der Große oder

Napoleon; denn da, wo wir oft glauben, den Willen eines Einzelnen zu sehen, erblickt das tiefer schauende Auge des Forschers am Ende das höhere Gesetz, dem der Heros — ein Spiel des Zufalls und wie Napoleon in der Schule beginnend und an einen Felsen im weiten Ocean gefesselt endend — unbewußt Gehorsam leistet.

Trotz der Art, wie die Caener den girondistischen Aufstand unterstützt hatten, sah Caen keine Hinrichtungen der Schreckenszeit. Man mochte das Volk zu gut kennen und wissen, daß der Normanne wohl zu besiegen, aber nicht zu unterjochen ist. Dann aber wollten selbst Robespierre und seine Anhänger nur die Häupter treffen, und ließen, wo nicht wie bei einem Schneider der blinde Fanatismus und die entfesselte Genußsucht eines Pfaffen hinzukamen, die hirtenlose Heerde in Ruhe.

Daß aber die Normannen und besonders die Caener sich nicht ungestraft reizen ließen, zeigten sie selbst einmal den Soldaten Napoleons. 1800 beleidigte ein Offizier der 43. Halbbrigade, die damals in Caen lag, einen Bürger, und das Volk rächte den Beleidigten und trieb die Soldaten aus der Stadt.

Noch eine Geschichte, die in ihrem romanhaften Gange das die Normannen beseelende Gefühl für Recht und ihre Männlichkeit, selbst einer Regierung Napoleons gegenüber, so klar als möglich zeigt, hier zum Schlusse.

Ein Emigriter, Namens Dascher, befand sich 1810 in der Normandie. Die Polizei wußte, daß derselbe in der Provinz für die flüchtige Königsfamilie intriguire, und setzte einen bedeutenden Preis auf dessen Habhaftwerdung. Dascher kam nach Caen, um sich von hier nach England einzuschiffen, und fand bei einer Dame de Vaubadon, die ihr Erbe verschwendet hatte, ein Asyl. Bald erfuhr die Polizei, daß Dascher bei ihr versteckt sei, und bot ihr dann eine Summe, um ihre Schulden zu zahlen, so wie eine lebenslängliche Rente an, wenn sie Dascher ausliefern wolle. Der Handel wurde abgeschlossen, und sie führte ihren Schützling, ihm vorspiegelnd, daß er sich in Luc einschiffen könne, in ein nahes Gebüsche, wo ihn die Agenten der Polizei überfielen und ermordeten. Der Chef dieser Expedition, ein gewisser Toisson, erhielt denselben Orden, den Napoleon auf seiner Brust trug, und den er das Ehrenkreuz nannte. So belohnte ihn der Held von hundert Schlachten! Die Normannen aber, obgleich sie damals noch sehr an Napoleon hingen, dachten anders. Die ganze Geschichte und das Benehmen der Vaubadon wurde bekannt, und als sie ein paar Tage später in glänzendem Schmucke und einem rothen Kleide im Theater erschien, brach die öffentliche Entrüstung los, und von allen Seiten rief es: à bas la robe rouge, à bas la robe du sang!

Und das Volk sprengte die Thüre ihrer Loge, und faßte das rothe Kleid und riß es ihr vom Leibe. Nur das Einschreiten der Polizei bewahrte sie vor einem raschern, mitleidigern Gerichte, als das, das ihrer harrte. Sie war von dieser Stunde an geisteszerrüttet, und büßte ihre That in einer Zelle der Rasenden im Narrenhause zu Caen. —

Volkscharakter.

Caen, Septbr. 1837.

Bei einem Besuche, den ich bei Herrn F. machte, fand ich diesen in einem Zwiegespräch mit seinem Bedienten. Es handelte sich um eine zerbrochene Vase. „Haben Sie diese Vase zerbrochen?" — „Was denken Sie, mein Herr?" — „War Jemand außer Ihnen im Zimmer?" — „Ich glaube nicht." — „Haben Sie den Schlüssel abgezogen, als Sie fortgingen?" — „Das ist meine Gewohnheit!" — „War vielleicht die Katze im Zimmer?" — „Ich glaube nicht." — „Aber wer soll sie denn zerbrochen haben?" — „Ich kann es nicht sagen." — „Haben Sie das Zimmer ausgestäubt?" — „Ich thue dies alle Tage, während Sie frühstücken." — „Dabei werden Sie die Vase vom Kamin herabgestoßen haben?" — „Ich habe sie nicht angerührt."

Mein Freund sah mir die Ungeduld an und endigte das Zwiegespräch. Alle diese halb ausweichenden Antworten schienen mir schlagende Beweise der Schuld des armen Teufels. Kaum war er fort, als ich meine Ansicht Herrn F. mittheilte, da ich wußte, daß ein Unglück und selbst eine Ungeschicklichkeit für den Bedienten, der sonst die treuste Seele war, keine schlimmen Folgen haben konnte. Aber F. versicherte, ich irre mich und sein Bedienter sei, troß seiner ausweichenden Antworten, unschuldig. „Sie kennen eben," fuhr er fort, „unsere Leute in der Basse Normandie — die Departements Calvados, de l' Orne und die Manche bilden die Unter=, die der Seine inferieur und der Eure die Ober=Normandie —, nicht, sonst würden Ihnen diese Antworten gar nicht aufgefallen sein. Es ist mehr als ein Sprichwort, wenn man behauptet, der Unter=Normanne sage ni ver, ni nenni, nicht Ja, nicht Nein."

Ich habe, einmal darauf aufmerksam gemacht, das Sprüchlein noch oft bewährt gefunden. Die Sache ist schon alt, und schon vor Jahrhunderten scheint der Normanne dieselbe Furcht vor einer direkten Antwort gehabt zu haben. Eine Stelle aus einer Eloge des Normands vom Abbè Rivière (Paris 1748) spricht sich so darüber aus: „Wo findet man eine größere Liebe zur Wahrheit als bei diesem Volke? Sie fürchten so sehr, irgend eine

Unwahrheit zu sagen, sie haben vor diesem Fehler einen solchen Abscheu, daß sie weder Ja noch Nein auszusprechen wagen, wenn es sich davon handelt, etwas zu behaupten. Sie bedienen sich gewisser Umschreibungen, durch welche sie nichts fest affirmiren oder verneinen. Dies hat ihnen den Ruf der Lügenhaftigkeit zugezogen und sie als Leute, die leicht ihr Wort brechen, ins Geschrei gebracht. Aber die sie so verunglimpfen, geben sicher nicht Acht darauf, daß sie nie versprechen, etwas zu thun, sondern nur daß sie es thun könnten oder nicht, und wenn sie es nicht thun, so sind sie zu nichts verpflichtet, weil sie ihr Versprechen nicht bestimmt gegeben haben. So sollte man, statt sie als Lügner zu behandeln, vielmehr ihre Umsicht und ihre Scheu vor jeder Lüge bewundern."

Um dies nicht mißzuverstehen, muß ich nur gleich sagen, daß diese Eloge keine Satire, sondern sehr ernst gemeint ist. Im Ganzen mag der Ansicht des guten Abbè doch einige Wahrheit zum Grunde liegen; denn wirklich würde der, der immer die Wahrheit sagen wollte, gezwungen sein, Ja und Nein aus seinem Lexikon zu streichen. Der Normanne ist im Allgemeinen wahrheitsliebend, und es mag somit diese Eigenschaft immerhin an seiner innern, unwiderstehlichen Abneigung vor Ja und Nein Theil haben.

Aber die Geschichte der Normandie erklärt diese Zurückhaltung hinlänglich. Von dem Augenblicke an, wo

die Strecke Erde, die jetzt die Normandie heißt, in den Geschichtsannalen genannt wird, sehen wir ihre Bewohner ein Jahrtausend hindurch und länger stets unter dem eisernen Joche eines fremden Eroberers. Cäsar führte hierher seine Legionen; die Sachsen waren schon vor ihm hier gewesen und lösten ihn wieder ab; nach diesen kamen die Franken, denen dann die Normannen folgten, und als die Normannen England erobert hatten, wurden die Engländer später wieder die Eroberer der Normandie. Schon dieser ewige Wechsel könnte jene ängstliche Vorsicht der Normannen in ihrer Sprache erklären. Die Jugenderinnerungen der Völker sind bleibend. Am schwersten aber lastete auf der Normandie der Fluch, den Wilhelm der Eroberer durch seinen Zug nach England auf sie herabgeschworen hatte. Plündern und Rauben war den in England eingewanderten Normannen zur zweiten Natur geworden. Die kleinen Herrn hatten dem großen Eroberer etwas abgelernt, und als England keinen Raub mehr für ihre Habsucht bot, kamen sie in ihr Vaterland zurück, um hier zu üben, was sie dort gelernt. Nicht nur das Blut, das während der Eroberung fließt, ruft Rache gegen den Eroberer, sondern auch das, was in Folge derselben vergossen wird. Und die Natur und die Geschichte zeigen uns, daß sie ein Gesetz hat, welches will, daß sich die Räuber um des Raubes Willen selbst zerfleischen, daß die Söhne der Ero-

berer — der gräßlichsten Landseuche, die die Menschheit erleben kann — sich selbst unter einander aufreiben. Die Generale Alexanders, die Söhne Karls des Großen, die Wilhelms des Eroberers gehorchten diesem furchtbaren Gesetze des Fatums, der Weltgerechtigkeit. Die Eroberung selbst kann für die Zukunft heilbringend sein, wie die Pest, die die Luft reinigt, aber nichts destoweniger die Pest ist. Die Eroberung hat meist die unmittelbare Folge, daß die Helfershelfer des Eroberers, sobald sie seine starke Faust nicht mehr fühlen, gegen einander wüthen, um unter sich die Rolle fortzusetzen, die sie ihren Herrn und Meister spielen sahen. Die Normandie ist ein Beleg für diese Wahrheit, und beinahe ein Jahrhundert hindurch nach Wilhelm des Eroberers Tode wüthete in derselben unaufhörlicher Krieg zwischen den Söhnen des Eroberers und seiner Kampfgenossen.

All das konnte nicht ohne Einfluß auf den Charakter des Volks bleiben und erklärt natürlich, was uns auf den ersten Anblick auffallend erscheint. Das Volk mußte zurückhaltend, ernst und vorsichtig werden, denn es war unglücklich. Es mußte mißtrauisch werden, denn es hatte Niemanden, dem es vertrauen konnte. Die Bewohner des ärmsten Dörfchens theilten sich in Parteien, und ein frisches Ja auf die einfachste Frage konnte zu einem Verbrechen werden in den Augen dessen, der

fragte. Als die Römer kamen, war ein Ja auf die Frage: Bist du ein Gallier? gefährlich. Unter den Sachsen und Normannen gestalteten sich die Verhältnisse ähnlich. Als England die Normandie beherrschte und mit Frankreich um dieselbe stritt, wußte der Normanne nicht mehr, ob er sich Normanne, Franzose oder Engländer nennen sollte. Während der Bürger-, oder besser, der Ritterkriege, in denen man stets auf den Sack schlug, wenn man den Esel meinte, d. h. das Volk züchtigte, so oft man den Herrscher bekämpfen wollte, während der Hugenottenkriege endlich, war eine direkte Antwort auf die einfachste Frage oft lebensgefährlich; denn sie konnte für den Forscher, den Spion eine gute Nachricht sein, und dem armen Bauern, der, ohne zu wissen, wie, sich selbst oder seinen Herrn verrathen hatte, den Kopf kosten. Ich denke, die Normannen haben eine Schule durchgemacht, in der sie so natürlich als möglich zur Vorsicht, zur Zurückhaltung, zum Mißtrauen kommen mußten. In Caen geht dies noch jetzt so weit, daß die Mehrzahl der Bürger wahre Staatsgeheimnisse aus den Angelegenheiten ihres Hauses machen und nur mit der höchsten Vorsicht einem nicht zum Hause Gehörenden einen Blick in dieselben erlauben.

Ich erkläre mir durch dieselben Verhältnisse die Volksansicht, die die Normannen als prozeßsüchtig schil-

dert. Die Eroberung an und für sich macht den Begriff des Eigenthums schwankend, denn Keiner weiß bei einer solchen, ob er das, was gestern ihm zugehörte, heute noch sein eigen nennen kann. Hiezu kommt noch, daß die Ritter- und Pfaffenkriege in der Normandie die Zeiten der Eroberung verewigten. Der Bauer war der schwächere Theil, er hatte keine andere Waffe als sein Recht, keinen Schild als das Gericht, und die Eroberung und die innern Kriege selbst waren nicht im Stande, die germanischen Institutionen, die Gerichte und besonders den Echiquier gänzlich zu zerstören. So blieb also dem Bauer nur dies letzte Schutzmittel, und er gewöhnte sich daran, an dasselbe zu appelliren, so oft er seine Schwäche fühlte. Uebrigens braucht man nur zu bedenken, daß eben der Normanne, wie wir später sehen werden, eine volksthümliche Rechtspflege hatte, daß er hier selbst Recht sprach, und so die Gesetze kennen mußte; um sich zu erklären, wie er in den Ruf der Prozeßsucht kam. In allen andern Theilen Frankreichs war der Bauer rechtlos, und konnte somit gegen die Geistlichen und den Adel keine Prozesse unternehmen. Diese aber fanden in der Normandie ein Volk, das sich vertheidigte, wenn man ihm Unrecht thun wollte, und nannte es schon deswegen allein prozeßsüchtig. Es war das natürlich. Die Statistik der Rechtspflege zeigt, daß heute

die normannischen Provinzen lange nicht diejenigen sind, die die meisten Prozesse haben, obgleich hier sich die Interessen in dem sehr angebauten, von allen möglichen Industriezweigen belebten Lande mehr als anderswo berühren, und somit immer noch genug Prozesse Statt finden.

Das Alles aber konnte den einmal feststehenden und zum Sprüchwort gewordenen Volksglauben in Frankreich nicht ändern, und so ist und bleibt der Normanne als processier verschrieen. Auch hierüber spricht der Lobredner der Normandie, und es ist lustig, ihm zuzuhören: „Diese Leute müssen, werdet ihr sagen, böse und zanksüchtig im höchsten Grade sein; da man so beschäftigt ist, ihnen Recht zu sprechen und ihre beständigen Streitigkeiten und Zänkereien zu schlichten. O! saget im Gegentheil, daß sie eine unbeschränkte Anhänglichkeit an die Gerechtigkeit haben; und wenn sie ihre Mitbürger für das, was man in andern Ländern für eine Kleinigkeit hält, vor Gericht ziehen, so ist die Ursache davon sicher nicht schwer zu finden. Diese ist, daß diese Catone der Normandie die kleinsten Fehler für Hauptverbrechen, die nicht wieder gut zu machen sind, ansehen und ihr Gewissen nicht in Ruhe fühlen, wenn sie die, so sie begehen, nicht anzeigen, wenn sie nicht alle ihre Schritte und Handlungen beobachten, ja selbst von Zeit zu Zeit, indem sie kleine Streitigkeiten anstiften, in Versuchung führen und auf die

Probe stellen. Hat man die Normannen nicht für unerträgliche Chikaneurs angesehen, die nur Streit und Prozesse suchten? Hat man sie nicht bei allen Völkern, die sie umgeben, als eine öffentliche Pest betrachtet? Hat man sie nicht wie falsche Zeugen und Verläumder behandelt, während ihre einzige Absicht war, allen Andern zu derselben Vollkommenheit zu verhelfen, die sie erreicht haben? Welch Uebermaß des Rechtsgefühls in ihrer Handlungsweise! Sie ziehen z. B. ihre Mitbürger bald wegen einer kleinen Beleidigung, durch eine gelinde Aufregung des Zorns veranlaßt, vor den Richter, bald wegen eines Stücks Erde, das ein listiger Nachbar sich zugeeignet; ein andermal wegen eines unbedeutenden Schadens, den ein unvernünftiges Thier auf einem Acker angerichtet, und wegen tausend ähnlicher, eben so unbedeutender Sachen. Sie beschäftigen ihre Advokaten Jahre lang, ganze Stöße Papier reichen kaum aus, ihre Prozesse zu instruiren; und wozu all diese Mühe und diese Kosten, wenn nicht in Folge ihrer Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe, für welche sie nicht nur nichts sparen, sondern selbst all ihr Hab und Gut hingeben, vorausgesetzt, daß das Recht treulich gehandhabt werde?"

Bravo! das nenne ich aus der Noth eine Tugend machen. Der gute Abbé könnte selbst der schlagendste Beweis für die Prozeßsucht der Normannen sein, denn er ist, wie wir gesehen, ein vortrefflicher Advokat einer verzweifelt

schlechten Sache, und somit eine demonstratio ad oculos dieser Eigenthümlichkeit der braven, ein Jahrtausend hindurch mit allen Hunden gehetzten Normannen. Der Abbé fährt aber fort und sagt: „Es ist nicht möglich, ihnen eine Falle zu stellen, und wenn sie nie Jemanden täuschen, so kann man sagen, daß sie sich eben so wenig je täuschen lassen." Und man muß gestehen, daß er hier Recht hat, daß es sehr schwer ist, einen Normannen hinters Licht zu führen, denn er hat eben eine böse Schule durchgemacht, in der er gewitzigt worden ist. Es ist beinahe zu verwundern, daß er trotz dieser Schule dennoch seine Gutmüthigkeit, seine Redlichkeit und seinen frischen Muth nicht ganz verloren hat.

In der Umgegend von Caen ist der Bauer ernster, als in allen andern Theilen der Nieder-Normandie. Die abnehmende Blüthe des Landes erklärt dies. Man hört hier selten ein Lied, und eben so selten sieht man die Landleute tanzen. Eine Volkssitte, die ich hier ein paarmal Abends beobachtete, schien mir ein Beweis, daß früher die Caener Gesang und Scherz wie ihre nordischen Blutsverwandten liebten. Im Frühjahre kommen zahllose Schaaren kleiner Fische, die man la monte nennt, die Orne herauf. Beide Ufer des Flusses beleben sich dann Abends auf eine eigene Weise durch die Fischer, die, jeder eine Laterne über das Wasser haltend, die Fische durch das Licht an die Oberfläche locken und sie so fangen. Schon

als malerisches Schauspiel war mir dieser Gebrauch interessant genug. Bald aber merkte ich, daß sich die Fischer von einem Ufer zum andern im Dunkeln zuriefen und sich zu unterhalten schienen. Einmal aufmerksam auf diese etwas wunderlichen Zwiegespräche, lieh ich ihnen ein achtsameres Ohr, und hörte dann, daß die Antwort stets auf die Frage reimte, und daß sich so die Fischer von einem Ufer zum andern gereimte Neckereien, derbe Witze, oft selbst Schimpfworte und Grobheiten zuriefen. Man nennt diese Wechselgesänge oder Wechseldialoge s'engueuler, sich anblöcken, und ich hörte von Einheimischen, daß dies engueuler auch bei andern Gelegenheiten, bei Feld- und Waldarbeiten, stattfinde. Ich glaube nicht, daß ich mich irre, wenn ich in dieser Sitte eine Abart der Tyroler und Schweizer Wechselgesänge wiederzuerkennen glaubte und mir einbildete, daß vor Zeiten, ehe dies kräftige Volk durch Unglück und Noth, durch Krieg und Rohheit moralisch und physisch herabgekommen, die Normannen, anstatt sich anzublöcken, sich ihre Lieder zusangen, wie dies hier und dort in Deutschland, in Schweden, in der Schweiz und im Tyrol der Fall ist. Auch die Völker und ihr Charakter haben ihre Ruinen, und dies engueuler ist wohl eine solche, die von dem ehemaligen Frohsinne der jetzt oft sehr ernsten Unternormannen zeugt.

Der Normanne ist friedfertig und bieder, tapfer und kräftig, entschlossen und keck. Oft aber sieht man all diese Eigenschaften ausarten, und zwar stets, wenn des Ciders zu viel getrunken worden. Dies auf den ersten Anblick so unschuldige Getränke ist verschlossen und hinterhaltig, wie leider mitunter der Normanne selbst. Ein Ciderrausch ist gefährlicher, als ein Wein-, Bier-, oder selbst Branntweinrausch; denn er macht die Betrunkenen zu wilden Thieren, streitsüchtig und jähzornig, und es ist daher nicht selten, daß bei einem Feste, wo der Cider in gehörigem Maße floß, ein paar zerschellte Hirnschalen oder zerbrochene Arme, oder wenigstens blaue Augen das letzte Resultat der Abrechnung sind. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist," mag oft wahr sein, aber nicht minder wahr der Satz: „Sage mir, was du trinkst, und ich will dir sagen, wer du bist."

Da Caen die Hauptstadt der Basse-Normandie ist, und diese gleichsam vertritt, so will ich hier ein paar unternormannische Anecdoten nachholen, die vielleicht mehr als alles Raisonnement das Volk zu charakterisiren im Stande sind.

Vorerst ein Beispiel von der Sucht der Chikanen und Prozesse — da man doch einmal die Unternormannen derselben beschuldigt. Es fand dasselbe in der letz-

ten Zeit statt. Ein Dorfpfarrer klagte gegen seinen Chorsänger vor Gericht in folgender Weise: „Mein Chorsänger ist sehr ehrsüchtig, und will, daß Alles nach seinem Kopfe gehe. In Folge eines Streites zwischen ihm und mir, den seine ehrsüchtigen Pretentionen und seine Halsstarrigkeit veranlaßt hatten, verbot ich ihm, in Zukunft den Chorgesang anzuführen, und selbst im Chorstuhle zu erscheinen. Aber dieser Halsstarrige ließ sich nicht durch mein Verbot abschrecken, sagte mir, daß er mir zum Trotze singen werde, und den Sonntag nachher, während des Dienstes Solemne-majus bemächtigte er sich des Chorstuhles, und setzte sich in denselben, als ob er Herr und Meister hier sei. — Da ich in diesem Augenblicke kein Scandal machen wollte, so ließ ich ihn wie gewöhnlich im Chorstuhle, aber dieser ehrsüchtige, halsstörrige und tückische Sänger, durch ein Gefühl der Rache getrieben, stimmte den Chorgesang in einer falschen Note an, und warf meinen Gesang total um. Dieser Act des Verrathes rief den höchsten Effect hervor; alle Welt lachte, und ich war gezwungen, mich zu unterbrechen, um von Neuem im rechten Tone anzufangen, und ich verlange von dem Gerichte die Strafe der Beleidigung, die er mir vor allen meinen Pfarrkindern zugefügt hat."

Es ist schwer zu sagen, wer hier — ob der Priester

oder der Sänger? — der eigentliche Basse-Normanne war. Wohl Beide.

Eine andere Anecdote, die ebenfalls sich in der letzten Zeit ereignete, ist ein Beweis für die Verschlagenheit der Unternormannen. Ein Fleischer aus Caen kaufte von einem Viehhändler in der Umgegend ein Kalb. Ein Pott Cidre sollte den Kauf besiegeln, und unter frohem Gespräche äußerte der Schlächter, daß er beabsichtigte, am hellen Tage das Kalb zu schmuggeln, und es an der Octroi vorbei auf offenem Wege in die Stadt zu bringen. Der Viehhändler erklärte dies für unmöglich, und daher eine Wette zwischen ihm und dem Schlächter, der nur zur Bedingung machte, daß jener ihm seinen Hund auf eine halbe Stunde leihen solle. Diesen steckte er dann in einen großen Sack, nahm ihn auf die Schulter, und ging so auf die Stadt zu. Am Octroi angekommen, erklärte er, daß er nichts zu versteuern habe, da in dem Sacke nur ein Hund sei, den er draußen gekauft und den er in den Sack gesteckt, damit er seinen Weg zurück nicht wiederfinde. Der Beamte des Octroi aber traute der Sache nicht, und wollte den Hund sehen. Unser Schlächter war also gezwungen, den Sack zu öffnen, was dann der Hund benutzte, um zu entschlüpfen. Unter Schimpfen und Schelten lief dann der Schlächter diesem, so rasch er konnte, nach. Eine Viertelstunde später erschien er abermals, den schweren Sack

auf der Schulter, am Octroi und sagte brummend: „Ihr habt mich ehrlich laufen machen!“ Andern Tags lud er den Beamten ein zu einer Kalbskeule, die er von der gewonnenen Wette dem Viehhändler und den Zeugen zum Besten gab.

Die folgende Anecdote ist schon älter, aber nicht weniger charakteristisch. Louis XVI., auf seiner Reise durch die Normandie, hörte in der Umgegend von Caen einen Bauern ein frohes, keckes Volkslied singen, und sich des Liedes freuend, rief er: bis! bis! Der Bauer frug, was dies heißen solle, und man antwortete ihm, daß es so viel bedeute, als: Noch einmal! Er sang also das Lied zum zweitenmale, worauf ihm Louis XVI. ein Goldstück gab. Der Bauer aber sagte: bis! bis! und hätte vielleicht noch oft bis gesagt, wenn der König nicht unter herzlichem Lachen nach dem zweiten Goldstücke: Assez! Assez! ausgerufen hätte. —

Noch eine Anecdote, die ernsterer Art, aber ebenfalls den scharfen Blick und die rasche Entschlossenheit des Normannen charakterisirt. Die Besatzung eines Schiffes hatte sich nach einem furchtbaren Sturme in ihre Schaluppe gerettet. Bald aber waren die Lebensmittel verzehrt, und der Hunger trieb die Seeleute, zu losen, wer sterben solle, um das Leben der übrigen zu fristen. Das Loos traf einen normannischen Matrosen, und dieser erhob sich sogleich und zerschmetterte mit einem Schlage des Ruders das Haupt eines andern Matrosen, worauf er ruhig erklärte,

daß sie vorerst den Todten verzehren wollten und daß erst dann die Reihe an ihn kommen solle.

All diese Anecdoten sind aus dem Volke gegriffen, und ich denke, daß sie im Stande sind, mich weiterer Erörterungen über den Charakter der Basse-Normandie zu überheben. —

Kunst, Wissenschaft und gesellschaftliches Leben.

Caen — 1837.

Caen hieß vor Zeiten la ville de sapience, und ich glaube, sie verdient den Namen noch heute, nur mit dem Unterschiede, daß gegenwärtig vielfach nur ein Streben ist, was früher zu Resultaten führte. Schon die Menge der gelehrten Gesellschaften, die hier bestehen, beweisen, daß es in Caen Leute genug giebt, die sich der Wissenschaft thatsächlich annehmen. Caen besitzt seit 1652 eine Akademie des sciences, arts et belles lettres, die nur während der Revolution eine Zeitlang ihre Arbeiten einstellen mußte, dann aber 1800 dieselben wieder aufgriff. Außer dieser allgemeinen Gesellschaft giebt es noch mehrere besondere. Eine Société d' agriculture et de commerce, die 1761 errichtet, durch die Revolution aufgelöst, und 1801 wieder hergestellt wurde. Sie

sucht einmal durch ihre Archive, die zum großen Theile in die Hand der aufgeklärtern Landleute kommen, dann durch Industrie-Ausstellungen, und endlich in neuester Zeit auch durch Pferderennen auf den Ackerbau, den Handel und die Viehzucht zu wirken. Eine Société de Médecine, die 1802 entstanden, belebt ebenfalls, so viel an ihr liegt, seit 1825 durch Preise den Eifer zum Studium der Medicin. Eine Société Linnéenne de la Normandie, die erst 1823 errichtet wurde, publizirt jährlich einen Band Memoiren, und sucht auf diese Weise auf die Verbreitung der naturgeschichtlichen Studien zu wirken. Sie zählt 35 Mitglieder und 280 Correspondenten. Seit 1823 besteht in Caen auch eine Société des antiquaires de Normandie, die ebenfalls von Zeit zu Zeit einen Band Memoiren publizirt, in dem man dann die gelehrtesten Abhandlungen über die Alterthümer der Normandie findet. Endlich hat seit 1832 noch eine Association Normande ihren Sitz in Caen. In dem ersten Artikel ihrer Statuten heißt es: „Die Association Normande hat zum Zwecke, die Fortschritte der öffentlichen Moral, des Elementar-Unterrichts, der Industrie, des Ackerbaues, der Fabriken und des Handels u. s. w. in den Departementen, die sonst die Normandie bildeten, zu befördern, sie wird nichts thun und nichts autorisiren, was den Grundsätzen der Han-

delsfreiheit entgegen ist; sie nimmt alle Männer von Talent, die der Provinz angehören, in Anspruch, und wird sich durch ihre Arbeiten geehrt fühlen." Man sieht hieraus, daß dieselbe mehr einen menschenfreundlichen als einen gelehrten Zweck hat. Im Jahre 1834 veröffentlichte dieselbe ein Annuaire des cinq departements de la Normandie, in dem man sehr nützliche unter sehr vielen vielleicht für den Zweck der Gesellschaft zu gelehrten Sachen findet. Sie besteht aus etwa 400 Mitgliedern, die jährlich einen Beitrag von 5 Francs zahlen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich in die Einzelnheiten all dieser gelehrten Gesellschaften eingehen wollte, und ich beschränke mich daher auf ein paar allgemeine Bemerkungen. Eine der bedeutendsten dieser Gesellschaften ist die der Alterthumsforscher. Sie hat sehr gelehrte, und sehr fleißige Mitglieder; aber es ist eine schlimme Geschichte mit dem Alterthumsforscher. Ich las einmal irgendwo, daß die Schafhirten am Ende durch die ewige Gesellschaft ihrer Schutzbefohlenen einiges von der Schöpsennatur annehmen. Und den Alterthumsforschern gehts meist nicht besser; sie werden unwillkührlich unter den Antiquitäten zu einer Art socialen Antiquität, an die sich die Kruste und der Staub und Schmutz der Jahrhunderte und Jahrtausende so fest anlegt, daß es dann sehr schwer ist, in ihnen die Söhne

unserer Zeit wieder zu erkennen. Solcher Art sind in Mehrzahl die normannischen Antiquare, wenigstens in gelehrter Beziehung, denn in Gesellschaften ist der Franzose frisch und munter und jugendlich, und stände er auch mit dem einen Fuße bereits im Grabe und mit dem andern auf einer Ruine. Was ich von den Arbeiten der gelehrten Gesellschaft der Alterthumsforscher in Caen gelesen habe, beschränkt sich in der Regel darauf, einem Steine, einem Walle oder Erdgraben, oder einer alten Münze ein Gewicht zu geben, das sie, bei Lichte besehen, sehr oft nicht haben, oder das wenigstens beinahe nie so bedeutend ist, daß man ihm ausschließlich seine Zeit und seine Studien widmen sollte. Die meisten Alterthumsforscher in der Normandie sind Handlanger der Geschichtswissenschaft; einen Baumeister habe ich unter ihnen nicht kennen gelernt, und es scheint beinahe, als ob sie bis jetzt noch nicht geahnet, daß man aus all diesen Steinen und Wällen und Gräben doch etwas aufführen und bauen könne. Im Ganzen genommen, verdient dies Streben als solches immerhin Lob, nur ist es schlimm, daß man dasselbe für die Hauptsache anzusehen scheint. Die Isolirung, die Abhängigkeit, mit einem Worte: die Unmündigkeit, in der Paris die Provinzen zu erhalten weiß, ist abermals eine der Hauptursachen dieses Zustandes. Liebe wird erst durch Gegen-

liebe wahrhaft lebendig. So auch mit der Liebe zur Wissenschaft; diese verlangt Anerkennung, Würdigung, Aufmunterung, Gegenliebe. In den Provinzen in Frankreich aber findet man dieselbe nicht. Die Centralisation ist die Ursache, daß z. B. Havre, nur 18 Stunden von Caen, mit dieser Stadt in beinahe gar keiner wissenschaftlichen Verbindung steht, und es sicher in Havre nicht ein einziges vollständiges Exemplar aller dieser Publikationen der gelehrten Gesellschaften von Caen giebt, wenn nicht von Einzelnen auf der Stadtbibliothek, wo ich mehrere verlangte, und dann die jungfräulich züchtigen Blätter mit dem Falzbeine auseinander lösen mußte. An öffentlichen Orten, auf Caffehäusern und in Lesekabineten sind diese kaum in Caen selbst zu haben, während dort nie die Revue de Paris, die Revue des deux Monts, die Revue britannique u. s. w. fehlen dürfen.

Man fühlt das Drückende, Demoralisirende dieses Zustandes in allen Provinzen Frankreichs, und fast überall erheben sich die ausgezeichnetsten Männer gegen diesen geistigen Despotismus. Hr. M. de Caumont ist in Caen der Vertreter der Emancipation der Provinzen. Als Archäolog sehr ausgezeichnet, widmet er sein Vermögen und seine Zeit der Wissenschaft und besonders der Reform der Provinzen. Noch jung und in der Blüthe

seiner Jahre ist er bereits für Caen der Gründer aller in der neuesten Zeit entstandenen gelehrten Gesellschaften gewesen. Sodann war er es, der zuerst in Frankreich die gelehrten Congresse einführte. Auf sein Anstiften versammelte sich am 20. Juli 1833 in Caen der erste wissenschaftliche Congreß, der in Frankreich stattfand, und über 200 Gelehrte wohnten demselben bei. Der zweite Congreß fand in Poitiers, ein dritter in Douay statt, und es ist möglich, daß diese Institution mit der Zeit für die Provinzen ihre Früchte trägt, vorerst aber waren ihre Erfolge für die Emanzipation der Provinzen selbst von nur sehr geringer, kaum bemerkbarer Bedeutung.

Das beste Gegengift ist Gift. Das heißt, gegen die Centralisation von Paris kann nur eine feste Centralisation in den Provinzen zu einem glücklichen Resultate führen. Das hat man bis jetzt in Frankreich versäumt. Man fühlt dort nur den Druck der Hauptstadt, aber nur Einzelne haben es versucht, diesem entgegenzustreben. Und selbst die rüstigsten Kämpfer der Provincialemanzipation haben das einzige Mittel: Provinzialcentralisationen versäumt. Hr. von Caumont hat sogar den Fehler begangen, in Caen mehrere neue gelehrte Gesellschaften zu errichten, anstatt auf die Auflösung aller bestehenden, oder besser die Verschmelzung derselben in eine Einzige hinzuwirken. Wenn in Caen anstatt fünf,

sechs gelehrter Gesellschaften Eine große bestände, die vereinigt über die Mittel Aller geböte, so könnte diese sehr bald sich ein Gewicht verschaffen, das auch auswärts durch ihre Organe sich Anerkennung erzwingen würde. Es würde schwer gewesen sein, dies zu bewirken, denn die Zerstückelung der Provinzen hat in denselben eine Menge untergeordneter Autoritäten hervorgerufen, die Alle mit der christlichsten Demuth sich unter dem Drucke von Paris beugen, die sich aber sogleich empören, wenn irgend eine Institution oder ein ausgezeichneter Mann in den Provinzen selbst ihrer kleinstädtischen oder dörflichen Allmacht gegenüberzutreten wagt. Wie schwer dies aber, so ist es das einzige Mittel, und nur wenn die Provinzen ihre zersplitterten Kräfte in einer oder der andern Stadt oder Institution ihrer Provinz zu vereinigen im Stande sind, wird das geistige Joch der Hauptstadt gebrochen werden können.

Ein anderer Name, der mit Recht in Caen hoch verehrt ist, ist der des Lair. Hr. Lair ist der Secretair der Gesellschaft der Landwirthschaft und des Handels, und wirkt in dieser Stellung sehr viel Gutes. Er ist es, der am meisten dazu beigetragen hat, daß Preise für die besten Ackerbauer ausgetheilt werden, daß von Zeit zu Zeit Ackerbau- und Industrieausstellungen stattfinden, und in neuester Zeit war er es abermals, der die Pferderennen in Caen, von denen man sich vielleicht mehr

als sie leisten werden, für die Pferdezucht in der Normandie verspricht, zu Stande brachte, und bei der Regierung und der Stadt Preise für dieselben bewirkte.

Hr. Lair ist ein Mann, der eine ächt deutsche Liebe zur Kunst und Wissenschaft besitzt. Er hat nur wenig geschrieben, und scheint somit selbst nur wenig Ansprüche als Gelehrter machen zu wollen, was dann seinem klaren Blicke um so mehr zur Ehre gereicht. Er hat sich einen andern, einen gewiß eben so schönen und viel wohlthätigern Beruf gewählt, und wurde der Beschützer jedes Kunst- und wissenschaftlichen Strebens, die Stütze der Künstler und Gelehrten. Sein Haus und seine Börse sind Jedem geöffnet, der dieselbe im Namen der Kunst und der Wissenschaft in Anspruch nimmt. Er ist reich, aber die Prozente seines Vermögens genügten ihm nicht, und so trat er dasselbe, da er keine Kinder und nur ebenfalls reiche Verwandten hat, gegen eine lebenslängliche Rente ab, die ihm erlaubt, doppelt so viel auf seine großmüthige und schöne Leidenschaft zu verwenden. Wenn er der Günstling eines Kaisers wäre — und er ist unendlich mehr — so würden Jahrtausende von ihm als dem Mäcenas des neunzehnten Jahrhunderts sprechen. Ehre dem Ehre gebührt! Und einen solchen Mann konnte ein englischer Reisender, nachdem er an seiner Tafel als Gastfreund aufgenommen worden war, lächerlich

zu machen suchen! Dieser reisende Engländer heißt Dipdin, ein hochgelehrter Steingeschichtschreiber und Büchertitelantiquar, und er verdient es, daß man seinen Namen nenne! —

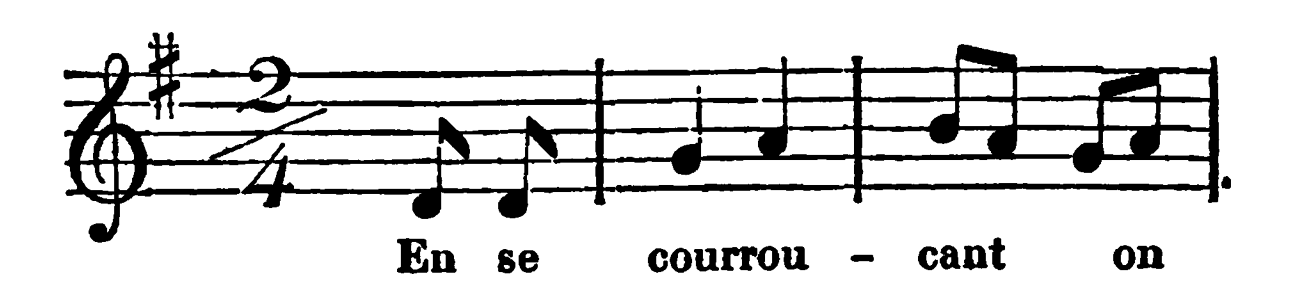
Die Wissenschaft und Kunst sind in Caen in etwas sogar bis in das gesellschaftliche Leben eingedrungen. Ich war zufällig an einen Kaufmann, Hrn. David, empfohlen. Gleich am ersten Tage traf ich dort eine geistreiche junge Schriftstellerin, Mademoiselle Chuppin, die eine gekrönte Preisschrift über die Geschichte der Musik in der Normandie geschrieben, und die eben durch ihr Werkchen sich Eintritt in alle Gesellschaften verschafft hatte. Es freute mich, gerade in der Vertreterin des wissenschaftlichen Studiums der Musik die Tochter einer deutschen Mutter zu finden, die mit dem deutschen Blute und der deutschen Sprache wohl auch die Liebe zur Musik eingesogen hatte. In derselben Gesellschaft traf ich einen jungen Dichter, Hrn. Le Flaguais, in dessen Poesien Gefühl und Geist Hand in Hand gehen.

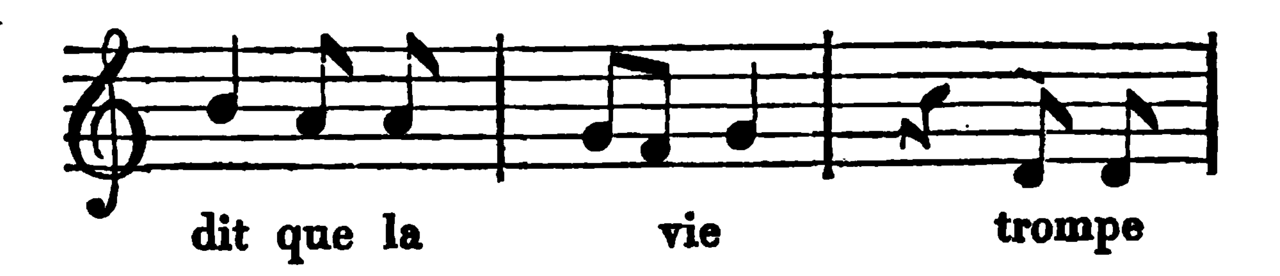
Ein paar Tage später wohnte ich im Hause Hrn. Davids einer Soire bei, die noch mehr zeigte, wie das wissenschaftliche Leben in Caen in das gesellschaftliche übergreift. Hr. Lair, der bereits etwa siebzig Jahre alt ist, hatte sich bei Gelegenheit des ersten Wettrennens in Caen, um Alles vorzubereiten und einzurichten, so angestrengt,
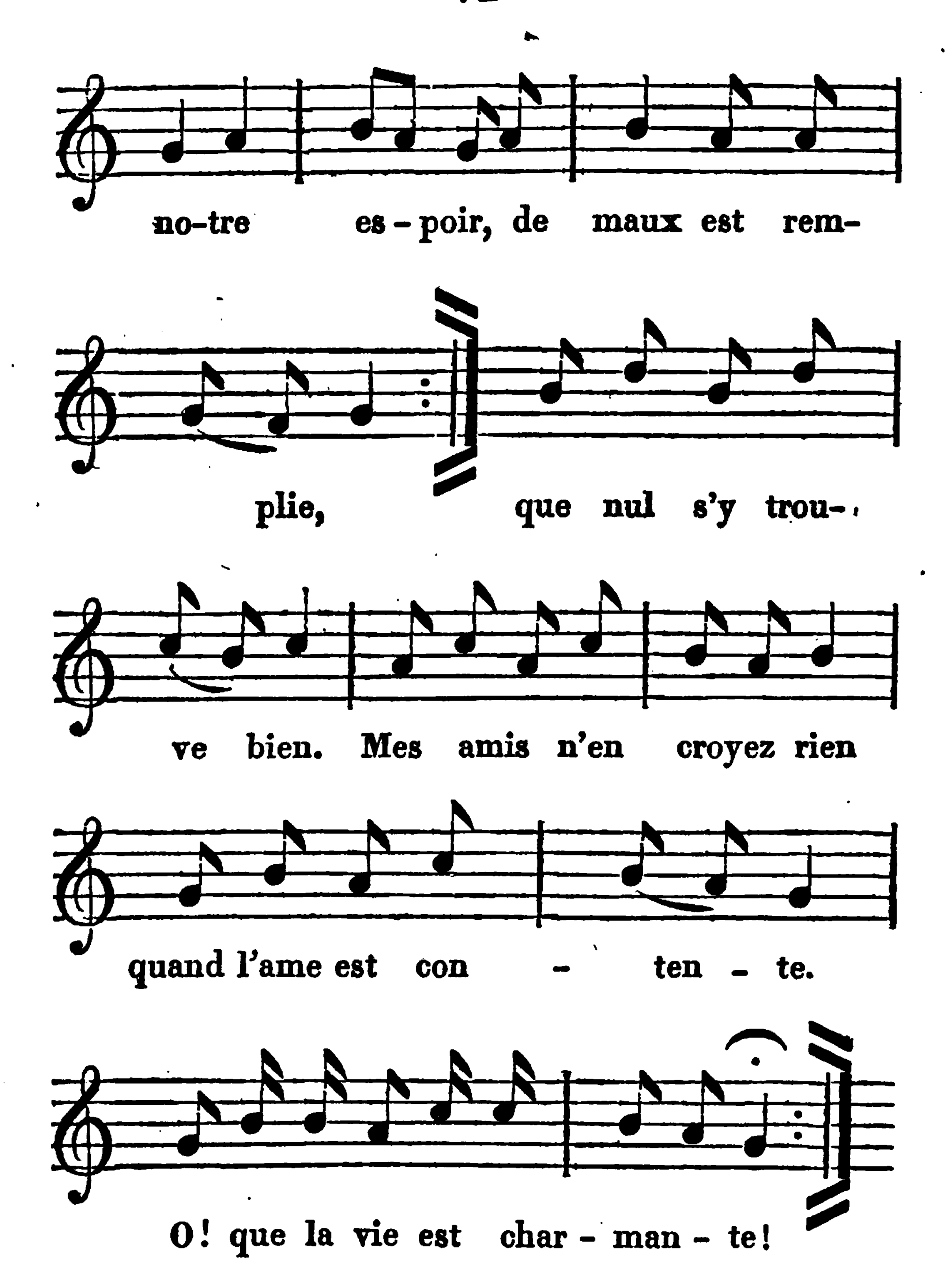
daß er ein paar Tage nachher krank wurde, und seine Freunde eine Zeitlang befürchten mußten, ihn zu verlieren. Hr. David verabredete sich mit mehrern Künstlern und Schriftstellern, um seine Wiederherstellung würdig zu feiern, und das Fest machte dem Gefeierten, wie den Festgebern gleiche Ehre. Es schien mir im Stande zu sein, das Leben in Caen in etwas characterisiren zu können, und deswegen ein paar Worte über dasselbe.

Die Mehrzahl der sich mit Wissenschaft und Kunst befassenden jungen und ältern Leute, sodann auch viele Profane und Profaninen waren eingeladen. Ein junger Maler hatte das Wettrennen dargestellt, Mademoiselle Chuppin, von der ich schon sprach, hatte es geistreich beschrieben, Hr. Le Flaguais hatte es besungen, und ein junger Musiker, dessen Namen ich leider vergessen habe, hatte eine Art Conzert für Violoncello und Clavier zur Feier des Festes componirt. Es war wirklich erfreulich und rührend zugleich, zu sehen, wie sich Alles hier vereinigt hatte, dem würdigen Greise zu huldigen, und wie jede neue ihm zu Ehren ersonnene Production seine innere Freude steigerte, so daß er endlich ausrief: vous voulez fêter ma convalescence, et vous me faites mourir de plaisir. Aber nicht genug, die neuere Kunst in Anspruch genommen zu haben, hatte man selbst die alten Volkssitten und Gesänge zu Hülfe gerufen. Nach einem

frohen Rundtanze stellten sich die Männer und die Frauen in zwei lange Reihen. Die Frauen sangen, indem sie Hand in Hand auf die Männer zutanzten, ein Lied, das dann die Männer tanzend wiederholten. Es ist dies ein alter Volksgebrauch in der Normandie, der an ähnliche Kinderspiele in Deutschland erinnert. Das Lied war von Hrn. Le Flaguais, die Melodie wohl viele hundert Jahre alt. Wenn ich das Lied mittheile, so ist es mehr um den kindlich-gemüthlichen Charakter des Festes zu bezeichnen, als um eine Probe der Poesie des Dichters zu liefern, obgleich in dieser Beziehung die herzliche Gemüthlichkeit des kleinen Gelegenheitsgedichtes uns von dem Verfasser desselben gerade keinen schlimmen Begriff beizubringen im Stande ist. Hier ein paar Strophen des Liedes:







Nous avons gemis sur une souffrance,
Nos coeurs effrayés priaient en silence,

Mais le ciel comblent nos voeux
Sauve un ami vertueux
Quand l'ami est contente
O! que
La vie est charmante.

L'aimable gaîté est sur son visage
A nous divertir sa voix nous engage
Il se rend à nos desirs
Il se mêle à nos plaisirs
Quand l'ame est contente
O! que
La vie est charmante.

Imitant toujours le bon Lafontaine
Aux bienfaits touchants son coeur seul l'entraine
Pour le bonheur des Normands
Qu'il vive jusque a cents ans
Quand l'ame est contente
O! que
La vie est charmante.

Nachdem sich endlich der Jubelgreis zurückgezogen hatte, überließ sich der jüngere Theil der Gesellschaft den Freuden des Tanzes. Von Anfang bis zum Ende der Soiree aber herrschte unter allen Anwesenden der anspruchloseste und zutraulichste Ton, der selbst die Fremden in den ersten zehn Minuten zu Einheimischen in dem Kreise der Freunde verwandelte.

Der Reisende beurtheilt das gesellschaftliche Leben einer Stadt stets nach den Gesellschaften, in die er zufällig eingeführt wird. Es ist dies so natürlich als Etwas. Ich glaube übrigens nicht, daß ich zu weit gehe, wenn ich aus dem, was ich in Caen gesehen, in Etwas auf das, was ich nicht gesehen, schließe; denn es waren an jenem Abende bei Hrn. David Leute aus allen Ständen versammelt, und Alle nahmen gleich thätigen Antheil an der Huldigung, die man dem Freunde der Kunst und der Wissenschaft darbrachte. In Mehrzahl aber gehörten die Anwesenden zum höhern Mittelstande, und einer meiner Freunde sagte mir später, daß es in den eigentlichen aristokratischen Gesellschaften eben aristokratisch steif zugehe, da die Carlisten, der alte Adel der Normandie noch weniger, als der aller andern Provinzen Frankreichs Etwas verlernt oder gelernt habe. Doch kann ich hier nur vom Hörensagen sprechen, und überlasse Andern, uns eines Bessern zu belehren. — —

Endlich noch ein paar Worte über die Journale. Die Journale sind in Frankreich wahre Amphibien, die im Wasser und in der Luft leben, und meist kaltes Blut haben. Sie sind ein Wärmemesser der Gesellschaft, ihrer Ansichten und Bedürfnisse, und das kalte Blut ist daher um so bezeichnender für die Franzosen unserer Tage. Jedes französische Journal steckt den Kopf (pre-

mier paris) in Sphären der Politik hinein, lebt mit dem Bauche (faits diverses) in dem Schlamme des Egoismus, und mit dem Schwanze (feuilleton) in dem Strome der Kunst und Wissenschaft. Die Glieder empören sich mitunter gegen den Rumpf, der aber am Ende doch stets recht behält. Diese Amphibiennatur der französischen Journalistik erlaubt von ihr überall, bei der Politik, der Kunst, der Wissenschaft, dem gesellschaftlichen Leben und Treiben, oder wo man sonst will, zu sprechen, da sie überall mit im Spiele ist, und meist die Karten unter dem Tische mischt.

In Caen giebt es zwei politische Blätter, le memorial und den Piloten von Calvados. Ersteres ist das Blatt der Regierung und aller Ministerien, das letzte ist der trübe Spiegel aller Oppositionen in Paris, vom Constitutionel bis zum National. Die Bürgerklasse, der Mittelstand und das Volk theilen sich in diese beiden Ansichten. Während ich in Caen war, wurde ein drittes politisches Journal, l'Avenir, angekündigt, an dessen Spitze Hr. Waner, bekannt durch eine Geschichte von Caen, stehen wird. Die Carlisten, trotz ihres Reichthums und ihrer Anzahl, haben es bis jetzt nicht bis zu einem politischen Blatte bringen, und eine Art legitimistischer Charivaris, der momus Normand, hat sich nur eine Zeitlang erhalten können. Die letzte Deputirten-Wahl hat

gezeigt, daß die Opposition auch unter den Wählern die Mehrzahl hat, und die Carlisten haben erst, als sie zwischen die Regierung und die Opposition gestellt waren, dieser die absolute Mehrzahl gesichert.

Eine eigentlich literarische Zeitschrift besitzt bis jetzt Caen nicht. Es wurden mehrere Versuche gemacht, eine solche zu errichten. Le Journal de Caen et de la Normandie, l'Etudiant, la Revue de Caen, le Momus, la Revue du Calvados sind nach und nach entstanden und als Ephemeren untergegangen, und selbst ein ernsteres Unternehmen, la Revue Normande, von Hrn. v. Caumont geleitet, und von den tüchtigsten Schriftstellern der Normandie unterstützt, hat es nur bis zu 2 Bänden (8 Heften) gebracht. Wenn man hieraus auf die Theilnahmlosigkeit der Caener und der Normannen überhaupt an Literatur und Wissenschaft schließen wollte, so würde man unrecht haben, denn man findet eben, wie gesagt, die bessern Pariser Revuen in allen Lesekabinetten und in sehr vielen Privathäusern. Die Redactoren jener Blätter wußten eben nicht den gehörigen Ton zu treffen, sich nicht das nöthige Ansehen zu verschaffen, da sie entweder zu gehaltlos waren, oder zu gehaltvoll, wie die revue normande, zu unverdaulich ob der hohen Gelehrsamkeit, der großen Steine wegen, die einen wahren Storchmagen verlangen. Daß es aber oft nur der Feh-

ler der Redactoren ist, wenn ihre Journale in den Provinzen sich kein Ansehen zu verschaffen wissen, hat Hr. Fonfrède in Bordeaux bewiesen. Er würde mein Vorbild in Bezug auf die Art und Weise, wie er seiner Zeitung Ruf verschafft hat, sein. Er zwang Paris, ihm seine Aufmerksamkeit zu schenken, und wurde dann ein berühmter Mann, und sein Blatt ein gesuchtes und gelesenes Journal. Wer in der Provinz als Schriftsteller selbstständig sein will, muß sich in Paris die Weihe holen, muß Paris zwingen, von ihm zu sprechen. Erst wenn ihm dies gelungen, kann er in der Provinz wirken. Die Mehrzahl derer aber, die diese Weihe erhalten, verlassen dann die Provinz, und nicht Alle sind so glücklich, sich in Paris gleich wie Hr. Fonfrède die Hörner abzulaufen, oder so selbstständig, nachdem dies geschehen, sich wieder ruhig in ihre Provinz zurückzuziehen. Wer aber, wie der Bordeauxer Journalist, sich erst in Paris einen Namen als Schriftsteller der Provinz gemacht hätte, könnte, wenn er nicht dem Strome folgt und in die Hauptstadt zieht, für die Emancipation der Provinzen unendlich viel wirken, denn erst dann erkennen ihn die übrigen Capazitäten der Provinzen an. —

Man kann in Frankreich, außer Paris, keinen Schritt machen, ohne daß sich ähnliche Ideen in jedem denkenden Manne, und vor Allem in jedem Deutschen regen; denn

uns Deutschen steht eben die geistige Freiheit höher, als selbst die politische, und nichts, selbst die Kette des Sklaven und die Knute des Russen ist uns so zuwider, als der Zwang, den man dem Gedanken anlegt. Und die Herrschaft der Hauptstadt ist in Frankreich eine geistige Knechtschaft und Sklaverei, wie sie vorher kaum je bestanden hat. Es wird die Zeit kommen, wo sich die Sclaven empören werden. —

Die Universität und die Studenten.

Caen, — 1837.

Caen verdankt seine Universität den Engländern; sie wurde 1431 vom Herzog von Bedfort, Regent von Frankreich, im Namen Heinrichs VI. von England, gegründet. Sechs Jahre später wurden Lehrstühle der Theologie, der Literatur und der Physik errichtet, und 1440 bestätigte der Pabst Eugen IV. die Universität und ihre Privilegien und ernannte den Bischof von Bayeux zu ihrem Kanzler, und einen Engländer Namens Michel Fregore zu ihrem Rector. Kurze Zeit nachher kam die Normandie wieder an Frankreich. Die Universität, als eine englische Institution, wurde von Carl VII. aufgelöst, aber sogleich wieder errichtet, und nur der Lehrstuhl des Civilrechts blieb von 1450 bis 1552 unbesetzt. Die französische Revolution löste dieselbe in einer Zeit auf, wo die auswärtigen Kämpfe eine feste Centralisation aller ma=

teriellen und moralischen Kräfte nothwendig machten, und das Gefühl dieser Nothwendigkeit alle andern Rücksichten auf eine Zeitlang unterdrückte. Schon im Jahre 1801 wurde dieselbe wieder hergestellt, und sie besteht gegenwärtig aus einer Faculté de droit, einer Faculté des sciences, einer Faculté des lettres und einer école secondaire de médecine.

In der Rechtsfacultät werden Vorlesungen über römisches Recht (Hr. Delisle, Decan der Facultät), über den Code civil (die Hrn. Mare, Rector, und Demolombe), über Civil-Prozeß und Criminalrecht (Hr. Deboislambert), über den Code de commerce (Hr. Feuguerolles) und über Droit administratif gehalten. Die Professoren der Facultät des sciences halten Vorlesungen über Chemie (Thierry, Dekan), Physik (Delafoye), Naturgeschichte (Deslongchamps) und Mathematik (Hrn. Bonnaire und Hubert). Die Facultät des lettres lehrt die Geschichte (die Hrn. Vautier, Decan und Latrouette), Philosophie (Hr. Charma), lateinische Literatur (Hrn. Maillet-Lacoste und de Gournay), griechische Literatur (Hrn. Bertrand und Viel). In der medicinischen Schule werden endlich Vorlesungen über Anatomie und Operationskunde (Hr. Ameline, fils), Physiologie und Geburtshülfe (Hr. Lebidois, fils), chirurgische Pathologie (Hr. Rawin), medicinische Pathologie und Therapeutik

(Hr. Lafosse), medicinische Clinik (Hr. Trouvé und Hr. Faucon), chirurgische Clinik (Hr. Lesauvage), gerichtliche Medicin (Hr. Vastel), Materia Medica und Pharmazie (Hr. Leprestre) gehalten.

Ich habe die Lehrgegenstände aufgeführt, da man aus ihnen auf die Bedeutenheit der Universität schliessen kann; ich habe die Namen der Professoren hinzugesetzt, da schon aus deren Unbekanntheit sich allerlei Folgerungen ziehen lassen. Seit beinahe sechs Jahren wohne ich in Frankreich, und habe dann und wann mich wenigstens in Etwas mit der Rechtswissenschaft befaßt, aber nie ist mir der Name eines der Caener Professoren begegnet. In Deutschland hat jede Facultät auch der kleinsten Universität wenigstens ein paar ausgezeichnete Männer, die Jeder kennt, der ihre Wissenschaft studirt. In Frankreich giebt es, so viel ich wenigstens weiß, nur einen einzigen Professor einer Provinzialuniversität, der sich einen Namen zu machen gewußt hat. Lallemand von Montpellier ist in Paris und im Auslande gekannt und geschätzt; aber er ist eine Ausnahme, und verdankt vielleicht seiner politischen Stellung, seiner Opposition gegen die Regierung ebensoviel, als seiner Gelehrsamkeit und seiner Fertigkeit als Operateur, daß sein Name auf dem Wege von Montpellier bis Paris nicht verschollen ist.

Es sei ferne von mir, behaupten zu wollen, daß die

Professoren der Universität zu Caen nicht ebenfalls in Mehrzahl sehr gelehrte, sehr tüchtige Männer sein könnten. Nur erfährt kein Mensch in Frankreich etwas von ihrer Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit. Die Verhältnisse sind daran so viel Schuld, als ihr eignes Benehmen. Paris ist Frankreich. Es ist dies leider in vieler Beziehung nur zu wahr. Wer nicht in Paris selbst leben kann, muß dort wenigstens Freunde haben, die ihn geltend machen, ihn vertreten, wenn er nicht in seiner Provinzialstadt vergessen und vergraben bleiben soll. Das ist die Ursache, warum Alles, was über das Gewöhnliche hinausreicht, nach Paris hinstrebt, warum man in den Provinzialstädten nur selten einen in Kunst und Wissenschaft wirklich ausgezeichneten Mann findet. Jeder Franzose, der in sich selbst einen höhern Beruf fühlt, fühlt auch um dieses Berufes selbst willen das Bedürfniß, seine Vaterstadt zu verlassen und seine Schritte Paris zuzulenken. Wer sich als Künstler oder Gelehrter begnügen kann, in der Provinz zu bleiben, ist entweder ein Mann ohne Ansprüche, ohne Ambition, und kann dann im Stillen viel Gutes wirken, wenn er wirklich tüchtig ist, oder meist ein mittelmäßiger Mensch, der von Paris mehr zu fürchten als zu hoffen hat, der dort eine Null sein würde, während er in der Provinz eine Rolle spielt. Jener bescheidenen, wirklich tüchtigen Männer giebt es überall in den Provinzen; aber eben der Grund, der sie verhindert, in

Paris sich ein großes Feld für ihr Wissen zu suchen, ihre Anspruchslosigkeit ist dann auch meist die Ursache, daß sie in der Provinz selbst unbeachtet bleiben, wie dies z. B. mit dem Abbe Diquemàre in Havre der Fall war, den man dort nicht einmal dem Namen nach kannte. Zum öffentlichen Leben, als Vertreter der Kunst und Wissenschaft bleiben also meist nur noch die Mittelmäßigkeiten übrig, und Mittelmäßigkeit ist daher in Kunst und Wissenschaft mit seltener Ausnahme der Charakter der Provinz. — Die Professoren in Caen stehen unter diesem allgemeinen Einflusse, und es erklärt sich daher schon hieraus, warum sie in der gelehrten Welt fast unbekannte Größen sind, die man, ohne zu grelle Ungerechtigkeit, mit X und Y bezeichnen könnte.

Außer diesem aus der Centralisation herfließenden Grunde ihrer moralischen Einflußlosigkeit giebt es dann aber noch andere, die nicht weniger bedeutend sind. Der Franzose ist ein sehr praktischer Mensch, und deswegen ein sehr schlechter Gelehrter. Man wirft uns Deutschen ungefähr in beiden Beziehungen das Gegentheil vor, und ich glaube mit Recht. Wir sind eben viel unpraktischer wie die Franzosen, dagegen auch gelehrter, und je gelehrter der deutsche Professor, desto unpraktischer der Mensch. Ich habe wohl nicht nöthig, Beispiele anzuführen. Der Franzose studirt nur, um zu diesem oder jenem Resultate zu ge-

langen, der Deutsche studirt um der Wissenschaft willen. Voltaire war sicher einer der größten Gelehrten der Franzosen, aber er hatte nur studirt, was in seinen Kram paßte, und überall sich nur das gemerkt, was er zu seinem sich gesteckten Ziele, der Zerstörung des Christenthums, der Autorität des Pabstthums und des göttlichen Rechtes, gebrauchen konnte, und man muß ihn bewundern, so lange er auf diesem Felde kämpft, denn da ist ihm nichts unbekannt, nichts neu, das Größte und das Kleinste sucht er herbei, um es zu seinem Werke der Zerstörung am rechten Orte zu gebrauchen. So wie aber der große Voltaire von seinem selbstgewählten Schlachtfelde abtritt, ist er ein wahrer Ignorant, der kaum den Kohl von einer Eiche zu unterscheiden weiß, und Geschichte schreibt, wie ein Schüler der Quarta. So sind eben die Franzosen. Hier und da regt sich ein neues Leben unter ihnen, das eine andere Zukunft verspricht. Doch sind dies meist erst Keime. Im Ganzen sind sie wohl noch immer dieselben. Ich brauchte, um dies zu beweisen, nur zu zeigen, wie Hr. Thiers und selbst Hr. Guizot Geschichte schreiben, und wie der Eine in der Geschichte der Revolution das augenblickliche Resultat zum lenkenden Gedanken jeder neuen Epoche macht, und wie der Andere noch in ganz neuer Zeit den Schlußstein, das Resultat der demokratischen Entwickelungsepoche, in seiner

Doctrine einer aristokratischen Bourgeoisie zu finden glaubt, und mit der höchsten Gelehrsamkeit zu begründen sucht.

Man werfe uns Deutschen immerhin vor, daß wir unpraktische Menschen sind; wir finden wenigstens darin, daß wir die Wissenschaft um der Wissenschaft, die Kunst um ihrer selbst willen lieben, einen Ersatz; denn nur weil wir kein augenblickliches Resultat suchen, sind wir im Stande, die entscheidende Antwort auf alle schwebenden Weltfragen vorzubereiten, sind wir berufen, das Volk zu sein, das seit Jahrtausenden stets das Endurtheil sprach, so oft die Völker über Institutionen und Grundsätze sich entzweit hatten.

Doch zurück zur Universität von Caen. Dieses Streben nach einem augenblicklichen Resultate, das jeden Franzosen in Allem, was er unternimmt, belebt, führt die Studenten dahin, die Universität nur als eine Art Vorbereitungsschule, und die Professoren nur als die Vorbereiter zu dem Examen zu betrachten. Was eben zum Examen nicht nöthig, wird übersehen, und wenn man dasselbe ohne Inscriptionen und somit ohne Professoren machen könnte, so würden sich gewiß nur wenige Studenten die Mühe geben, eine Universität zu besuchen. Daß hierdurch die Wissenschaft als solche wie eine Nebensache erscheint, daß die Professoren in den Augen der Studenten selbst den Nimbus, der sie meist auf deutschen Universitäten umschwebt,

verlieren, erklärt sich leicht. Die Folge hiervon ist dann, daß die Franzosen in ihrer einmal angenommenen Spezialität oft sehr tüchtige Advokaten, Richter, Notare, Mediciner, Chemiker, Physiker sind, aber meist nicht über ihre Spezialität hinausreichen, da sie fast ohne Ausnahme beim Beginne ihrer Studien nur das nächste Resultat, das Examen, im Auge hatten, da sie ihre Wissenschaft schon, wo jeder deutsche Student noch das ganze Leben von dem Gesichtspunkte des Studenten aus betrachtet, als ein Brotstudium ansehen. Die sich von Jahr zu Jahr auf den Universitäten in Frankreich für alle Studenten wiederholenden Examen sind einmal die Folge dieses französischen Gesichtspunktes alles Studirens, dann aber geben sie demselben immer neuen Nährstoff. In Deutschland denkt die Mehrzahl aller Studenten erst im letzten Jahre an's Examen, und hat bis dahin, wenn eben ein Trieb nach wissenschaftlicher Bildung, wie dies glücklicher Weise, trotz eines tollen, oft wüsten Lebens, bei den meisten der Fall ist, sich in ihnen regte, wenigstens während mehrern Jahren sich ohne alle Nebenrücksichten dem Einflusse der Vorlesungen überlassen, und die Begeisterung von ihrer Wissenschaft begeisterter Lehrer einsaugen können. Die Examen sind der Tod der Wissenschaften, und es ist ein wahres Glück, wenn Männer wie Hasse, Mittermaier, Knapp und viele Andere so wenig an die-

selben dachten, daß ihre ehrbaren Examinatoren sie von Rechtswegen für unfähig, dasselbe bestehen zu können, erklären mußten.

Die Professoren selbst können sich unter so vielen widerwärtigen Einflüssen nur selten zu einem höhern Standpunkte aufschwingen. Sie sind meist ohne alle Berührung mit den Studenten, die sie nur in ihren Vorlesungen sehen, wenn sie dieselben eben besuchen. Jene innigen freundschaftlichen Verhältnisse, die sich auf deutschen Universitäten so oft zwischen Professoren und Studenten gestalten, die sich oft genug in's bürgerliche Leben nach den Universitätsjahren übertragen, und die wissenschaftliche Verbindung zwischen dem Lehrer und dem Schüler, gewiß zum Vortheile der Wissenschaft selbst, fortpflanzen, finden auf französischen Universitäten nie oder nur höchst selten statt. Der Lehrer bleibt dem Schüler, der Schüler dem Lehrer fremd; und wie könnte dies anders sein, da die Studenten in den Professoren nichts weniger als die Vertreter der Wissenschaft, sondern nur den Fußschemel sehen, auf den sie treten müssen, um das Diplom als Baccalaureat u. s. w. erreichen zu können.

Diese Stellung erklärt es endlich, warum die Professoren auf Frankreichs Provinzialuniversitäten als solche ohne alles Ansehen, ohne allen Einfluß sind. Sie selbst sind freilich die Ursache, daß dieser Zustand nicht, we-

nigstens, so viel an ihnen liegt, Abhülfe erhält. Gegen den Unsinn muß man sich empören, wo man ihn findet, und wenn sich die Professoren jeder französischen Universität, um ihm abzuhelfen, die Hand reichten, so könnte dies in vielfacher Beziehung nicht so schwer sein. In Deutschland sehen sich die Professoren einer Facultät auch in wissenschaftlicher Beziehung als eine Art Corporation an, sie verbinden sich zur Herausgabe von wissenschaftlichen Zeitschriften, und üben durch dieselben einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Meinung aus. In Frankreich findet dies nur in Paris statt. Bei der Freiheit der Presse müßte es aber den verschiedenen Professoren einer Facultät ein Leichtes sein, sich ebenfalls ein Organ zu schaffen. Und wenn sie ein solches errichtet, so würde die nächste, wirklich bedeutende legislative Frage ihnen sehr bald Gelegenheit geben, sich geltend zu machen. Man denke sich nur, welchen Wiederhall eine französische Juristenfacultät gefunden haben würde, wenn sie z. B. bei Gelegenheit der Septembergesetze, bei Gelegenheit des Gesetzes über die Disjunction, über die Appanagen, selbst nur bei Gelegenheit dieses oder jenes Prozesses, des Laroncierschen, u. s. w. mit dem Gewichte ihres Namens und ihrer Wissenschaft als Professoren einer Rechtsfacultät für oder gegen diese oder jene Ansicht aufgetreten wäre. Nur ein paar solcher Gele-

genheiten brauchte eine Universität mit Klugheit zu benutzen, um sehr bald zu einer Art wissenschaftlichen Autorität zu gelangen. Und wäre erst eine solche ihr gewonnen, so würde auch sehr bald ihr Einfluß auf die Studenten viel bedeutender sein. Um diesen Einfluß dann noch fester zu begründen, brauchte der Lehrer nur die gesellschaftlichen Gewohnheiten der Franzosen zu Hülfe zu rufen, und den Studenten seine Salons zu öffnen. Lallemand könnte hier als Beispiel für Alle dienen, denn er fühlte, was den Lehrern Noth thut, und hat seinen Einfluß ungefähr auf die vorgeschlagene Weise gewonnen und zu erhalten gewußt.

Wenn ich eine Eigenschaft der Franzosen, die sehr oft eine Tugend, die die Ursache ist, daß sie gegenwärtig gleichsam die Lenker der europäischen Verhältnisse sind, als die Ursache anklage, warum sie in wissenschaftlicher Beziehung unter den unpractischen Deutschen stehen, so gründet sich meine Ansicht nicht blos auf ein allgemeines Raisonnement, sondern auch auf die Gesetze selbst, die in Frankreich das Studium der Wissenschaften ordnen. Ich habe mich vor etwa zehn Jahren Studirens halber in Heidelberg und Bonn aufgehalten, habe später gar ein gelehrtes Buch über die Jury geschrieben, und war Mitarbeiter an Hitzigs und Mittermayers Zeitschriften. Ich war ein

Stück deutscher Rechtsgelehrter. Deswegen gab ich den Rechtsvorlesungen in Caen den Vorzug, und besuchte die über römisches Recht von Hr. Delisle und über den Code civil von Hrn. Demolombe. Der Zufall wollte, daß Hr. Delisle in seiner Einleitung zum römischen Rechte den schlagendsten Beweis für meine Ansicht führte. Aus den Zeiten Napoleons besteht nämlich ein Gesetz, welches bestimmt, daß das römische Recht auf den französischen Universitäten nur in so weit gelehrt werden solle, als es auf den Code Napoleon Einfluß habe, in so weit es mit diesem in Berührung stehe, und zum Vergleiche dienen könne. Und Hr. Professor Delisle behauptete frischweg, daß jede andere Gesetzgebung, etwa die spanische oder portugiesische, ganz denselben Dienst zu versehen im Stande wäre. Die Hrn. Thibaut und Savigny würden ihn, wenn er das in Deutschland lehrte, als Hochverräther und Ketzer am römischen Rechte, wenigstens steinigen, wenn nicht kreuzigen lassen, um so auch ein lebendiges Vergleichungsbeispiel zwischen einer römischen und französischen Hinrichtung zur Belehrung der studiosi juris romani aufstellen zu können. Und doch hat Hr. Delisle Recht, zu behaupten, daß jedes andere Recht ebenso gut zur Vergleichung des französischen dienen könne, als das römische, wenn man einmal mit der Regierung annehmen muß, daß das römische Recht eben nur

um eines practischen Resultates, der Vergleichung willen gelehrt werden soll. Aber die Regierung und nach ihr Hr. Delisle beweisen, daß sie den wissenschaftlichen Werth des römischen Rechtes gar nicht kennen, daß sie nicht ahnen, wie dies Recht, als ein Ganzes, an und für sich vom höchsten Interesse ist, wie es durch seine Definitionen uns lehrt, was bis jetzt kein Code gelehrt hat; wie es endlich das klarste Bild einer ganzen Epoche der Weltgeschichte ist, und wir ohne dasselbe weder Rom, sein inneres Wesen, die Möglichkeit seiner Weltherrschaft, noch auch die Reaction gegen Rom und die römischen Ansichten, die zur Gestaltung unserer Zeit führte, begreifen und würdigen können; wie endlich ohne das römische Recht als Wissenschaft der Gelehrte seine Ansichten über die neuere Zeit, über unsere Gegenwart nur in die Luft zu bauen im Stande ist.

Ich bin sicher, daß man in jeder französischen Vorlesung ähnliche Beweise für meine Ansicht finden wird. Hr. Demolombe, der über den Code civil liest, lieferte wenigstens ebenfalls welche, wenn auch nicht so auffallende. Seine Art zu lehren ist eine Folge des Strebens nach einem practischen Resultate, und er leistet in dieser Beziehung sehr viel; denn er weiß aus jedem Rechtsgrundsatze des Codes einen kleinen Prozeß zu machen, in dem er den Kläger und den Beklagten auftreten, und

beide ihre Gründe vortragen läßt, worauf der Hr. Professor zuletzt als Richter entscheidet. So trug er in der Vorlesung, der ich beiwohnte, ein halb Dutzend Grundsätze vor, und ich bin sicher, daß die Studenten, wenn sie sich das Für und Gegen und die Entscheidungsgründe gehörig merken, am Ende ihrer Lehrjahre ein ziemlich vollständiges Handbuch als Advokaten oder Richter mit nach Hause nehmen können. Aber ich bezweifle sehr, ob sie durch diese Casuistik zu einem Standpunkte gelangen, der ihnen erlaubt, das französische Recht als ein Ganzes zu würdigen, ob sie nicht, wie wir Deutschen sagen, am Ende vor Bäumen den Wald nicht übersehen.

In Bezug auf die Form der Vorlesungen muß ich gestehen, daß ich in der des Hrn. Delisle beinahe zweifelhaft an dem practischen Talente der Franzosen wurde. Hr. Delisle dictirt lateinisch. Das ist schon sehr schlimm, und unsere deutschen Professoren, wenn sie auch oft noch so sehr an die glücklichen Zeiten erinnern, wo man die Ohren hinter eine große Perücke verstecken konnte, sind längst von diesem Unsinne zurückgekommen. Die Art und Weise, wie aber Hr. Delisle dictirt, ist sicher eher geeignet, seine Schüler in den Schlaf zu lullen, als sie zum Nachdenken anzuregen. Eodemque seculo .. eodemque seculo .. in tres partes .. in tres partes .. divisae fuerunt .. divisae fuerunt .. pandectae .. (vir..gu..la)

quarum prima ... quarum prima ... dicitur digestum ... digestum vetus ... digestum vetus (soulignez ces mots: digestum vetus) secunda infossiatum ... infossiatum ... (soulignez ce mot infossiatum) et tertia digestum novum ... digestum novum ... (soulignez les mots digestum novum) ... (punctum) ... und so fort. Mir wurde kalt und warm, und ich gab mir alle Mühe, mir den gräßlichen Widerspruch dieser Methode im Gegensatz gegen alles Wesen der Franzosen zu erklären, ohne die Lösung des Räthsels finden zu können. Das letzte Viertel der ein und eine halbe Stunde dauernden Vorlesung benutzte der Lehrer, um auf französisch zu erklären, was er auf lateinisch seinen Schülern dictirt hatte, wo er dann nicht ohne Geist den oben angeführten gesetzlichen Gesichtspunkt, aus dem er das römische Recht vortragen werde, auseinander setzte.

Die Vorlesungen des Hrn. Demolombe über den Code civil waren dagegen viel lebendiger. Er ist ein junger Mann, und hat einiges von dem Geiste der Zeit mit abbekommen. Die Beispiele, die kleinen Prozesse, die er wählte, nm seine Lehren anschaulich zu machen, waren meist interessant genug, und die Gründe Für und Gegen, so wie endlich die Entscheidungsgründe mit Schärfe und Klarheit dargestellt.

Doch genug von den Professoren. Auch die Stu-

denten verlangen ihr Recht. — Ein Studentenleben wie in Deutschland giebt es in Frankreich nicht. Sie bilden keine von den übrigen Bürgern abgesonderte Klasse, mit eignen Gesetzen und Gebräuchen, selbst einer eignen Sprache. Sie verschmelzen sich daher mehr mit den übrigen Bürgern der Stadt, und es ist beinahe unmöglich, weder aus dem Benehmen noch aus der Kleidung eines jungen Mannes wie in Deutschland zu entscheiden, ob er ein Student, oder etwa ein Kaufmann oder ein Stadtschreiber sei. Es giebt einzelne unter den Studenten, die flott in den Tag hineinleben, und ungefähr ihre Zeit und ihr Geld eben so lustig in den Wind schlagen, wie viele deutsche Burschen. Aber ihre Vergnügungen tragen nicht wie in Deutschland überall den Stempel des Studentenlebens. Ein solcher flotter Bursche, den man auf französischen Universitäten oft viveur, Lebemann, nennt, ist ein Stammgast des Kaffeehauses, wo er mit Jedem, der Zeit und Lust hat, Billard spielt. Bei keiner Boule fehlt er, und steht mit dem Marquer auf Du und Du. Er trinkt seine Tasse Kaffee, sein petit verre, oft eine ganz kleine Bohle Glühwein oder Punsch aus Fingerhutgläsern und am Ende wohl gar ein Glas Zuckerwasser. Ein deutscher Bursche hinter seinen riesenhaften Bierhumpen würde mit der souverainsten Verachtung auf ihn herabsehen, und in seinen Flaus gehüllt, das Männchen

im feinen modischen Stutzerrocke auf den ersten Anblick für ein verzärteltes Muttersöhnchen halten. Abends geht der französische flotte Student meist ins Theater, wo er eine Hauptrolle als Critiker spielt und troß des Parterres und der Logen klatscht oder pfeift, wie's ihm eben beliebt, und ein Randal macht, daß ihm der deutsche Student halbwegs den feinen Rock und das Zückerwasser verzeihen würde, wenn er ihn hier in seiner Glorie sähe, wo er am Ende gar Streit anfängt, und ein paar Nachbarn herausfordert. „Bravo! Bravo!" würde ein altes Haus von Jena sagen, „aus dem Füchslein kann noch einmal ein flotter Bursche werden." — Wenn aber andern Tags das Duell sich in ein Frühstück verwandelt, so möchte troß des Weines, der Austern und Pasteten, unser bemoooster Landsmann wohl wieder alle Hoffnungen aufgeben, und mürrisch in den Bart brummend nach Hause ziehen. Ein echter viveur einer französischen Universität hat nothwendig seine Grisette, mit der er in einer Art Ehe lebt, die so gut ihre Fesseln hat, als die gesetzliche, und die schon deswegen jedem deutschen Studenten ein Grauen wäre. Nur im Schuldenmachen stehen die flotten Burschen der deutschen Universitäten mit den viveurs der französischen ungefähr auf gleicher Stufe, und haben sich wechselseitig nichts vorzuwerfen.

Das Duell, das in Deutschland unter den Studen-

ten zu einem Geschäfte, zu einer täglichen Nothwendigkeit wird, ist in Frankreich eine Ausnahme, wird dann aber, wenn es vorkommt, und wie gesagt, sich nicht in ein Frühstück umwandelt, ernster als auf den meisten deutschen Universitäten, da es wie in Jena, Erlangen und Würzburg, nur auf Stoßwaffen, oder auf Pistolen stattfindet.

Die Klasse der Studenten, die wir deutsche Kameele nennen, heißt in Frankreich mitunter piocheurs, ungefähr dasselbe Wort wie Ochser. Diese sind dann aber noch viel gräßlichere Kameele als unsere deutschen, die in der frischen Luft der deutschen Universitäten so viel Selbstständigkeit einsaugen, daß sie wenigstens allen Nichtstudenten imponiren, und zu Hause die Studenten spielen können.

In Caen sind die meisten Studenten das, was wir in Deutschland Kümmeltürken nennen, d. h. sie sind in der nächsten Umgebung von Caen zu Hause, und meist die Söhne ehrbarer Ackerer oder Käse- und Butterkrämer, und Ochsen- und Pferdehändler. Ihre ganze Ambition beschränkt sich meist darauf, mit der Zeit einmal Avoué oder Notar in einem Landstädtchen zu werden. Viele von ihnen haben bereits mehrere Jahre als Clercks in der Schreibstube eines Avoué oder Notars gearbeitet, und sehen daher sehr ehrbar aus. Die Mehrzahl der Caener

Studenten verleugnet nie ihre basse=normannische Herkunft, sie sind daher ernster und zurückhaltender als die anderer französischer Provinzialuniversitäten. Viele wissen sich bis zum letzten Jahre kaum in das etwas großartigere Leben von Caen zu finden, und freuen sich, wenn sie wieder in ihr Landstädtchen und in ihre étude (wie die Schreibstuben der Notare und Avoués heißen) zurück können. Die Aengstlichkeit dieser Klasse von Studenten ist oft lustig genug. Auf einem Ausfluge, den ich von Caen aus machte, saß ich neben einem solchen Studenten, der in Pont l'Eveque zu Hause war, und eben nach Caen fuhr, um sich einschreiben zu lassen. Zu Anfang war er recht gesprächig gegen mich, da ich aber — die letzten Wahlen hatten ein paar Tage vorher statt gefunden — zufällig über den Geist seiner Vaterstadt in politischer Beziehung ein paar Fragen an ihn richtete, wurde er stiller und bedächtiger, erklärte mir mit feierlicher Stimme, daß er sich nicht um die Politik bekümmere, daß er als Clerc d'avoué kein Urtheil wage, und es überhaupt für Unrecht hielte, sich mit der Politik zu befassen 2c. 2c. Der arme Teufel hielt mich, wie ich jetzt bald merkte, für einen Spion, und es war unmöglich, sein Vertrauen wieder zu gewinnen. Ich hätte viel darum gegeben, den Reisebericht zu lesen, in dem er sein schreckliches Abenteuer und die Todesgefahr, in der er ge-

schwebt, seinem Patron, dem Hrn. Avoue von Pont l'Eveque berichtet haben wird. Man nennt diese Klasse von Studenten mitunter Beotiens. Das Wort hat in vielfacher Beziehung die Bedeutung unsres deutschen Philisters, nur ist es, da das Studentenleben in Frankreich nicht wie in Deutschland etwas Gerundetes, Abgeschlossenes und Originales ist, nicht ausschließlich auf Nichtstudenten anwendbar. Im Allgemeinen könnte man aber den Charakter eines philisterhaften Menschen als den eines Beotiens bezeichnen.

Während der Restauration bestanden unter den Studenten in Caen, wie überall, geheime Verbindungen, sie waren theils maçons, theils carbonaros, theils templiers. Das Verbindungswesen ist, wenn man in demselben mehr als ein Mittel sieht, gewisse Ansichten zu verbreiten und gleichsam in Fleisch und Blut der Verbindungsmitglieder übergehen zu machen, der krasseste Unsinn, da es nothwendig zu einem leeren Formenwesen führen muß. Will man durch solche Verbindungen direct zur Erreichung eines äußern Zweckes wirken, so werden sie wieder nur die Folgen haben, Opfer für die Ansicht, die man eben angreift, zu liefern, wie dies in Frankreich unter der Restauration der Fall war. Man hat den Verbindungen früher zu viel zugetraut, sowohl die Regierung als ihre Gegner; denn sie haben nie direct

zur Erreichung ihres Zweckes beigetragen, dagegen indirect eine kaum zu berechnende Bedeutung gehabt. Jedes Verbindungsmitglied wurde wieder für Hunderte der Prediger seiner Ansichten, und so ist es denn wahr und zugleich nicht wahr, wenn man behauptet, daß die Julirevolution durch dieselben herbeigeführt wurde. Gegenwärtig beginnen in Frankreich wieder politische Verbindungen unter den Studenten Mode zu werden, und sie werden, wenn sie wieder so allgemein sich verbreiten sollten, wie während der Restauration, gerade auf dieselbe Weise ohne Folgen und höchst erfolgreich sein. Bis jetzt haben sich noch keine Spuren gezeigt, daß auch solche Verbindungen bereits in Caen bestehen, und nur die Furcht meines Clercs d'Avoué hat mich halbwegs so etwas ahnen lassen; doch mag ich mich täuschen.

Ich habe mein deutsches Studentenblut noch lange nicht alles verschwitzt. Das fühlte ich recht in Caen, und besonders auf den Kaffés, wo die Studenten die Mehrzahl bildeten. Ich dachte mich in die schönsten Jahre meines Lebens zurück, und es wurmte mich, allen versammelten französischen Studenten in Pleno einen aufzubrummen, da sie auch nicht ein Pünktchen vom Coment loshatten. Fürwahr sie hätten's verdient gehabt. Denn ein solches Studentenleben ist gar keines, und man kann davon nicht träumen, nicht in seinen alten Tagen, wie die

Westphalen, aller deutschen Studenten edelste Blüthe, noch einmal jährlich commerciren. O! das deutsche Studentenleben ist ein Schrecken für alle Philisterseelen, aber wenn sie wüßten, was sie ihm zu verdanken haben, wenn sie wüßten, daß diese Stunde Freiheit uns mit einem Leben, das keine wieder bot, auszusöhnen im Stande war, sie ließen gewähren, und sagten: der junge Wein will brausen, wenn er die Tonnen nicht sprengen soll. Wenn die Franzosen Studenten gewesen wären, wer weiß, ob sie so flegelhafte Studentenstreiche, wie die beiden Revolutionen, gemacht hätten, und wenn die Deutschen einmal keine Studentenstreiche mehr machen können, dann — —: Gare les tonneaux! der Wein will gähren! —

Oeffentlicher Unterricht.

Collége royal. Conservatoire de Musique.

Caen, — 1837.

Der öffentliche Unterricht in Frankreich ist in Bezug auf die geistige Erziehung meist weiter vorgerückt, als in andern Ländern, dagegen in Bezug auf die moralische vielfach in einem sehr trostlosen Zustande. Ein paar Worte über die Organisation des Collegs royal von Caen, das vielfach zu den bessern in Frankreich gehört, werden die Bestätigung dieser Ansicht liefern. Die Direction und Administration jedes Collegs in Frankreich, wie des in Caen, ist einem Proviseur übertragen, der die allgemeine Aufsicht und insbesondere die über die Religion, die Moral, die Ordnung, die Studien und das körperliche Wohlsein der Kinder hat. Diesem zur Seite steht ein Censeur, der Alles, was den Unterricht und die Disciplin der Schüler angeht, beaufsichtigt, und den

Proviseur im Falle der Noth ersetzt. Unter diesen beiden Obern stehen die maitres d'études, die persönlich die Schüler beobachten und leiten, so lange die letztern nicht in den Klassen beschäftigt sind. Sie sehen die Arbeiten derselben nach, und wiederholen mit ihnen das, was ihnen in den verschiedenen Klassen zum Lernen aufgegeben worden ist. Der Religionsunterricht, die Vorbereitung zur ersten Communion sind dem Aumonier des Collegs übertragen.

In allen Collegien Frankreichs besteht die Zahl der Schüler theils aus internes, theils aus externes. Die ersten wohnen und leben in dem Schulgebäude und sind gänzlich der Aufsicht der Vorsteher, der Lehrer und der maitres d'études überlassen; die letztern wohnen in ihren Familien, und besuchen nur die Unterrichtsstunden. In Caen war in den Jahren 1811 und 1813 die Zahl der internes 220, die der externes 160, im Jahre 1824 waren von 350 Schülern nur noch etwa 120 internes, im Jahre 1830 nahm die Zahl der Schüler im Allgemeinen wieder zu, und belief sich auf 280 externes und 170 internes. Seit der Zeit hat sich die Anzahl der Schüler nur vermehrt.

Schon diese Zahlen sind in etwas im Stande, den Fortschritt des öffentlichen Unterrichts zu charakterisiren. Das Kaiserthum beförderte denselben im Allgemei-

nen, wenn es auch die Wissenschaften nur von dem augenblicklich practischen, vom militairischen Gesichtspunkte auffaßte. Die Restauration dagegen vernachlässigte denselben, und ihre stupiden Anhänger traten ihm oft genug hindernd entgegen. Die Zahl der Schüler nahm ab. Die Julirevolution und schon der Kampf, der derselben unmittelbar vorherging, gaben dagegen ganz Frankreich einen neuen Aufschwung und so erklärt es sich, wenn von 1824 bis Ende 1830 die Zahl der Schüler in Caen um hundert, um mehr als ein Viertel, zunimmt. Doch dies nur nebenbei, es ist dies eine Beobachtung, die sich beinahe in gleichen, oft noch auffallenderen Verhältnissen in ganz Frankreich wiederholt.

Gegenwärtig zählt das Colleg von Caen beinahe 200 internes, zweihundert Schüler, Knaben von 10—16 Jahren, denen die Schule die Familie ersetzen muß. Diese sind in Mehrzahl die Söhne der reichern Bürger, die ein höheres Schulgeld zu zahlen im Stande sind; sie sind ebenfalls in Mehrzahl bestimmt, ihre Studien weiter fortzusetzen, um sich zu den höhern Aemtern vorzubilden. Aus ihnen geht die Elite des Staats hervor, während die meisten der externes nur bis zu einer gewissen Stufe ihre Studien fortsetzen, um dann als Handwerker, Krämer, Kaufleute u. s. w. einem andern Berufe zu folgen.

Die internes sind also die Schüler, die in Zukunft berufen sind, der gebildetere Theil der Gesellschaft, die Tonangeber zu werden; und die große Masse der höhern Stände des heutigen Frankreichs hat als internes ihre Jugend in einem Colleg royal oder auch in einem Pensionat, auf die im Allgemeinen die folgenden Bemerkungen beinahe in noch schärferm Grade anwendbar sind, zugebracht.

Um gleich von vornherein meine Ansicht auszusprechen, gestehe ich, daß ich diese Art, die Knaben aus der Familie herauszureißen, und der Schule mit Leib und Seele zu übergeben, für die Haupt-Ursache der überhandnehmenden Demoralisation in Frankreich halte. Ich habe an andern Orten meine Ansicht über den Einfluß der Familie auf die Entwickelung des Gefühls, der Moral ausgesprochen, und kann darauf verweisen. An die Stelle des Vaters, der die moralische Bildung der Kinder beaufsichtigt, lenket, tritt hier ein proviseur, ein censeur; an die Stelle der Mutter, die diese Erziehung auf Schritt und Tritt belebt, bewacht und nährt, ein maitre d'études. Von der Wahl dieser maitres d'études hängt Alles ab, und der, der wirklich die Stelle einer Mutter, als Lenkerin der Moral des Sohnes, mit Erfolg versehen könnte, wäre ein Wunder, müßte ein Mann von hohem Talente, tiefem Gefühle, ein wahres Genie

sein. Sollte diese Institution auch nur halbwegs leibliche Früchte tragen, so müßte man eben bei der Wahl der Maitres d'études mit der höchsten Vorsicht zu Werke gehen und dazu nur die tüchtigsten, die gebildetsten und die in moralischer Beziehung die höchste Garantie leistenden Männer wählen. Und gerade das Gegentheil findet überall ohne Ausnahme in Frankreich statt. Nur wer nicht zum Lehrer taugt, nicht so weit vorgebildet ist, um Unterricht geben zu können, begnügt sich mit einer solchen Stelle, und wird dazu in den Collegen und in den Pensionaten gewählt. Die Bezahlung der gewöhnlichen Lehrer ist wenigstens doppelt, oft drei, viermal so groß, als die eines maitre d'études, der sich sehr glücklich schätzt, wenn er für sein Amt 4 — 600 Fr. erhält. Der Proviseur, der Censeur, die Lehrer, und am Ende auch die Schüler sehen in ihnen nur eine Art Bedienten, die über dem Pförtner und Kleiderputzer nur als ein Zwischenglied zwischen diesen und den Lehrern stehen. Sechs solcher maitres d'études haben in Caen die Aufsicht über etwa 200 Schüler, so daß jeder von ihnen der moralische Lenker von 33 Knaben ist. Wenn jeder dieser Knaben einen eignen maitre d'études hätte, so würde derselbe nun und nimmer im Stande sein, in moralischer Beziehung den Einfluß der Familie zu ersetzen, so aber kann derjenige, der eine solche Aufsicht über 30 und mehr

Schüler ausüben soll, sicher höchstens nur das äußere Betragen, wenn noch dies, der Schüler lenken. Die geringe Achtung, in der diese selbst bei den Vorstehern der Schule stehen, die mangelhafte Bildung, die sie zwingt, eine solche Stelle anzunehmen, bleibt den Schülern selbst kein Geheimniß, und zernichtet dann allen möglichen Einfluß, den sie auf dieselben ausüben könnten. So wächst der Knabe zum Jünglinge und Manne heran, ohne je an einem lebendigen Brunnen die Lehren der Moral getrunken zu haben, und es wäre abermals ein Wunder, wenn aus einer solchen Erziehung nicht eine Generation hervorginge, die jeder Immoralität, dem crassesten Egoismus, der Glaub- und Lieblosigkeit Thür und Thor ihres Herzens zu öffnen bereit sei.

Und dann zählt man uns in hochtrabenden Phrasen und glänzenden Ziffern auf, wie viel Schüler mehr die Schule besucht, was sie dort Alles gelernt haben u. s. w. Wahrlich, wenn die Grundlage der Erziehung (in Deutschland in geistiger, in Frankreich in moralischer Beziehung) nicht geändert wird, so wird eine Zeit kommen, wo es ein Glück sein wird, einen Menschen zu finden, den keine Schule zum Schufter in Frankreich, zum Esel in Deutschland vorgebildet hat.

In Bezug auf die wissenschaftliche Bildung, die Erziehung des Geistes, die die Schüler in den

französischen Collegen erhalten, muß man gestehen, daß man in denselben in neuester Zeit grosse Fortschritte gemacht hat. Ich befürchte aber, daß hier wie in Preußen diese Fortschritte zu aufgedunsteten Treibhauspflanzen führen, und es ist dies um so wahrscheinlicher, wenn man die allwissenden Knäblein, die täglich nicht weniger als 13 bis 14 Stunden arbeiten müssen, sich brüsten, und, kaum den Knabenschuhen entwachsen, gleich Männern mitsprechen sieht, wie mir dies oft genug in Frankreich vorgekommen ist.

Die geistige Bildung der Knaben im Colleg zu Caen ist dreizehn Lehrern übertragen, und zwar drei maitres zum Unterricht scientifique (Latein und Griechisch) für die Elementarklassen, drei Professoren und einem Professor Adjoint für die Klassen der Grammaire. Die übrigen geben Unterricht im Englischen, in der Rhetorik, der französischen Sprache und Literatur, der Mathematik, Physik, der Philosophie, der Naturgeschichte, der Geschichte und Geographie. — Daß die jungen Leute am Ende wahre Stockgelehrte sein müssen, sieht man schon aus diesem kleinen Register. Und es wäre dagegen nichts zu sagen, wenn sie diese Gelehrsamkeit nicht auf Kosten eines höhern Gutes erlangten, wenn nicht, während der Geist gebildet wird, das Herz leer ausginge. Doch scheint auch der Augenblick nicht mehr ferne, wo

in Frankreich für die Mißstände des Erziehungswesens Abhülfe gefunden werden wird, denn in neuester Zeit beginnt man wenigstens von der Immoralität der heutigen Gesellschaft zu sprechen, und kennt man erst einmal die Krankheit, so wird sich wohl auch ein Arzt finden. Ein Verbot aller Pensionate, aller Internate bei den Colleges royaux würde zwar ein etwas gewaltsames, aber ziemlich radikales Mittel sein. — —

Bis zum Jahre 1830 gab es kaum auf 5 Einen Schüler im Colleg zu Caen, der in den Arts d'agrément (Musik, Tanz, Fecht- und Reitkunst) Unterricht nahm. In Bezug auf die Musik hat sich das in neuerer Zeit geändert, und zwar zum unendlichen Vortheile der Caener. Gleich der Wissenschaft, die in Caen in die Gesellschaften übergreift, wurde auch die Musik zu einer Art von gesellschaftlichem Bedürfnisse, und dann zu einem Zweige des Unterrichts. Wie sich dies allmählig gestaltet hat, will ich die geistreiche junge Schriftstellerin Mademoiselle Emma Chuppin erzählen lassen.

„Gegen das Ende des Jahres 1757," sagt dieselbe in ihrer gekrönten Preisschrift de l'état de la Musique en Normandie, „reichten die Directoren der Conzerte (die schon früher ausnahmsweise statt gefunden hatten) eine Bittschrift ein, um Lettres patentes für ihr Etablissement zu erhalten; aber man antwortete ihnen, daß meh-

rere bedeutende Städte vergebens eine ähnliche Bitte eingereicht, daß S. Maj. dieselbe stets abgeschlagen hätte, weil die Conzerte die Jugend verhindern, sich den Studien zu widmen, die dem Staate viel nützlicher als die Musik seien! Es scheint nichts destoweniger, daß, trotz des Mangels an Aufmunterung, diese musikalischen Versammlungen bis 1792 stattfanden. Dann kamen die langen Jahre der Trauer, während welchen die Aufhebung der Maitrises der Cathedralen, und die Versprengung der hohen Klassen der Gesellschaft jede Rückkehr zu den süßen Genüssen der Kunst als unmöglich erscheinen ließen. Nach und nach trat unterdeß wieder Ruhe ein, und so sah man seit 1800 unter dem Titel Redoute wieder Gesellschaften entstehen, die theils dem Tanze, theils der Musik geweiht waren."

„Diese ersten Versuche, vielen Unterbrechungen unterworfen, schienen tagtäglich mehr und mehr die Nothwendigkeit einer festen Institution fühlbar zu machen, die, indem sie eine große Zahl zerstreuter Talente vereinige, ihnen den Genuß eines edeln Wetteifers verschaffen könne."

„Die Hrn. F. de Boislambert, L. de Coursanne, Robert und Alph. le Cavelier eröffneten im Winter 1824 eine Subscription, die sehr bald mit Unterschriften bedeckt war, und gaben dann sieben glänzende und sehr besuchte

Conzerte, die aber im nächsten Jahre sich nicht erneuerten.“

„Im Jahre 1826 errichtete Hr. Spencer Smith, dem sich die Hrn. Costy, Lair, de Caumont ꝛc. anschlossen, eine literarische und musikalische Gesellschaft unter dem Titel: Cicilienne de Normandie.“

„Endlich am 8. Febr. 1827 erhielt Hr. de Montlivault, damals Präfect unseres Departements, vom Minister des Innern die nöthige Erlaubniß zur Errichtung der Société philharmonique du Calvados.“

„Ein Professor, Hr. Graverand von Caen, dessen Compositionen allgemein bekannt sind, wurde mit der Direction des Orchesters der Gesellschaft beauftragt. Der Handelsstand gab das nöthige Local her, und der damalige Mair, Graf d'Orseville übernahm die Präsidentschaft.“...

„Aber es bestand ein Hinderniß, schwer zu besiegen, und ohne das die beabsichtigten Conzerte unmöglich waren. Es handelte sich darum, eine Menge von Talenten, wenig vertraut mit der Oeffentlichkeit, zu bestürmen, den Beifall zu suchen, den sie ein Recht hatten zu erwarten. Bei den Damen insbesondere handelte es sich darum, zugleich ihre Furcht und ihre Bescheidenheit zu besiegen. ... Die Wohlthätigkeit erlangte diesen Sieg. Es wurden Sammlungen für die Armen, so wie jährlich ein Conzert zu ihrem Besten eingerichtet. Hr. de Magny

übernahm die Organisation des Orchesters und des Gesanges, ein Unternehmen, das viele Beschwerden bot, aber das von Rechtswegen dem Compositeur der Circé zuzukommen schien; und wirklich Nichts war im Stande, seinen Eifer zu ermüden, und Dank seinen Anstrengungen, die Reichthümer, die wir besaßen, wurden durch ihn enthüllt. Die Zahl der Liebhaber nahm mit jedem Tage zu; ein glänzendes Conzert folgte dem andern, und die ersten Künstler der Hauptstadt, eifersüchtig, sich hier hören lassen zu können, fanden bei den Mitgliedern der philharmonischen Gesellschaft des Calvados nicht nur die freundschaftlichste Aufnahme, sondern auch die einstimmigste Unterstützung."

„Die stets fortschreitenden Erfolge der Conzerte, die zahlreichen Anfragen um Zulassung zu denselben, der Wetteifer, der wie durch einen Zauber sich in allen Klassen verbreitete, die Ankunft mehrerer Künstler, Alles das bezeugte die Nothwendigkeit einer Gesangschule. Herr Fr. d'Emiéville und der Hr. Graf d'Yson, ein ausgezeichneter Musikliebhaber, der seitdem der Gesellschaft so viele Dienste geleistet hat, zeigten allen möglichen Eifer, um die Ausführung eines Planes möglich zu machen, der auch dem Aermsten Zugang zum Studium der Musik verschaffen sollte."

„Auf den Antrag des Administrationsrathes der Ge-

sellschaft wurden Hr. Guerrier, Gesanglehrer und einer der besten Zöglinge der Institution des Hrn. Choron (in Paris), und Hr. Beziers zur Leitung der Gesangschule ernannt. Seit der Zeit hat Hr. Lair, Präsident der philharmonischen Gesellschaft, dessen Name allein die Idee des reinsten und aufgeklärtesten Patriotismus hervorruft, jährliche Preise für die ausgezeichnetsten Subjecte gestiftet. . . ."

„Wir haben weiter oben gesehen, daß bis 1792 die maitrises der Klöster und Cathedralen die einzigen regelmäßigen Unterrichtsanstalten waren; ihr Verschwinden wurde noch von allen Freunden der Kunst betrauert, als auf Antrag des Hrn. de St. Germain der Stadtrath von Caen im Jahre 1835 ein Conservatoire de musique votirte. Diese Institution, auf einer größern Basis gefußt, verspricht in gewisser Beziehung die Pflanzschule einer Menge junger Talente zu werden, die, von Jugend auf zum Unterricht angewiesen und belehrt, sich mit der Zeit in der ganzen Normandie verbreiten werden. . . ."

„Das gegebene Beispiel trägt bereits seine Früchte in den bedeutendern Städten der Normandie; überall vermehren sich die musikalischen — sowohl öffentlichen, als Privat- — Gesellschaften. Bayeux, Lisieux, St. Lo, Coutances, Cherbourg, Granville &c. besitzen bereits philharmoni-

sche Gesellschaften. Die Zahl der Lehrer nimmt immer zu; vor zwölf Jahren zählte man derselben nur vier oder fünf in Caen, wogegen diese Stadt deren jetzt mehr als fünfzig besitzt, die kaum zum Unterrichte ihrer zahlreichen Schüler ausreichen...."

„Die Musik ist somit zu einem der ersten Grundsteine der Erziehung geworden, und wenn die jungen Leute, die in ihr Unterricht erhalten, nicht Alle berufen sind, große Künstler zu werden, so wird dagegen die Mehrzahl wenigstens, wie in Deutschland, eine allgemeine Ausbildung in dieser Kunst besitzen."

So geschehe!

Ich habe diese ganze Stelle übersetzt, weil sie charakteristisch ist. Wenn ich früher sagte, daß ich oft in der Normandie glaubte, mich nach Deutschland, nach Nürnberg, nach Cöln, hin versetzt zu sehen, so wird man dies nach dem Gesagten für Caen erklärlich finden. Dieses Uebergreifen der Kunst und Wissenschaft in das rein gesellschaftliche Leben ist ganz ächt deutsch. Und gar diese Redouten, wo man tanzte und sang und kleine Conzerte gab. In ganz Frankreich fand ich nichts Aehnliches, und nichts, was so an unsere Casino's und Museums erinnerte. Es ist das eben das germanische Blut der Normannen, das sich bei ihnen geltend macht, und wenn sie einst in der Wissenschaft die großen Steine der

Archäologie, an die sie sich bis jetzt auf Schritt und Tritt stießen, weggeräumt, wenn der Same der Musik, den sie ausgeworfen, erst seine Früchte getragen haben wird, so werden die Normannen auch beweisen, daß das Vaterland der Corneille, des Bernardin de St. Pierre, des Casimir Delavigne, des Armand Carrel, in Wissenschaft und Kunst keinem andern Theile Frankreichs nachzustehen braucht, und daß ein Land, das die beiden größten französischen Tondichter der neuern Zeit, Boieldieu und Auber (dieser von Caen) gezeugt, in musikalischer Beziehung Tonangeber in Frankreich sein wird, wie es in seinen Trouveurs und später in Basselin den Franzosen eine neue Kunstbahn öffnete, wie es jetzt wieder in seinem Streben, das Studium der Musik zu popularisiren, ganz Frankreich vorangeht. —

Handel, Ackerbau und Viehzucht.

Caen, — August 1837.

Caen war vor Zeiten eine der blühendsten Handelsstädte der Normandie. Die Verschwämmung der Orne, die früher den größern Handelsschiffen erlaubte, bis in den Hafen von Caen vorzubringen, und die jetzt nur mittlern Schiffen bis dorthin zu fahren gestattet, und selbst diese Fahrt vielen Zufällen und Hindernissen unterwirft, ist eine der Ursachen des allmähligen Abnehmens des Handels von Caen. Deswegen schlagen die Bürger seit einem Jahrhunderte schon ein Kanalsystem für die Orne vor, und es ist auffallend, daß es bis jetzt nur selten zu einem bald wieder aufgegebenen Versuche gekommen ist. Die Hauptursache des Abnehmens des Handels von Caen liegt aber sicher tiefer als in den Hindernissen, die der Fluß bietet. Seit Caen nicht mehr eine der Hauptstädte einer unabhängigen Provinz ist, seit die Aufhebung des

Ediktes von Nantes die Mehrzahl der Kaufleute und Fabrikanten von dort wegtrieb, und seit insbesondere Havre gegründet wurde, mußte nothwendig sich der Handel von Caen zurückziehen, und ein Kanal bis zum Meere würde nur wenig ändern.

Die nach der Revolution des Jahres 1830 eingetretene größere Thätigkeit scheint eine Zeitlang dem Handel von Caen mehr Leben gegeben zu haben; denn während 1825 nur 769 Schiffe in den Hafen eingelaufen waren, stieg diese Zahl 1832 auf 868 französische und 73 ausländische, 1833 auf 919 französische und 100 fremde Schiffe; dann aber trat wieder der alte Normalzustand ein und man sieht einer noch größeren Verminderung entgegen. Wie aber der Handel abnimmt, so nehmen Ackerbau und Viehzucht in der Umgegend von Caen und überhaupt in der ganzen untern Normandie immer mehr zu. In den Thälern der Touque, Dive und Aure sind die schönsten Wiesen in ganz Frankreich, und das Hornvieh dieser Gegenden ist weit und breit berühmt; die Käse von Mignat, Livardt und Pont l'Eveque, und die Butter von Issigny gehören zu den Leckerbissen der Hauptstadt. In dem kalkhaltigen Boden von Lisieux, Falaise, Bayeux und Caen wächst schönes Korn im Ueberfluß, und in den westlichen, gebirgigen Theilen von Falaise, im Arondissement von Vire, wo früher nur Heidekorn, Roggen, Gerste und Ha=

fer sparsam wuchs, findet man jetzt die schönsten künstlichen Wiesen, die üppigsten Kornfelder, und nur selten ein unbenutztes Stück Land. In der ganzen Provinz aber blüht die Obstzucht und besonders die Cidre- und Branntweinproduktion.

Der Apfelbaum, der zur Zeit, wo die Könige von Navarra meist in der Normandie wohnten, von Spanien eingeführt worden zu sein scheint (wenigstens ist das Wort Cidre das spanische Cidra), ist der Brodbaum der Normandie, und es ist ganz germanisch, wenn der Normanne von diesem Baume mit einer kindlichen Verehrung, mit einer Art Pietas spricht und mit Bernardin de St. Pierre sagt: „l'arbre de mon pays." Ich habe in den Annalen der Société d'agriculture et commerce eine förmliche Lobrede auf diesen Baum gelesen, in der sich auf rührende Weise die Gemüthlichkeit des Normannen ausspricht, die sich bei ihm wie bei dem Deutschen auf die Natur überträgt. Daß er im Frühlings- und Sommer-, im Herbst- und Winterkleide eine Zierde des Landes ist, begreift sich leicht, daß aber seine Frucht Haus, Hof und Herd, den Keller, den Speicher und die Küche füllt, daß sie Menschen und Vieh speist und tränkt und endlich selbst zum Dünger wird, daß sie, mit einem Worte, Alles in Allem ist, sieht man wohl nur in der Normandie. Die Aepfel, die nicht als solche verzehet oder ausgeführt werden, preßt

man und gewinnt daraus den Cidre, den Wein der Normandie. Was nicht zum Cider taugt, wird zu Branntwein gebrannt oder zu Essig verwendet. Das ausgepreßte Fleisch der Aepfel dient als Futter für das Vieh; die Trester (le marc) werden, mit vegetabilischer Erde vermischt, zu einem vorzüglichen Dünger für dürres Land; auch trocknet man in den Gegenden, wo das Holz selten ist, die Trester und braucht diese Masse im nächsten Jahre wie Torf zum Heizen. Es erklärt sich somit leicht die Pietät des Normannen für den Arbre de son pays, selbst wenn er nicht in der Frühlingsblüthe der ganzen Umgegend, (er wächst überall in Menge), den schönsten Feiertagsschmuck gäbe, in dem ich je ein Land die junge Sonne und „das Mädchen aus der Fremde" begrüßen sah.

Die Société d'agriculture et de commerce von Caen trägt nicht wenig dazu bei, den blühenden Zustand des Ackerbaues zu vermehren. Sie ist die Ursache, daß der Lammas, das englische Korn (blé anglais, chioot rouge, blé rouge), das schneller reift, viel ergiebiger ist, weniger Zeitaufwand und Pflege als gewöhnliches Korn bei der Bebauung erfordert, die Grenzen der Provinz überschritten hat und sich mehr und mehr in ganz Frankreich verbreitet. Seine Einführung in der Normandie ist eine interessante Geschichte. Ein feiner Meinun-

gen wegen ausgewanderter Engländer, Weathcroft, der sich in Caen ansiedelte, ließ sich Saatkorn aus seinem Vaterlande kommen. Unter der Ernte fand er im nächsten Jahre zwei Halme Lammas, und diese zwei Halme waren der Adam und die Eva der jetzt in fast ganz Frankreich verbreiteten unzähligen Nachkommenschaft, die dem gewöhnlichen Korngeschlechte den Untergang droht. Und diese zwei Halme wurden erst im Jahre 1797 eingescheunt. Wenn Frankreich Millionen durch den Krieg gegen England verloren hat, so haben vielleicht schon diese beiden Saatkörner, die der Zufall und ein vor der englischen Aristokratie Fliehender aus seinem Vaterlande überführte, den ganzen Schaden hinlänglich ersetzt.

Die Société d'agriculture hat ferner das Verdienst, daß sie nicht nur Preise auf die besten Ackerbauerzeugnisse, sondern auch auf die Arbeit gesetzt hat. Ich wüßte nicht, daß Aehnliches anderswo geschehen, und es ist sicher ein würdiges Schauspiel, die besten Pflüger von weit und breit mit ihrem Pfluge und ihrem Gespanne herbeiziehen zu sehen, um auf dem angewiesenen Acker um die Wette eine Strecke Landes zu pflügen. Man hat die Wettrennen oft als ein Mittel, die Pferdezucht zu verbessern, hervorgehoben. Sie kamen mir stets wie eine, des Menschen unwürdige Hetze des edelsten Hausthiers vor, und es versteckt sich nur die Scham der

Spieler und Wettenden hinter jenem angeblichen Nutzen. Aber ein solches Wettpflügen, wenn man nicht nur auf die Schnelligkeit, sondern auch auf's Gutpflügen sieht, muß für den Ackerbau vortheilhaft sein. Man weiß meist nicht, wie man bei öffentlichen Gelegenheiten das Volk belustigen, oder besser, das Volk zu Belustigung der hohen Zuschauer verwenden soll. Das Mastklettern, das Lanzenstechen auf den Flüssen, die Pferderennen, die Feuerwerke sind nur ein Beweis, daß diejenigen, die das Fest anordnen, am Ende so gedankenlos sind als die, welche diese öffentlichen Lustbarkeiten als solche hinnehmen. Volksfeste wie das, wobei jährlich die Bauern der Umgegend von Caen zu einem Wettpflügen zusammenkommen, würden, wenn man diese Wettstreite auf alle Gegenstände der Kultur, Manufaktur und Kunst ausdehnte, sehr bald den mehr als kindischen Spielereien der Feuerwerke, Beleuchtungen rc. ein Ende machen. Der Gedanke ist so alt wie die Geschichte, und hieß vor ein paar tausend Jahren olympische Spiele u. s. w. Wenn ein Grieche auferstände und unsere Volksfeste sähe, so würde er stille wieder in's Grab steigen.

Die Viehzucht blüht in der ganzen Unternormandie, und es ist bekannt, wie der Fürst von Polignac sich besonders damit befaßte, die Merinoschafe in der Normandie zu verbreiten, und wie er 1827 nicht weniger als 16,000

Merinoschafe in der Normandie hatte, aber auch, wie ganz Frankreich, als Polignac bei der Schafzucht seine Rechnung nicht fand, ihm die Kosten tragen helfen mußte, indem die Regierung ihm zu lieb eine höhere Steuer auf die Einfuhr der Wolle legte und aufrecht erhielt. Später wurde Polignac erster Minister, und scheint in diesem Aemtchen immer noch seine Schafe vor Augen gehabt zu haben; aber die ministerielle Schafzucht scheiterte an ein paar widerspenstigen Widdern.

Die Ackerbaugesellschaft in Caen hat ebenfalls Preise auf die besten Pferde und Ochsen gesetzt und so auch hier den Fortschritt zu fördern gesucht. Aber die Natur des Landes weist den Bewohnern von selbst diesen Kulturzweig an, und die Art, wie die Normannen denselben betreiben, hat seit langer Zeit schon den Ruf der normännischen Viehzucht begründet. In der neuesten Zeit indessen haben besonders die Pferde aus Caen und der Umgegend von ihrem alten Rufe verloren. Die Art und Weise, wie diese Pferde gezogen werden, ist Schuld daran, und da eben die Ackerbaugesellschaft die Ursache offen dargelegt hat, so ist zu hoffen, daß dem Uebelstand abgeholfen werde. Die jungen Pferde werden meist in der Umgegend von Caen schlecht genährt und zu harter Arbeit angehalten. Mit achtzehn Monaten oder zwei Jahren werden sie wie ältere Pferde schonungslos zum

Ackerbau verwendet und so gewöhnlich bis zu 3½ Jahren auf eine ihnen nothwendig nachtheilige Weise angestrengt. Um sie dann aber dennoch beim nächsten Markte vortheilhaft verkaufen zu können, hält man die Thiere hundert Tage vorher in warmen und dunkeln Ställen, belegt sie mit wollenen Decken und läßt sie ohne alle Bewegung. Während der ersten fünfzehn bis zwanzig Tage erhalten sie, so eingepferchen, nur wenig Nahrung; von da an aber werden sie, als ob sie dem Fleischer und nicht dem Kutscher übergeben werden sollten, förmlich gemästet, indem man ihnen Hafer, Gerste, Pferdebohnen, Gerstenmehl und gelbe Rüben in Ueberfluß giebt, so viel sie fressen mögen und können. Den Folgen des Mangels an Bewegung beugt man durch häufiges Aderlassen vor, worauf dann das Thier dick und feist, mit glänzender Haut, aber auch zu allen Krankheiten gehörig vorbereitet, aus dieser Mast hervorgeht. Man nennt dies die Pferde „affranchir," und diese Freilassung ist die Ursache, daß eine Menge der schönsten, auf dem Markte zu Caen gekauften Pferde sehr bald die Hoffnungen, zu denen sie durch ihr glänzendes Aeußere zu berechtigen schienen, Lügen strafen.

Der Pferdehandel scheint auf die Bewohner von Caen und der Umgegend auch einen moralischen Einfluß ausgeübt zu haben. Caen steht in dem Rufe, daß dort

kein Geschäft abgeschlossen werden könne ohne Brief und Siegel, ohne obrigkeitliche Urkunde, wenn man nicht nachher einen kleinen Prozeß mit in den Kauf haben will, und der Pferdehandel ist sicher vielfach mit an dieser Prozeßsucht Schuld; denn er ist den meisten Chikanen und Widerrufen unterworfen. — Doch ist der eigentlich moralische Grund der normännischen Prozeßsucht ein anderer. Ich sprach davon an einer andern Stelle. —

Volksgebräuche.

Caen, — 1837.

Der Normanne hängt mehr als irgend ein anderer Bewohner Frankreichs, vielleicht mit Ausnahme des Elsäßers, an seinen alten Gebräuchen und Gewohnheiten, und einzelne derselben in Caen und der Umgegend, die sich noch jetzt, wenn sie auch in den Städten mehr und mehr verschwinden, doch auf dem Lande von Jahr zu Jahr wiederholen, lassen sich ohne viel Mühe auf die Zeiten des römischen oder sächsischen Heidenthums zurückführen. Dann aber genügt es dem Normannen, wie dem Germanen, meist nicht, das Fest als ein Fest hinzunehmen. Er sucht demselben einen Beigeschmack von Wunderbarem, von Gespenstischem zu geben. Sein Gemüth ahnt die Nähe einer höheren Macht, und sein Verstand erlaubt ihm nicht, sie zu begreifen, oder wenigstens

in ihrem Wirken, in ihrer natürlichen Thätigkeit den großen, über der Natur waltenden Geist anzuerkennen. Unwissenheit führt nicht an und für sich zum Aberglauben; denn es giebt der Unwissenden Viele, die mit dem Glauben zugleich den Aberglauben abgeschüttelt haben. Es gehört dazu noch ein Weiteres, eine schaffende, lebendige Phantasie und ein offenes, die Eindrücke von Außen gerne aufnehmendes Gemüth. Der Aberglaube ist Poesie, und ein Volk, das abergläubisch ist, hat Hoffnung, dereinst, wenn der Aberglaube nicht in Unglauben, sondern in Glauben übergegangen ist, poetisch schaffend aufzutreten. Malherbe, Corneille, Bernardin de St. Pierre, Delavigne und so viele andere, die die Normandie als ihr Vaterland besangen, danken vielleicht dieser volksthümlichen Eigenschaft des Normannen mehr als sie selbst ahneten.

In Caen, mehr noch in der Umgegend, ist der Tag der heiligen drei Könige ein Fest der Armen. In jeder Familie wird ein Kuchen, le gateau des rois, verzehrt. Es wird derselbe stets in so viele Stücke getheilt, als die Familie Mitglieder hat; Anwesende und Abwesende erhalten ihr Theil, und ein letztes Stück bleibt übrig. Das ist der „Theil des guten Gottes," la part du bon dieu. Eines der Kinder des Hauses kriecht, nachdem der Kuchen zerschnitten, unter den Tisch, und der Vater fragt: pour qui la part? und das Kind antwortet: für diesen oder für

jenen, oder pour le bon dieu. Jeder nimmt dann sein Stück, und eine Bohne, die in den Kuchen eingebacken ist, bezeichnet den, der dieselbe erhält, als den König. Die Abwesenden erhalten ebenfalls ihr Stück, und dasselbe wird bedächtig verschlossen und dient als Barometer der Gesundheit des fernen Eigenthümers; befindet er sich wohl, so bleibt das Kuchenstück schadlos, wird er krank, so bekommt dasselbe Stück Schimmel, stirbt er endlich, so verdirbt es ganz und gar. Bald erscheinen nun die Bettler von weit und breit und verlangen la part du bon dieu, indem sie sich, von einer ärmlichen Musik begleitet, in einem alten Liede an den König des Hauses wenden. Hier das Lied:

Bon soir toute la compagnie d'cette maison:
Dieu vous envoie bonne année, et des biens à foison,
Nous sommes de pays étrangers venus en ce lieu,
Pour vous faire la demande de la part à Dieu.

Es liegt in dieser einfachen Sitte so viel Kindliches, so viel Gemüth, daß sie allein ein Volk, das dieselbe, troß der Stürme der letzten Zeiten, aufrecht erhalten konnte, hinlänglich charakterisirt.

Zu Ostern wiederholt sich unter anderer Form dieselbe Scene. Am Ostersonntag Abends oder Ostermontag Morgens erschallt in Caen und in der Umgegend von allen Seiten die Musik zahlreicher Banden von Armen. Sie

ziehen von Thüre zu Thüre und singen ein altes Lied, von dem hier ein paar Strophen:

Séchez les larmes de vos yeux,
Le roi de la terre et des cieux
Est ressuscité glorieux.
Alleluja!

Donnez quelque chose au chanteur,
Qui chant les louanges du seigneur.
Un jour viendra,
Dieu vous l'rendra.
Alleluja!

Und selten hat dies Lied nicht den Erfolg, daß der Sänger ein paar Ostereier oder einige Geldstücke bekommt. Ist aber der, an den das Lied gerichtet wird, selbst arm, so antwortet er mit einer Neckerei:

Pauvre chanteur, t'es mal venu,
Not' poul' n'a pas encor pondu.
Demain viendra,
Not' cat (chat) pondra.
Alleluja!

Und die Bettler ziehen weiter, die Neckerei für das nehmend, was sie ist.

Am Vorabend des Johannestages sieht man, wie hie und da in Deutschland am Martinsabend, in der ganzen Umgegend von Caen Festfeuer, um welche die Bursche und

die Mädchen tanzen, von jedem Hügel in's Thal herab=leuchten. Die Gelehrten behaupten, dies Fest schreibe sich aus dem römischen Heidenthume her und sei ein Fest der Ceres gewesen, bei dem die Ackerbauer mit angezün=deten Feuerbränden die Felder durchlaufen, um das Auf=suchen der Proserpina bildlich darzustellen, woraus denn ein christliches Fest wurde, bei dem in Caen der Pfarrer von St. Jean das Vorrecht hatte, den ersten Scheiter=haufen anzuzünden.

Ein anderes Fest scheint sich von den Sachsen her=zuschreiben. Die Kinder zünden am Vorabend des Christ=tags Harzfackeln an und begrüßen unter Tanz und Sang den angekommenen Christ. Man weiß, daß bei den al=ten Sachsen das Jahr mit diesem Tage begann, und daß sie ihre Neujahrsnacht auf ähnliche Weise feierten. Der Aberglaube gab diesen Fackeltänzen ein besonderes Ge=wicht. Man bespritzt die Fackeln mit geweihtem Wasser, verwahrt sie das ganze Jahr und zündet sie an, so oft es donnert, sicher, dadurch das Haus vor dem Blitz zu bewahren. Am Rheine findet man denselben Ge=brauch.

Früher waren Volksfeste dieser Art noch häufiger, und die Geistlichkeit selbst hielt diese Sitten, wie na=mentlich auch den allwärts verbreiteten Carneval, vielfach

aufrecht, nachdem sie sich dieselben von den heidnischen Priestern angeeignet hatte.

Es ist tief verletzend, wenn man sieht, wie solche Gebräuche und Feste, die theilweise dem Unsinn huldigen, und doch wieder ihr Schönes, ihre das Gemüth erhebende Seite haben, selten angegriffen werden können, ohne daß man den gesunden Kern mit der faulen Frucht zugleich zerstört. Aber so ist der Mensch: wenn er die Fliege wegjagen will, so holt er, wie in der Fabel der Bär, einen gewaltigen Stein und zerschmettert die Fliege, aber auch den Kopf, von dem er sie wegjagen wollte. Die Philosophen des achtzehnten und ihre Affen des neunzehnten Jahrhunderts handelten und handeln zum großen Theile nicht anders, als der Bär in der Fabel.

Caen und die Umgegend waren früher sehr reich, und das Land ist daher sehr bevölkert; das Abnehmen des Handels hat nothwendig auf die Umgegend von Caen einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und so giebt es dort jetzt eine Menge müssiger Hände. Der Normanne ist aber zu rüstig, um seiner Noth ruhig zuzusehen, und da er, wie seine germanischen Ahnen, den Gegensatz der Auswanderungslust und der Vaterlandsliebe in sich vereinigt, entschließt er sich bald, seine Heimath zu verlassen und anderswo zu suchen, was er zu Hause nicht findet. Tau-

sende von Arbeitern aus Caen und der Umgegend, gewöhnlich tailleurs de pierres genannt, da sie meist, während sie zu Hause sind, in den Steinbrüchen arbeiten, wandern daher im Frühjahre aus, arbeiten in Havre, Cherbourg und Paris bis gegen den Herbst, und kehren zurück, um die Ernte einzuscheunen und den Winter über zu Hause zu bleiben. Die Frauen suchen während der Abwesenheit ihrer Männer durch Spitzenwirken ihr Brod zu verdienen.

Diese Auswanderung ist aber für die Umgegend von Caen, für die ganze basse Normandie von unberechenbaren Folgen und beginnt bereits ihre Früchte zu tragen. Ich habe einmal die Ueberzeugung, daß die Ehe, die Familie, die festeste Schutzwehr der Moral ist, und fand auf Schritt und Tritt, wohin ich bis jetzt gekommen, überall Belege dafür. Diese partielle Auswanderung entbindet auf sechs bis acht Monate Mann und Frau von den Banden der Ehe. Der Mann sucht und findet in der Fremde Ersatz für seine Entbehrungen, und die Frau bleibt ohne Schutz zu Hause. Schon dieser Umstand muß von großem Einflusse sein. Dann aber bringen die Männer von ihren Reisen meist eine Anzahl Bücher und in der Regel solche, die nur das Verderben vermehren, ohne Aufklärung zu geben, jene unsinnigen Romane der J. Janin'schen Schule oder Fabrik, jene üppigen Liebes-

geschichten mit nach Hause. Im Winter versammeln sich dann Abends die Frauen und Mädchen mit ihrem Webezeuge bald im einen, bald im andern Hause, wo einer der Männer jene Romane vorlies't und so den Samen verbreitet, den er aus der Hauptstadt mitgebracht hat. Daß die Weiber, sobald der Mann wieder ausgewandert, den Roman zu spielen suchen, den sie angehört haben, versteht sich von selbst. So ist unter dieser Volksclasse eine solche Sittenlosigkeit und moralische Verwilderung eingerissen, wie sie sonst nirgends in der Normandie sich findet, und der vielleicht — wenn überhaupt ein Uebel, das wie das Unkraut wuchert, wieder ausgerottet werden kann — nur dadurch, daß im Lande selbst Anstalten entständen, welche die müssigen Hände beschäftigten, gesteuert werden könnte. Die Noth ist die Säugamme des Lasters und des Verbrechens, und nur der ist der Prediger der Wahrheit und der Moral, der ihr bleibend abzuhelfen strebt. Aber wie ihr abhelfen? Das ist die Frage, um die sich heutzutage die Welt und die Geschichte wie um ihre Achse drehen, und es ist bereits ein unendlicher Fortschritt, daß die Lenker der Staatsschiffe einmal gezwungen wurden, die Frage zu stellen. Die Zukunft wird entscheiden, ob mit den Eisenbahnen das Heil kommt, ob das Materielle der Frage allein einer Antwort bedarf, oder ob die

Menschen vorerst Menschen, die Unterthanen vorerst Bürger werden müssen, ehe selbst die durchgreifendste materielle Verbesserung eine bleibende Folge haben wird. —

II.

Umgegend von Caen.

B a y e u x.

Bayeux, — 1837.

Der Weg von Caen nach Bayeux geht durch blühende Fruchtfelder mit üppigen Wiesen abwechselnd, die der nie in der Normandie fehlende Apfelbaum schmückt. Das Land ist offen, gut und gutbebaut. Hier und dort heben sich kleine Hügel, selten sind dieselben mit Holz bewachsen, und so sieht man eine gute Strecke ins Land hinein und überall schöne normannisch-gothische Kirchthürme und schmucke Dörfer. Im Frühjahr kann man hier glauben in einem Lustgarten spazieren zu fahren.

Endlich tritt die schöne Cathedrale von Bayeux, die sehr alt und somit für Liebhaber sehr merkwürdig ist, hervor. Sie war früher auch sehr reich, und ein Pro-

zeßverbal, 1476 über ihre Schätze aufgenommen, va presque à l'enfini nach dem Ausdrucke eines normannischen Geschichtsschreibers. Dieser kirchliche Reichthum ist freilich verschwunden; die Hugenotten haben daran gerüttelt, die Revolution hat ihn in die Welt hinausgeschickt, und er thut heute unter dem Volke mehr Wunder, als sonst je eine Reliquie in der Hand eines Priesters. Unterdeß hat dies auch hier den Krebsschaden aller von der Geistlichkeit beherrschten Länder, die Bettelei, noch nicht ausrotten können, denn wir wurden auf dem Wege von Caen bis Bayeux wenigstens von einem Dutzend Knaben und alter Männer um ein Almosen angegangen.

Bayeux scheint eine der Städte gewesen zu sein, die nach der Einwanderung der Normannen nur von diesen bevölkert wurden, und die sich am längsten von dem französischen Beigeschmack frei erhalten haben. Wilhelm, Langschwerdt, wenigstens sagte über die Erziehung seines Sohnes Richard zu Boton, Graf des Bessin: „Wenn ich ihn zu Rouen erziehen lasse, so wird er kein Dänisch lernen, denn Niemand spricht hier diese Sprache. Ich will ihn aber auf eine Weise erzogen sehen, daß er dänisch sprechen lernt. Hier spricht man nur romanisch, aber zu Bayeux kann die Mehrzahl der Bewohner nur dänisch sprechen. Deswegen will ich, Sir Boton, daß

er bei Euch wohne, und daß ihr Euch seiner Erziehung annehmen sollt. *)

---

*) Se a Roeme le faz garder
E norir gaires lungiment,
Il ne sara parler neient
Daneis, car nul nel i parole.
Si voil Kil seit a tell escole
Ke as daneis sace parler.
Se ne soient neient forz romane
Mez a Bayues parler se daneis non,
Et pur ce Sire quens Boton
Voil Ke vos l'aiez ensemble ad vos
Et de li enseigner curios.
Le Roman de Rou.

Dudo p. 112 sagt: Quoniam quidem Rothomagensis civitas romana potius quam dacisca utitur eloquentia, et Bajocacensis fruitur frequentius dacisca lingua quam romana. Diese Stelle ist wohl die letzte Quelle dieser Anectode. Man sieht daraus, daß der Romanschreiber weiter geht, als die Chronik, denn jener sagt, daß Niemand in Rouen dänisch gesprochen habe, während dieser behauptet, daß nur die romanische Sprache dort häufiger gewesen. Vielleicht hat diese Stelle der Chronik, die wohl auf eine Thatsache, die dänische Sprache in Bayeux und die Erziehung Richards in dieser Stadt, um dänisch zu lernen, fußen mag, einen andern Sinn. Die einwandernden Normannen bestanden aus Norwegern, Schweden, Dänen und wohl selbst Sachsen. Rollo war ein Norweger, und es ist daher leicht denkbar, daß sich um ihn grade die Norweger in Mehrzahl sammelten. Die Dänen scheinen dagegen in Bayeux mit ihrem Anführer sich niedergelassen zu haben, und hier die Mehrzahl gewesen zu sein. So erklärte es sich, daß Wilhelm Langschwerdt seinen Sohn dort-

Bayeux war und ist noch heute ein Bischofssitz, und die Masse der dort wohnenden Geistlichen, die der Revolution nicht vergeben konnten, daß sie die goldenen Apostel zum Predigen hinaus in die Welt geschickt, waren stets sehr gute Anhänger der Bourbonen und sind noch heute meist Carlisten. Die Mehrzahl der Bewohner von Bayeux, die großentheils von der Geistlichkeit leben und unter ihrem Einflusse stehen, singen Amen, so oft die geistlichen Herren einen Segen oder einen Fluch aussprechen.

Ein paar Tage nach meiner Anwesenheit in Bayeux fand dort ein Fest statt, von dem hier ein paar Worte; denn es überhebt mich dasselbe, weiter über den moralischen Zustand der Geistlichkeit in Bayeux zu sprechen. Der neue gewählte Bischof von Flours wurde in Bayeux von dem dortigen Bischofe geweiht. Mehrere andere Bischöfe, die Geistlichkeit der ganzen Umgegend und eine Menge Volks hatten sich zu diesem Feste in Bayeux eingefunden. Die Kirche war festlich geschmückt, und in

---

hin schickte, um dänisch zu lernen. Im Widerspruche gegen alle Verhältnisse und die Natur der Sache ist es aber, wenn man annehmen wollte, wie man aus der Stelle des Romans oft schloß, daß zwanzig Jahre nach der Einwanderung der Normannen in Rouen, dem Hauptsitze derselben, Niemand mehr die normannische Sprache verstanden habe.

besondere Abtheilungen getheilt. Hier der Zettel der Eintrittspreise:

Avant Scene. Loges reservées . . 10 Fr.
1ers Galeries . . . . 5 Fr.
Couloirs du Jube . . . . 5 Fr.
2des Loges, chapelles laterales. . . 2 Fr.
3mes Loges . . . . 50 cent.

Das Caener Blatt, der Pilote, sagte am andern Tage: Le soir du mème jour le directeur du spectacle a été également satisfait de sa recette. Les places étaient moins cheres, il est vrai, mais la sale ètait remplie, et l'on y reconnaissait aux premieres loges les mèmes visages et les mèmes toilettes que le matin on avait remarquées aux galleries de la cathedrale." —

Ich denke, das genügt! Robert Makair!

Früher war Bayeux ziemlich sicher eine der ersten Städte der untern Normandie, was schon daraus hervorzugehen scheint, daß sie zum Bischoffitze auserwählt wurde; gegenwärtig ist sie kaum mehr als ein Flecken. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbzweige. Der Handel mit Butter ist bedeutend; die Stadt schickt jährlich etwa 120,000 Pfd. Butter in kleinen Töpfen nach Paris und soll überdies noch wöchentlich 5000 Pfd. gewöhnliche Butter machen. Eine große Zahl der Bewoh-

ner (3000) beschäftigt sich überdies mit Blondenwirken; dann liefern ihnen die in der Nähe liegenden Kalkberge einen einträglichen Erwerbzweig. Die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt, eine wahre Fundgrube für die Alterthumsforscher, ist die bekannte Tapete von Bayeux. Sie stellt die Eroberung Englands dar, und soll unter der Aufsicht Mathildens, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers gestickt worden sein. Doch ist hierüber großer Streit, und eine Menge Abhandlungen sind für und gegen diese Ansicht geschrieben worden. Ist sie wirklich so alt, wofür sehr schlagende Gründe, die ich den Alterthumsforschern überlasse, sprechen, so ist sie in Bezug auf die Geschichte der Eroberung, und wenigstens in Bezug auf Kleidung und Sitte der damaligen Zeit von hoher Bedeutung. Es ist bekannt, wie ein Abgeordneter Heralds von England, nachdem er die Normannen gesehen hatte, zurückkam und sagte, daß Wilhelm mit einem Heere von Priestern gelandet sei; und man legte dies so aus, daß man annahm, der Abgeordnete habe sich wirklich über die Menge Priester im Heere Wilhelms gewundert. Die Tapete giebt den Worten des Gesandten eine andere Bedeutung, denn auf derselben erscheinen die Normannen mit geschornem Hinterkopfe und blanker Oberlippe, so daß sie hierdurch das Ansehen von tonsurirten Priestern bekamen. Die Mode scheint aber bald abgekommen zu

sein, denn ein halbes Jahrhundert später klagte man in Rom selbst über den üppigen Haarwuchs der normannischen Priester, welcher Umstand denn auch indirect für das Alterthum der Tapete spricht. In neuerer Zeit war die alte Tapete noch einmal eine Rolle zu spielen berufen, an die ihre königliche Verfertigerin wohl sicher nicht gedacht hatte. Als Bonaparte in England zu landen beabsichtigte, ließ er die Tapete auf Reisen gehen, und in Rouen und Paris ausstellen, um so den tapetenen Beweis zu liefern, daß es eine wahre Kleinigkeit sei, ein Volk zu besiegen, das vor 800 Jahren nicht einmal der Normandie zu widerstehen im Stande gewesen. So klein sind oft die großen Männer!

Doch von all dem wollte ich nicht eigentlich sprechen. Ein Bewohner Bayeux, Hr. Pluquet, hat dort ein kleines Büchlein geschrieben*), wie leider nur sehr wenige in Frankreich über das Volksleben bestehen. Da sich die Einzelnheiten, die er von Bayeux und der Umgegend erzählt, in Mehrzahl mit localen Aenderungen in der ganzen untern Normandie wiederholen, so will ich von den Resultaten des Büchleins hier Einiges mittheilen.

---

*) Contes populaires, prèjuges, patois proverbes de l'arrondissement de Bayeux par Pluquet. Rouen 1834.

Volkssagen.

Bayeux, — 1837.

Die Quelle der Volksmährchen, der Gespenstergeschichten ist eine lebendige Phantasie, der es nicht genügt, die äußere Erscheinung hinzunehmen, sondern auch die eine Ursache haben will, diese sucht und schafft. Die Poesie aber, wenn das Volk wirklich poetisch ist, stattet diese wunderbare Ursache der natürlichen Erscheinung bilderreich aus, und wenn es, wie die meisten Völker germanischen Ursprungs und germanischen Blutes, die Natur mit einem Freundesblicke ansieht, so belebt sich dieselbe unter seinem Fuße, und der Baum, die Quelle, der Berg und der Fluß werden selbst zu lebendigen Geschöpfen, die aus der andern Welt in die unseres Lebens herabschauen.

Einem Deutschen ist es ein wahrer Genuß, in der Normandie zu wohnen, denn er kann sich mit etwas Phantasie in seine Kinderjahre zurück versetzt denken, wenn es ihm gelingt, sich in etwas in das Volk hinein-

zuleben. Die schönen grausigen Gespenstergeschichten, die ihm die Kindermagd erzählte, die die graue Großmutter, hinter dem brummenden Ofen im Lehnstuhle sitzend, den Kleinen zum Besten gab, treten lebendig vor ihn. Der furchtbare Währwolf, dessen Name loup-garou (Warou, Warwou, Warwolf,) selbst deutsch ist, ist uns in der Normandie ein alter Bekannter, und der Knochennager, rongeur d'os, ein in einen Hund verwandelter Mensch, der, Ketten nachschleppend, durch die Straßen zieht und die Knochen benagt, ist ebenfalls ein Landsmann. Schon die Edda spricht von ähnlichen durch die bösen Geister in Wölfe oder Hunde verwandelten Menschen.

Der germanische Ursprung dieser beiden ist unverkennbar. Es ist nicht zweifelhaft, daß, wenn auch die Gallier hier und dort eine kleine Hexengeschichte hatten, sie doch den Germanen in ihrem Hange zum Wunderbaren, in ihrer Poesie der Hexerei, der Feen und Kobolde, bei weitem nachstanden, und wenn heute die Normannen mit den deutschen Bauern Schritt halten können, so ist es eben das in ihren Adern fließende germanische Blut, dem sie dies zu danken haben.

Die ächt germanische Anschauung der Natur, die sich in der deutschen Sprache selbst wieder spiegelt, und die ein neues wunderbares Leben in das schon so schöne der

Flüsse, Bäume, Berge und Wiesen hineinträgt, ist ebenfalls auf die Normannen übergegangen. Auf den Wiesen sieht man oft große Kreise, wo das Gras verdorrt und wie verbrannt ist, und der Normanne nennt dieselben wie der Deutsche Feenkreise, cercles des fées, und macht daraus ein Bild, in welchem die schönen, geistigen Silphiden beim Mondenscheine sich der Lust des Tanzes überlassen. Sieht er aber eines Abends ein Irrlicht, so nennt er dasselbe die tollen Feuerchen, fifollets (feux-follets) und erzählt seinem Sohne, daß es gefährlich sei, denselben zu folgen, da sie den Wanderer irre und in Sümpfe und Moore führen. Und hört er in der Nacht den Wolf heulen, so weiß er, daß dies die Schaar der Lubins ist, die in den Kirchhof hineineilen, um die Leichen auszugraben, und daß ein großer schwarzer Lubin sie anführt, der, sobald ein Mensch der Heerde naht, ausruft: Robert est mort! Robert est mort! was dann die ganze Heerde zur Flucht commandirt.

Diese natürlichen Anlagen der Normannen wurden durch den Wunderglauben des Christenthums, durch die Sucht der Priester, sich und ihre Vorgänger in einem höhern Lichte zu zeigen, nur noch mehr entwickelt, und wenn sich die Hexengeschichten Jahrtausende erhalten haben, und wenn noch heute solche in Frankreich und besonders in der Normandie in Masse vorkommen, so ist

die Geistlichkeit dafür mehr als irgend Etwas verantwortlich.

Das Ineinandergreifen der Volksansicht und des Strebens der Geistlichkeit zeigt sich in der Normandie in den Brunnen und Quellen, die meist unter dem Schutze irgend eines Heiligen stehen, der irgend eine Nymphe beerbt hat, und dann wie diese vor ihm die schönsten Wundercuren vollbrachte. Wer aber überhaupt die Ansicht über den Einfluß der Geistlichkeit auf den Hexenglauben als zu strenge ansehen wollte, der bedenke, daß noch vor ein paar Jahrhunderten die Geistlichkeit die Hexen ohne viel Umstände, oder besser mit sehr vielen Umständen, unter Pomp und Feierlichkeiten verbrannte. So lange das letzte Andenken an eine solche Hinrichtung im Volke nicht verschwunden sein wird, wird auch der Hexenglaube nicht ausgerottet sein. In der Normandie ist derselbe aber noch an der Tagesordnung und jede kranke Kuh, eine Mißernte, ein Donnerwetter sind stets die Folge eines gelegten Zaubers, den wieder nur ein Hexenmeister oder eine Hexe heben können. Die Gespenster, die aus dem Grabe erstehen, um ihre Freunde und Verwandte aufzufordern, sie aus dem Fegfeuer zu befreien, regen sich ebenfalls noch im Andenken der Normannen, und es brauchte nur eines schwäbischen Wunderdoctors, um sie wieder in ihr altes, halbverlornes Recht einzusetzen.

Aber dazu sind freilich die Doctoren in Frankreich zu sehr Franzosen, zu ihrem Glücke und Unglücke. Das christ-katholische Dogma des Fegfeuers ist in diesen Gespenstern lebendig, und eine andere christliche Lehre heult Nachts in der Normandie als Fetiches durch Stadt und Land; denn diese Fetiches, weiß wie Schnee, und sehr unschuldiger Natur, aber auch sehr spröde, da sie, ohne Jemanden übel zu thun, gleich verschwinden, wenn sie angegriffen werden, sind nichts anders, als die unschuldigen Kinder, die vor der Taufe sterben, und deren Seelen nach der christlichen Lehre zwischen Himmel und Hölle schweben, und nicht wissen, wie sie dran sind, weil ihnen der Laufpaß, den sie im Taufbuche erhalten sollten, fehlt.

Eine von diesen Spuckgeschichten in der Umgegend von Bayeux ist ziemlich sicher von der Geistlichkeit selbst ersonnen worden. Diese heißt unter dem Volke nur l'histoire du bête de St. Loup. Ein rasender Wolf richtete zur Zeit des Bischofs St. Loup in den Dörfern und in den Vorstädten um Bayeux viel Unglück an. Da entschloß sich St. Loup, denselben zu bekämpfen, suchte den rasenden Wolf auf, machte aus seiner Stola einen Strick, den er dem Wolfe um den Hals warf, und trug ihn dann an demselben ins Wasser, wo er ihn ersäufte. Seit der Zeit aber, um die Geschichte zu verewigen, geht der Wolf, le bête de St. Loup in Bayeux um, und umschleicht heu-

lend die Kirche des St. Loup; und so lange der Wolf umging, konnte Niemand an dem Mirakel selbst zweifeln, und noch heute, wo er nicht mehr umgeht, zweifeln nur wenige Schaafe der christlichen Heerde von Bayeux daran, denn die Geschichte steht in Stein gehauen an der Kirche.

Einzelne der in der Umgegend von Bayeux erzählten Geschichten aber sind so poetisch und so launig, daß sie des Nacherzählens werth sind.

Göthe hat die Eine derselben wohl irgendwo sonst gefunden. In Bayeux heißt sie le grimoire du curé, das Zauberbuch des Pfarrers. Und die Großmutter erzählt den Enkeln: „Es war einmal ein Pfarrer in der Umgegend von Bayeux, der ein sehr mächtiges Zauberbuch hatte, und der durch dasselbe alle bösen und guten Geister bannen konnte. Eines Tages hatte er, als er schnell zu einem Kranken gerufen wurde, sein Zauberbuch auf dem Tische liegen gelassen. Da kam der Glöckner, sah das Buch auf dem Tische, guckte hinein, und war froh, als er bemerkte, daß es das mächtige Buch des Pfarrers war. Und er las, und um seine Macht zu versuchen, sprach er die Formel, die den Teufel bannte, und augenblicklich erschien derselbe. Aber der Teufel sah so gräßlich aus, daß der Glöckner in Angst und Schrecken gerieth, das Buch fallen ließ, und augenblicklich ein Kreuz schlug.

Da er aber den Teufel selbst gerufen, so war das Kreuz machtlos, und erzürnte denselben sehr. Und er fuhr den Glöckner an und sagte: „Was willst du, Verwegener?“ Aber der Glöckner hatte den Muth verloren, und behielt nur noch eben Kraft genug, sich aufzurichten, um fortzulaufen. Da aber sah der Teufel klar, daß jener ihn nicht zu bannen verstehe, griff ihn bei den Haaren, hob ihn auf, und wollte eben mit ihm abfahren, als glücklicher Weise der Herr Pfarrer kam, und den armen Glöckner aus den Händen des Teufels befreite. Der Glöckner aber wäre vor Angst gestorben, wenn ihn der Hr. Pfarrer nicht durch ein Wundermittel wieder hergestellt hätte. Von der Zeit an verschloß der Pfarrer sein Zauberbuch immer sehr vorsichtig, und der Glöckner hat nie wieder Lust gehabt, hineinzuschauen. — Merkt's Euch, rührt ja kein Zauberbuch an.“

So oft diese gräßliche Geschichte, aus der Göthe eine so lustige zu machen gewußt hat, erzählt wird, sträubt sich das Haar aller kleinen Zuhörer, und die Großen selbst rücken näher zusammen.

Der Teufel scheint überhaupt den Geistlichen sehr unterthänig gewesen zu sein, und deswegen heißt es im normannischen Sprichworte:

Prétres et bergers
Sont sorciers.

Eine andere Geschichte, die man sich in Bayeux erzählt, gründet sich ebenfalls auf die Schwarzkunst der Priester, indem nach derselben einst Jean Patye, Kanonikus von Bayeux, auf den Schultern des Teufels eine Reise nach Rom gemacht habe, um hier — wie jährlich an einem gewissen Tage ein Kanonikus von Bayeux dazu verpflichtet war — die Frühmesse zu singen, und eine Stunde später wieder in der Kirche zu Bayeux zu sein.

Eine weitere Volkssage, die von der Fee von Argouges, ist nicht so ganz gräßlich, dagegen viel poetischer und dramatischer.

Ein Ritter von Argouges, nahe bei Bayeux, hatte auf seinen Irrfahrten eine wunderschöne Fee kennen gelernt, und sich in sie, und sie in ihn verliebt. Von dieser Zeit an war der Ritter der glücklichste Mensch auf Erden, denn die Fee verlieh ihm die Schätze der Berge und des Meeres, und gab ihm Sieg, so oft er kämpfte, so daß er selbst einmal einen gewaltigen Riesen, dem keiner gewachsen war, mit ihrer Hülfe besiegte. Endlich aber trieb den Ritter seine Liebe, der Fee, die längst schon sein Herz hatte, auch seine Hand anzubieten. Erst wollte diese nicht einwilligen, als er aber in sie drang, sagte sie, daß die Menschen nicht beständig, daß sie überdies als Fee unsterblich, der Ritter aber sterblich sei, daß ihr der Gedanke, den geliebten Gatten einst verlassen zu müssen,

zu vielen Kummer machen werde. Da antwortete der Ritter: „Wenn ich auch sterblich bin, so soll meine Liebe unsterblich sein; laß mich nicht vergelten, daß ich nur ein Mensch bin, denn ich liebe dich übermenschlich.“ Und die Fee antwortete: „Ich will wohl, aber ich stelle eine Bedingung. Nur der Tod kann und soll uns trennen, und um nicht an die Trennung zu denken, müssen wir den Tod vergessen. Willst du, daß ich dich heirathe, so darf nie das Wort Tod über deine Lippen kommen.“ Der Ritter aber sagte: „Die Bedingung ist so leicht zu erfüllen, daß es kaum der Mühe lohnt, sie zu stellen.“ Die Fee antwortete: „Wir wollen sehen; so wie du das Wort aussprichst, werde ich dich verlassen, und unglücklich sein.“

Viele Jahre lebten beide wie im Himmel zusammen; dennoch traten am Ende Mißverständnisse ein; denn der Ritter wünschte, einen Sohn zu haben, und die Fee konnte ihm keinen geben. Da waren sie eines Tages zu einem Feste eingeladen, und die Fee suchte ihre schönsten Kleider und ihren herrlichsten Schmuck hervor. Der Ritter mußte unten warten, bis sie kam, und das Ankleiden dauerte lange. Zweimal schickte er seinen Pagen zu seiner Dame hinauf und ließ sie bitten, sich zu spuden. Und erst als er schon zum drittenmale ungeduldig den Knaben wieder hinaufschicken wollte, kam die

Fee in vollem Glanze die Treppe herab. Da rief der Ritter im Zorne: „Schöne Dame! seid so gut, und holt den Tod, denn Ihr seid sehr langsam bei der Arbeit."

Kaum hatte er das verhängnißvolle Wort ausgesprochen, so erbleichte die Fee, sah ihn noch einmal mit ihrem schönen großen Auge, in dem eine Thräne glänzte, an, und verschwand. — Erst jetzt fühlte der Ritter von Argouges, was er gethan, und was er verloren hatte, und wurde von der Stunde an krank. Und jede Nacht flog die Fee um die Zinnen seines Schlosses, und rief mit klagender Stimme: „Der Tod! der Tod!" bis endlich auch der Ritter starb. Aber die Fee lebt noch, und wer sich davon überzeugen will, kann sie noch jetzt um Mitternacht an dem alten Schlosse jammern und den Scheideruf: „der Tod! der Tod!" ausstoßen hören.

Ich gestehe gerne, daß ich selbst in Deutschland selten eine schönere Feengeschichte erzählen hörte.

Wenn man nach der Quelle derselben fragt, so antworten die Alterthumsforscher, daß wirklich ein Ritter, Robert d'Argouges, einst einen riesengroßen Deutschen besiegt habe, und daß im Wappen dieser Ritter das Bild des Glaubens sei, und ihr Schlachtruf: la foi — la fé im Provinzialdialect — gewesen, und das Volk aus diesem la fé die Sage der Fee gemacht habe. Das ist es eben. Nur ein Funke braucht in das Gemüth eines wirk-

lich poetischen Volkes zu fallen, und es zündet. Ein solches Volk aber hat eine Zukunft, und es ist trostlos, wenn man sieht, wie eine Lehre, die nur das Interesse kennt, in der Art der Menschen, um einen Auswuchs wegzubringen, die Wurzel benagt, und den Baum zu fällen sucht. Der Himmel gebe, daß die Herrschaft dieser Lehre nicht lange genug dauere, um zu dem öden Abgrunde zu führen, der sich vor ihr öffnet.

Sprache. Volkssitte. Gebräuche.

Bayeux, — 1837.

Die Sprache ist das Volk. Das Patois du Bessin, (der Umgegend von Bayeux) ist dafür ein neuer Beweis. Es ist der Taufschein der Normannen dieser Gegend, und wenn die ganze Geschichte einst vergessen werden sollte, so würde das Patois allein das ursprüngliche Vaterland derjenigen, die es sprechen, andeuten. Benom (Beiname, Schimpfname), blegue (laß, müde, bleich), bruman (der junge Ehemann), canne (Kanne, Bier, Weinkanne,) cant (Kante, Ecke), Delle (Theil, Ackermaß), Ergane (Aerger), Erguer (ärgern), floquer (bewegen, flocken), Freulieur (ein Wildfang, von Freude), grapper (grappen, greifen), grau (flüssiger Koth), Havron (wilder Hafer), huhan (Eule), Liquerie (Leckermaul), Lousse

(List, listig, Lus, rheinischer Provinzialism.), Meres (Merksteine), Mitou (Mitte), Muler (Maulen, böser Laune sein), Nafre (Narbe), Peusse (Täuschen, Pfiffe), Sas (Satz, Sprung), Set (Sieb), Tar (Theer), Vatre (Wasser, Schlamm), und eine Menge anderer sind wohl unzweifelhaft germanischen Ursprungs.

Aber was selbst ohne diese materielle Verwandtschaft die geistige beweisen würde, ist die Art und Weise, wie der Bessiner die Natur auffaßt, wie er sich meist nicht mit dem für ihn inhaltslosen Namen, den die französische Sprache den Blumen und den Thieren giebt, begnügt, und neue malerische und lebendig bezeichnende erfindet. Amourette des champs, Feldliebchen, (für camomille commune), amourette des près, Wiesenliebchen, (für Briza media), bio de corbeau, Rabenschnabel, (für ranunculus arvensis), chemise de la bonne vièrge, Hemd der guten Jungfrau (liseron), creve-chien, Hundetod (veburnum lautura), Garde-robe (aurone), Grasse-poulette, Fetthühnchen, (chenopodium album), Lait de pie, Elstermilch, (Euphorbia sylvestris), Langue de brevis, Lammzunge (ranunculus flammula), Langue de bec, Schnabelzunge (carex glauca) mouches-d'eau Wasserfliege (geris paludosa), mouches tantaliques, tantalische Fliegen, (cantharides), pain de crapaud, Krötenbrot, (champion commune),

pas de Lion, Löwentritt, (ranunculus repens) pate d'oie, Gänsefuß (heracleum spondilium) queu de coq, Hahnenschwanz, (Colium multiflorum), queu de renard, Fuchsschwanz, (Amaranthus rubens), reveil-mathin, Morgenwache, sang de dragon, Drachenblut, (rumex sanguineus), scorpion (Grillo talpa), tête de chat, Katzenkopf, (dactylis glomerata), tête de loup, Wolfskopf, (espece des scabieuses), tetin de souris, Mäusepizen, (sedum minus) u. s. w. zeigen, wie hier der Bauer die Natur mit forschendem Auge anschaut, und den Blumen befreundete Namen giebt, die für ihn einen Sinn haben. Die französische Sprache ist dagegen in dieser Beziehung so kalt, wie meist die Franzosen bei Beobachtung der Natur. — Ich bin kein Botaniker und weiß daher nicht, ob die französische Sprache für die obigen lateinisch bezeichneten Blumen und Kräuter keine eignen Ausdrücke hat, aber ich glaube es gerne, einmal weil der Schriftsteller, in dessen Buche ich diese Bezeichnungen gefunden habe, sie nicht zu kennen scheint, dann aber auch weil überhaupt die französische Sprache oft an den Blumen, wie im Allgemeinen oft an den schönen Erscheinungen der Natur vorübergeht, ohne sie eines Namens zu würdigen, während sie den nützlichen eine bis ins kleinlichste gehende Aufmerksamkeit schenkt. Auch weiß ich nicht, ob wir in Deutschland eben diesen Blu-

men grade die beigefügten übersetzten Namen geben; mit einzelnen ist dies übrigens der Fall. Doch kommt es auch darauf nicht an. Der Geist, der sich durch diese Auffassung der Natur in der Sprache enthüllt, ist die Hauptsache, und jene bilderreiche Bezeichnung der Blumen beweist eben, daß der Normanne, wie der Deutsche, die Natur mit einem Freundesblicke ansieht, daß er ihr näher tritt, als der Franzose, und daß er sie mit Namen anruft, die ihm lieb und werth und vor Allem verständlich sind.

In Bezug auf die Bezeichnung der Thiere ist diese Bauernsprache eben so plastisch, eben so voller Leben und Anspielungen, die beweisen, daß das Volk, das jene Sprache redet, bei der Erfindung dieser Namen beobachtet, gedacht und gefühlt hat. Araignée de mer, Meerspinne, (macropodix phalangium), crapaud voland, fliegende Kröte, (l'engoulevent, Vogel), Diable, der Teufel, (cyclopterus lampus, Fisch), Ecrivain, der Schreiber, (espece de crabe) suif, der Jude, (le martinet, eine Schwalbenart), marchal, der Schmied, (le traquet, Vogel), Moine, der Mönch, (un poisson du mer), Rhinoceros ou le capucin, Rhinozeros oder der Kapuziner, (Orgetese nasicornis, Insect), Taurrau, der Stier, (cheiocère merdigère, Insect) ꝛc. sind auch hier für diese Ansicht Beweise.

Es ist natürlich, daß wir bei dieser Beobachtungsgabe des Volkes auch Namen für Erscheinungen finden, die die französische Sprache näher zu bezeichnen vergessen hatte. Es ist bekannt, daß die Franzosen für Blitz und Wetterleuchten nur ein Wort haben; der Bessiner Bauer hat diesen Mangel gefühlt, und nennt daher das Wetterleuchten calin.

Ich habe alle diese Worte aus einem sehr unvollständigen Dictionair im Werkchen Hrn. Pluquets ausgezogen, und bin sicher, daß ein näheres Studium dieses Volksidioms noch weit umfassendere Vergleichungen und Bemerkungen zulassen würde. Die obigen aber genügen, um zu zeigen, daß der Normanne im Allgemeinen die Natur mehr mit germanischen als mit französischen Augen ansieht.

Ein weiteres Mittel, ein Volk und seinen Character zu studiren, bieten die Sprichwörter dar. Ich bin überzeugt, daß eine Würdigung und Vergleichung aller in einem Lande im Munde des Volkes lebenden Sprichwörter mit denen eines andern Landes beide in ihren characteristischen Verschiedenheiten genau bezeichnen würde. Sie sind die lebendig gewordene Philosophie, Politik und Erfahrung eines Volkes, und Sanchoz Pansa ist der größte Philosoph, Politiker und Practikus des spanischen Volkes.

In den in der untern Normandie im Munde des

Volkes lebenden Sprichwörtern bekundet sich wie in der Sprache die beständige Beobachtung der Natur, um ihr ihre Geheimnisse abzulernen. Der Bessiner ist Ackerbauer und er hat einen eignen Sprichwörterkalender.

Pluie de Fevrier
Vaut jus de fumier.

Fevrier qui donne neige
Bel été nous plége. (verspricht.)

Mars martille
Avril coutille.

Avril le doux
Quand il se fache le pis de tout.

Froid mai et chaud juin
Donnent pain et vin.

En juignet (Juillet)
La faucille au poignet.

Aber der Normanne hält sich bei seinem Calender lieber an den Festen, denn er ist sehr fromm.

A Noël au balcon
A Pacques au tisson.

A Noël les moucherons
A Pacques les glaçons.

Le propre jour des rameaux
Sème oignon et porceau.

Pacques pluvieux
An fromenteux.

Apres Pacques et les Rogations
Ti des prêtres et d'oignons.

A la St. Barnabé
La faux au pré.

Passe la St. Clement
Ne sème plus le froment.

A la St. George
Sème ton orge.

A la St. Laurent
La faucille au froment.

A la St. Sacrement
L'épi est au froment.

A la St. Urbain
Le froment port grain.

A la St. Cathrine
Tout bois prend racine.

Si le soleil rit le jour St. Eulalie,
Il y aura pommes et cidre à la folie.

So der Bessiner in Bezug auf den Ackerbau. Seine practische Philosophie hat er ebenfalls in Sprichwörtern niedergelegt. Er ist ein Feind aller Medizin und aller Aerzte und sagt daher:

Il faut mieux aller au moulin
Que d'aller au medecin.

sodann:

Qui court après le mière (Arzt)
Court après la bière.

Seine Medizin ist ihm:

Soupe avant, soupe après
Fait vivre cent aus près.

oder auch:

Qui mange, feint et dort,
Ne doit avoir peur de mort.

dann:

Mal de tête
Veut dormir au repaitre.

Für die blassen Mädchen kennt er ein sehr probates Mittel, und sagt:

Tille pâle
Demande le male.

Auch das Sprichwort, was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer, kennt er, und es heißt im Bessin:

Ce qui s'aprend au ber (berceau)
Ne s'oublie qu'au ver.

Er liebt sein Haus, und sagt daher:

A tout oiseau
Son nid semble beau.

Dann ist er ein guter Haushalter, und deswegen heißt es hier:

Petit à petit
S'oiseau fait son nid

oder auch:

Boudoirs et Kaabans (Vergnügungen und Kleider)
Ne font pas riches gens.

Il ne faut pas faire vie qui druge (to drudge bewegen, brausen,) mais vie qui dure.

So übereilt er sich nicht leicht, und denkt:

Laissez bouillir le mouton.

Aber deswegen legt er die Hände nicht in den Schooß, denn er weiß:

On aide bien à bon Dieu
A faire de bon blé.

Sein Rechtsgefühl legte er in dem folgenden Sprichworte nieder:

La maison de pillard
Perira tôt au tard;

und er glaubt, daß das Gesetz strenge, und die Regierung stark sein müssen, denn

Quand la haie est basse
Taut le mond y passe.

Aber auch die Spuren des Mißtrauens der Norman=

nen finden wir in den Sprichworten wieder, in denen es heißt:

Fille fiancée
N'est pas mariée

Oder auch:

Une foi vu
Cent fais mécru.

Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß dies Mißtrauen die Folge des anarchischen Zustandes, in dem die Normandie oft durch die verschiedenen Einwanderungen, Eroberungen und Bürgerkriege versetzt wurde, war, und ein bessiner Sprichwort, das sagt:

S'il y a une bonne soire dans un
Pairier, c'est pour un cochon,

scheint sich aus jener Zeit herzuschreiben, wo die Unterdrückung, und die Gewalt alles Recht zernichtet hatten. Alle diese gereimten Sprichworte deuten schon darauf hin, daß der Normanne ein musikalisches Ohr hat. Ein paar häufig angewendete Redensarten: comme dit la chanson; belle chanson n'en sera pas moins chantée deuten darauf hin, daß früher die Normannen ein Sängervolk waren. Die alten normannischen trouvers (Minnesänger) sind ein weiterer Beweis dafür. Ich habe schon gezeigt, wie man in Caen Ostern und Pfingsten und am Dreikönigentage unter Sang und Klang

das Land durchzieht. Diese Sitte findet man in Bayeux wieder, und das am Dreikönigstage vom Volke beim Scheine der Pechfackeln gesungene Lied ist überdies ein Beweis von der frohen, kecken Laune der alten Normannen.

Couline vaut lolot
Pipe au pommier
Gerbe au boissey.
Men père bet bien
Ma mère oco mieux
Men père à guichonnée
Ma mère à coudrouée
Et mei à terrinée.

Adieu Noë
Il est passé
Couline vaut lolot
Gerbe au boissey
Pipe au pommier
Bieure et lait
Taut à planté (en abondance).

Taupes et mulats
Sors de mon clos
Ou je te cas les os
Barbaisioné
Si tu viens dans mon clos
Je te brule la barbe jusqu' aux os.

Adieu Noë
Il est passé
Noë s'en va
Il viendra.
Pipe au pommier
Gerbe au boissey
Bieur et lait
Taut à planté. *)

---

*) Ohne das Patois zu kennen, ist es unmöglich, dies Lied zu übersetzen. Hier soviel ich dazu im Stande bin:

Die Couline ist Milch werth (?)
Jeder Baum möge eine Pipe (700 Litres) Cidre
Und jede Garbe einen Scheffel (Korn) geben.
Mein Vater trinkt tüchtig,
Meine Mutter noch besser,
Mein Vater eine Guichonne (große irdene Tasse)
Meine Mutter eine Chadroné (ebenfalls ein großes Gefäß),
Und ich eine Terrine (Schüssel) voll.

Adjeu Noël (Weihnacht)
Er ist vorbei.
Die Couline ist Milch werth (?)
Jede Garbe ein Boison,
Jeder Apfelbaum eine Pipe,
Butter und Milch,
Alles in Ueberfluß.

Maulwurf und Feldmaus
Gehe aus meinem Felde heraus,

Die Alterthumsforscher glauben dies Lied und das ganze Fest, bei dem man mit brennenden Fackeln die Felder durchzieht, wodurch diese fruchtbarer werden sollen, bis auf die Zeiten der Druiden oder eines sonstigen Heidenthums zurückführen zu müssen. Es sieht heidnisch genug aus, und ich mag ihnen daher nicht widersprechen. Jedenfalls ist es dann ein Beweis, wie sich solche Lieder Jahrtausende im Volke erhalten, und es ist sicher unverzeihlich, wenn die Alterthumsforscher in Mehrzahl ihren Fleiß und ihre Zeit einem Steine, einer Münze widmen, die am Ende nicht halb so viel Bedeutung hat, als ein solches Lied, sobald man es gehörig zu würdigen im Stande ist, und mit denen anderer Zeiten und an-

---

Oder ich zerbreche dir die Knochen;
Barbaissione (ein böser Geist),
Wenn du in mein Feld kommst,
So verbrenne ich dir den Bart bis auf die Knochen.

Adjeu Noël
Er ist vorbei,
Noël geht weg,
Er wird wiederkommen.
Jeder Apfelbaum eine Pipe,
Jede Garbe ein Boisson.
Butter und Milch,
Alles in Ueberfluß.

derer Völker vergleichen kann. Aber daran hat man bis jetzt nur selten gedacht. —

Froher Sinn, ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, Beobachtungsgabe und gesunder Menschenverstand sprechen sich in den obigen Sprichwörtern aus. In jenem Liede und dem Zwecke desselben zeigt sich dagegen auch schon der Glaube an das Wunderbare, und so tritt uns der Gegensatz zwischen dem gesunden Menschenverstande und dem Aberglauben, den wir auch in Deutschland oft zu beobachten Gelegenheit haben, entgegen. Wenn man jene kernigten Sprichworte hört, in welchen der Normanne seine Abneigung gegen den Arzt und die Apotheke kund giebt, in denen er der Kraft der Natur die Heilung der Krankheit überträgt, so fällt es uns um so mehr auf, beinahe in der ganzen Normandie den Bauern bei jedem Unwohlsein an eine Hexerei glauben, und den Hexenmeister zur Heilung seiner Familie oder seines Viehs herbeiholen zu sehen. Von Zeit zu Zeit hört man diese Geschichten in den Sälen der Strafgerichte wiederhallen, aber nur die Hundertste nimmt diesen Ausgang. In der Normandie hat die Revolution diesem Unwesen nur in den größern Städten ein Ende machen können, und selbst hier nur theilweise. Ich entsinne mich, selbst in Havre von den Wunderkuren einer gewissen Familie gegen den Biß der wasserscheuen Hunde gehört zu ha-

ben, und die Erzähler waren so gläubig, als ob sie wie Thomas die Hand in die Wunden gelegt hätten. In Bayeux ist eine Familie, die durch einfaches Berühren, wie vor Zeiten die Könige von Frankreich die Kröpfe, den Carreau, eine bei den Kindern oft vorkommende Verstopfung im Gekröse, heilt.

Die Wundermedicin erfordert im Bessin ein besonderes Studium, und hat eine eigene Materia medica. Das Fieber heilt man, indem man während 9 Tagen eine lebendige Spinne in einer Nußschaale auf der Brust trägt. Wer gegen die Spinnen eine zu große Abneigung hat, kann sich's bequemer machen, und folgendes Sprüchlein hersagen: Au nom du St. Euxepère et de Sainte Honorine arrière fièvre d'avant, fièvre d'arrière, fièvre printannière, fièvre quartaine, ago, superago, consumatum est. Drei Vater Unser und drei Ave Maria's. Probatum est. — Sollte aber das nicht helfen, so schreibt man dies Sprüchlein auf noch ungebrauchtes Pergament, befestigt es an die linke Hand, und läßt es da neun Tage, und kann sicher sein, daß man geheilt ist, oder — gestorben, denn für den Tod ist kein Kraut gewachsen und noch kein Sprüchlein erdacht.

Einzelne Mittel sind noch unschuldigerer Art, und es sieht oft so aus, als ob sie eben der gesunde Menschenverstand, der das Sprüchlein:

Qui court après le mière
Court après la bière

ersonnen, diese Mittel nur angerathen, um jenes Sprüchlein aufrecht zu erhalten. Die Gelbsucht wird bei den Mädchen geheilt, wenn sie alle Tage eine gewisse Pflanze (le plantain, Wegebreit), bis diese verfault ist, bepissen. Gegen beim Fallen erhaltene Wunden braucht man ein noch drolligeres Mittel, und zwar in Wasser aufgelösten Ratzendreck. Den Mäusen geht's schlimmer, denn man richtet sie zu, und giebt sie den Kindern zu essen, um sie vom Keuchhusten zu heilen. — Wahrlich, es sieht das Alles so aus, als ob sich ein gutmüthiger, neckischer Geselle über die Einfalt des Volkes lustig gemacht, und es, um es vor Schlimmern zu bewahren, zu diesen lustigen Mitteln beredet habe, wie man in Deutschland den jungen Leuten zu einem Barte zu verhelfen weiß.

Sobald aber das Vieh krank wird, wo meist nothwendig eine Hexe oder ein Hexenmeister mit im Spiele ist, wird die Sache ernster, und dann — beim Vernageln eines Pferdes, bei écarts, Reißen im Leibe, Winden — holt man das Zauberwort zu Hülfe und sagt: „Heiliger Johannes! Heiliger Johannes! Heiliger Johannes! von Nicodemus, im Namen der heiligen Elisabeth beschwöre ich dich, daß dies Thier nicht länger leide, als die heilige Jungfrau, als sie unsern Herrn J. Christus geboren hat."

Dann fünf Vater Unser und fünf Ave Maria's. Und wie könnte da der heilige Johannes von Nicodemus widerstehen, wenn er auch nur in Etwas galant ist.

Merkt's Euch! und vergeßt nur das Sprüchlein nicht!

Wenn die Heiligen aus dem Himmel auf die Erde herabschauen, so haben sie Abends nicht mehr nöthig, in das himmlische Hoftheater zu gehen, um sich ein Lustspiel, eine Eulenspiegelgeschichte anzusehen. Mitunter mag ihnen aber das Stückchen, das wir hier auf Erden spielen, auch ein Trauerspiel ersetzen. —

Falaise.

Falaise, — Nov. 1837.

In kaum sechs Stunden fährt man von dem Grabe Wilhelm des Eroberers bis zu der Stelle, wo seine Wiege gestanden. Um von dieser zu jenem zu gelangen, schritt der kecke Enkel des Lohgerbers über Heere von Leichen, und wo er seinen Fuß hinsetzte, dampfte die Erde von Blut. Der Gott der Geschichte hat auf seinem Grabsteine Lehren aufgezeichnet, die uns wie ein Hohn der Größe des großen Eroberers angrinzen. Sehen wir, ob die Ruinen des Schlosses, wo einst seine Wiege gestanden, auch ihre Sprache haben.

Falaise ist heute eine Landstadt von 10—11,000 Einwohnern, die theils von Ackerbau, theils von Fabrikarbeiten ihren Erwerb ziehen. Die Stadt liegt sehr romantisch in den Berg hineingebaut, die Häuser sind alterthümlich, theilweise von Holz und Lehm; schöne, fri-

sche und klare Springbrunnen beleben die Straßen, die ohne sie ein sehr ernstes, trübes Ansehn haben würden. Ich kam an einem Markttage an, und es war viel Leben in den Straßen, das aber am andern Tage, als die Masse der Käufer und Verkäufer sich zurückgezogen hatte, die Stadt um so öder erscheinen ließ.

Mich trieb es, sobald als möglich das Schloß zu sehen, und kaum aus dem Postwagen ausgestiegen, ließ ich mir den Weg zu demselben zeigen.

Auf dem Boden, der sonst in den Ringmauern des Schlosses lag, und noch jetzt in den Ruinen derselben liegt, steht gegenwärtig ein Schulgebäude, das Colleg von Caen, und die Spiele der Schüler, die, während zwei Lehrer im ernsten Gespräche auf- und abschritten, sich ihrer jugendlichen Lust überließen, waren das Willkommen! mit dem ich in den Ruinen des Schlosses empfangen wurde. Und das entheiligte Grab, der zerbrochene Grabstein in Caen, sind nicht lehrreicher, als diese spielenden Schulknaben an der Stelle, wo Wilhelm der Eroberer zuerst von seiner Größe träumte.

Durch ein hohes Thor, das mit einem gewaltigen Schlüssel geöffnet wurde, tritt man in den engern Umkreis des Schlosses ein, und befindet sich dann auf der Terrasse, die wohl zu Turniren und ritterlichen Uebungen, so wie zum Lustwandeln gedient haben mag. Zwi-

schen dieser Terrasse, dem Schlosse und den Schloßmauern ist ein Gemüsegarten, dessen Kohlköpfe ganz verwundert nach den Schloßthürmen hinaufschielten, als wollten sie mit den Schloßfräuleins liebäugeln.

Am Ende der Terrasse war früher ein Thurm, der jetzt nur noch eine Art Brustwehr ist, und an der man noch die Bresche sieht, die Heinrich IV. schießen ließ, und durch die er in das Schloß und in die Stadt drang. Auf dieser Stelle genießt man eine der schönsten Aussichten, die man sich nur denken kann. Tief im Thale, am Fuße des Schlosses, liegt eine kleine Wiese wie hingezaubert, ringsum mit Bergen und Felsen umgeben, deren grüner frischer Sammetteppich gegen die zerrissenen Steinmassen der Falaise und des Schlosses auf die wunderbarste, reizendste Weise absticht. Und um diese Wiese und durch dieselbe schlängelt sich ein spielendes Flüßchen, und giebt dem ganzen Bilde ein neues Leben. Hinter uns endlich das Schloß mit seinem riesenhohen Talbot-Thurme und seinen schwarzen, vom Zahne der Zeit zernagten Mauern; und diesem gegenüber, auf der andern Seite des Thales und Flusses die Falaise, hundert und aber hundert in den wunderbarsten Gruppen und Bildern aufgehäufte, zerrissene Steinblöcke, die eine Ruine anderer Art bilden, und eine vor vielen tausend Jahren stattgefundene Revolution verkünden, in der Giganten,

die Kräfte der Natur, um die Weltherrschaft stritten. Nie und nirgend sah ich bis jetzt in einem so engen Kreise — die ganze Aussicht hat kaum eine Stunde im Umfange — solche Gegensätze aufgehäuft, die erlauben, von den ersten Revolutionen der Erdkräfte in jenen Felsblöcken, von dem Stilleleben der ersten Menschen, vom goldenen Zeitalter, auf jener Wiese, an jenem Flusse, und von dem eisernen Zeitalter unserer Väter, in jenen Ruinen neben uns, zu träumen, sie zu vergegenwärtigen, ohne daß wir auch nur genöthigt wären, einen Schritt von der Stelle zu weichen. Ein Blick auf dieser Stelle giebt uns, was auf weiten Reisen hier und dort zerstreut zu finden wir sonst uns glücklich schätzen. Es dauerte lange, ehe ich mich von diesem Zauber losreißen konnte, und nur die Ungeduld meines Führers, der nicht begreifen mochte, wie man in der Nähe des Schlosses, wo Wilhelm der Eroberer gezeugt wurde, sich so im Anschauen der Gegend vertiefen könnte, weckte mich aus meinen Träumen.

Er führte mich in das Schloß selbst hinein. Vier gewaltige Mauern mit mehreren Fenstern und ein paar nischenartigen, in die Mauern eingebauten, gewölbten Nebenzimmerchen ist Alles, was von der Magnificenz Roberts le magnifique übrig geblieben ist. Mein Führer zeigte mir das Fenster, von wo aus nach der Volks-

sage Robert seine Harlotte oder Harlette unten am Brunnen waschen gesehen haben soll. Wenn er von hier aus ihre Schönheit erkannt und gewürdigt hat, so mußte er wenigstens ein Paar Falkenaugen haben. Ein beinahe gleichzeitiger Dichter erklärt die Sache natürlicher; doch davon weiter unten. Erst wollen wir das Schloß durchwandern.

Rechts neben diesem Fenster ist das Zimmer, in welchem ebenfalls nach der Volkssage Wilhelm der Eroberer gezeugt wurde. Wenn in diesem Zimmerchen ein Bett stand, wie das wohl der Fall gewesen sein muß, so blieb kaum Raum übrig, sich in demselben umzudrehen, und das Schlafzimmer Roberts le magnifique war nicht größer, als jetzt das des ärmsten Schriftstellers, der in einer Mansarde wohnt. Von hier führte mich mein Cicerone in ein noch engeres Gemach, das an jenes anstößt, und in dem Arthur von Bretagne, der Neffe Johanns ohne Land, und wie dieser der Nachkomme Wilhelms des Eroberers, verhaftet war. Neben der Wiege des Eroberers von England steht somit das Gefängniß seines Enkels, und erinnert, wie sein eignes Blut die Ursache wurde, daß die Normandie, sein Stammland, für seine Nachkommen verloren ging. Aber noch eine andere Lehre verkündet dies Gefängniß, und zwar die, daß in der Zeit, die wir so stolz oft die der Barbarei nennen, ein König

keinen Henker fand, und seine eignen Hände mit dem Blute seines Opfers besudeln mußte. Johann schickte an seine Krieger in Falaise den Befehl, Arthur zu ermorden, und diese antworteten ihm, daß sie eben Krieger und keine Henker seien. Johann mußte Arthur nach Rouen bringen lassen, wo er ihm selbst den Dolch in's Herz stieß, um dann später in dem Verluste seines Erblandes die Strafe seiner Schmach zu finden, da die Normannen nichts mehr gemein haben wollten mit dem Meuchelmörder seines eignen Neffen, und so dem Könige von Frankreich zufielen, sobald dieser ernstlich die Normandie angriff. Für das Rechtsgefühl der Normannen ist dieser Umstand der sprechendste Beweis.

Aus dem Gefängnisse Arthurs begleitete mich mein Führer auf die Zinnen des von Talbot gebauten Thurmes, von wo aus man abermals eine überraschend schöne Aussicht genießt, indem man ringsum die Stadt und die ganze Umgegend wie aus der Vogelperspective übersieht. —

Die Geschichte Roberts und Wilhelms des Eroberers, und besonders die Harlottens, der Geliebten des ersten und Mutter des letzten, knüpfen sich auf Schritt und Tritt an die Ruinen des Schlosses, und es ist daher natürlich, wenn dieselben noch heute im Munde des Volkes leben, und zu Liedern und Sagen geworden

sind. Vorerst hier ein Lied, das man noch jetzt mitunter in Falaise hört:

La Naissance de Guillaume de Conquérant. Ronde.

Aire: La Boulangère a des écus.

De Guillaume le conquérant
Chantons l'historiette,
Il naquit, cet illustre enfant,
D'une simple amourette.
Le hasard fait sauvant les grands . . .
Vive le fils d'Arlette
Normands
Vive le fils d'Arlette!

Fille d'un simple pelletier,
Elle etait gentillette;
Robert, en galant chevalier,
Vint lui conter fleurette;
L'amour égale tous les rangs,
Vive le fils d'Arlette
Normands
Vive le fils d'Arlette!

Falaise dans sa noble tour
Vit entrer la fillette,
Et c'est-là que le Dieu d'amour
Finit l'historiette . . .
Anglais, honorez ces amans,
Vive le fils d'Arlette
Normands
Vive le fils d'Arlette!

Guillaume ensemble ses guerriers
Au son de la trompette:
L'olive embellit ses lauriers;
La gloire fut complette:
Ah! vivent de tels conquérants,
Vive le fils d'Arlette,
Normands,
Vive le fils d'Arlette!

Ich habe oben angedeutet, wie die Volkssage behauptet, daß Robert Harlotte von seinem Fenster aus zuerst gesehen und sich in sie verliebt habe. Ein altes Poeme erzählt die Geschichte anders, und hier eine Uebersetzung desselben: *)

„Der brave Robert, Herzog der Normannen, wohnte in Falaise, einem sehr schönen, sehr gesunden und sehr angenehmen Aufenthalte. Eine seiner größten Schwächen war seine Liebe zu einer Jungfrau, deren Geschichte ich erzählen will."

„Eines Tages, als er von der Jagd zurückkam, sah er dieselbe in einem kleinen Thale, wo sie mit mehrern Bürgerstöchtern an einem Brunnen ihr Leinen wusch.

*) Den normännischen Urtext von Benoit de St. More findet man in Frenaye nouvelle histoire de Normandie, p. 426 etc. Ich gebe die auf Falaise Bezug habende Stelle nach einer französischen Uebersetzung, die sich in Hrn. Gulleron's histoire de Falaise befindet.

Sie hatte ihre Kleider zu ihrer Bequemlichkeit und nach der Gewohnheit derer, die hier zu waschen pflegten, bis unter die Knie aufgeschürzt. Der Tag war schön, das Wetter heiß, und sie zeigte ihre Füße, so frisch, und ihre Lenden, so schön enthüllt, daß der entzückte Herzog urtheilte, Schnee und Lilien müßten ob dieser Weiße erbleichen, und die Liebe bemeisterte sich augenblicklich seiner."

„Die Jungfrau, Tochter eines Bürgers, war schön, huldvoll, weise und gut gezogen. Sie war blond, ihre Stirne und ihre Augen waren schön, ihre Farbe zarter als Rosen und Lilien, der Ausdruck des Gesichts sanft, offen, ohne Stolz, die Nase, der Mund, das Kinn sehr fein, Hals und Arm voll und schön. Sie war, mit einem Worte, so, daß sie alle andern Schönheiten des Landes weit überstrahlte. Alles, was man sagen würde, um sie zu malen, würde weit unter dem sein, was man an ihr sah. Der Herzog, der sie um jeden Preis zu besitzen wünschte, ließ sie durch einen seiner Ritter und durch einen ergebenen Kanzler, der dem Vater so viel versprechen sollte, daß er sie nicht verweigern könne, verlangen; sie würde vorerst mit der höchsten Liebe geliebt und dann später an irgend einen reichen Herrn gegeben werden. Der Vater, der einer der Reichsten von Falaise war, verweigerte sie anfangs, und hielt selbst den Antrag für eine

Beleidigung. Er wollte sie an Einen, der ihm anstand, verheirathen; Mehrere hätten um sie geworben, und um Alles würde er nicht zugeben, daß sie die Maitresse irgend Jemandes werde."

„Dies war sein Entschluß, als einer seiner Brüder, eine heilige Personage, ein Mann von großer Religion, der eine Eremitage im Gehölze von Gouffern hatte, es dahin brachte, daß er denselben änderte; indem er ihn besonders von der Idee, klug oder unklug, abbrachte, seine Tochter zu verstecken; er führte ihn selbst durch seinen Rath dahin, daß er sich den Wünschen und dem Willen des Herzogs gewogen erzeigte."

„Das junge Mädchen seinerseits erklärte ihm sehr gut und sehr klug, welche Vortheile ihm daraus erwachsen könnten. So wurde die Sache in Ordnung gebracht, und die Nacht und die Stunde bestimmt, für einen der Tage der Woche. Unterdeß dachte die bewegte Jungfrau nur daran, sich in Stand zu setzen, vor dem Herzog auf eine Weise, die ihm wohlgefallen werde, und ihrem Range und ihrem Reichthume angemessen zu erscheinen. Sie ließ sich also ein neues Kleid, gut gearbeitet und enge anliegend, machen, um ihre Schönheit zu erheben. Und als die bestimmte Nacht gekommen war, gingen die beiden Boten des Herzogs zu ihr, um sie heimlicher Weise in das Schloß zu führen. Dies

aber gefiel dem jungen Mädchen gar nicht; jene aber sagten ihr: „„Verhüllt Euch, Schöne, in diese leinene Kutte, und nehmt Euch in Acht, daß man Euch nicht sieht; denn Eure Nachbarn und das niedrige Volk würden nicht ermangeln, von Euch in Neckereien zu sprechen. Morgen, ehe der Tag anbricht und ehe die Lerche singt, werden wir Euch im Geheimen hieher zurückgeführt haben.““

„Ist es also,“ antwortete augenblicklich die weise Jungfrau, der es nicht an Muth fehlte, „ist es also? Und wenn der Herzog mich zu sich beruft, um meines schönen Leibes zu genießen, soll ich dann zu ihm gehen, wie eine Verworfene oder wie eine Kammermagd? Nein! ich werde hingehen, wenn es sein muß, aber als ehrbare Jungfrau, als die Tochter eines Ehrenmannes (prudhomme), um an Ehren und Gütern zuzunehmen. Wisset, daß ich nichts fürchte, und daß Jeder mich sehen darf, und das, was ich thue; und nie aus Neigung, oder Leichtsinn, oder Narrheit werde ich Etwas thun, das man tadeln könnte. Ueberdies: Sehet, ob ich in diesem Anzuge zu Fuße zum Herzoge gehen kann. Holet Eure Paradepferde, ich bitte Euch darum, wir werden so viel bequemer hinkommen.“

„Die Abgesandten, die diese Sprache sinnreich und verständig fanden, thaten, wie sie es wollte. Sie hatte

ihren lieblichen Leib mit einem feinen Hemde bekleidet und darüber einen grauen Pelzrock, frisch, weich, ohne Falten, an ihre Taille und ihre Arme anschliessend, und Alles mit einem kleinen, sehr anständigen Mantel vom besten Geschmack bedeckt. Ihre langen, blonden Haare waren auf eine üppige Weise durch ein Band und mit feinen silbernen Netzen umgeben. So geschmückt, und schöner als man je eine sah, schwang sie sich auf's Pferd, grüßte ihre Mutter und ihren Vater, und dann auf einmal von innerer Unruhe ergriffen, begann sie zu weinen, und näßte ihren schönen Busen mit ihren Thränen."

O! wenn sie in die Zukunft gesehen hätte, wie groß würde dann ihre Freude gewesen sein; denn seit Hector, dem Helden von Troja, der der Sohn Priams war, hat die Welt keinen größern Fürsten gesehen, als den, der in dieser Nacht gezeugt wurde. Arthur war tapfer, und ebenso Karl d. Gr., der Eroberer Spaniens. Aber wenn man erst die Geschichte desjenigen, den ich besingen will, kennen wird, so wird man nicht sagen, ich hoffe es, daß je ein tapferer Fürst auf Erden gelebt hat. So erlaubt Gott manchmal, daß aus einer Schwäche für die Zukunft die größten Vortheile hervorgehen. Der Herzog hatte in Wahrheit bei dieser Gelegenheit anstatt einer Ehefrau nach den Gesetzen sich eine nachgiebige und leichte Freundin zugelegt; aber es blieb später dennoch unzweifelhaft, daß Gott den Erben,

der aus dieser Gemeinschaft hervorging, schützte und liebte. . . ."

„Die, welche die Jungfrau dem Herzoge zuführten, ließen sie, nachdem sie dieselbe bis zum Thore des Schlosses geführt, vor diesem absteigen, dann ließen sie das kleine Nebenthor öffnen, gingen hinein, und wollten, daß sie ihnen folge. Sie aber, die keineswegs einfältig, sondern behutsam war, widerstand ihnen und weigerte sich, einen Schritt weiter zu machen, was jene höchlich verwunderte. „„Schöne, kommt,"" sagten sie, „„kommt, fürchtet nichts, der Weg ist frei."" „O nein! in Wahrheit, so gehe ich nicht, denn das ist weder gut noch klug," antwortete sogleich die Schöne. „Warum, wenn mich der Herzog zu sich ruft, soll mir sein Thor geschlossen bleiben? Macht, daß es mir geöffnet werde, wenn er nicht die Hoffnung aufgeben will, mich zu besitzen. Wenn er mich bei sich wünscht, so ist es nicht anständig, daß ich durch dies Nebenthor zu ihm eintrete. Gott bewahre mich wenigstens, daß ich es thun werde. O! ohne Zweifel, er achtet mich geringe, da er mich auf diese Weise behandelt. Guten Freunde, öffnet mir das Thor!"

„Und nach diesen Worten, deren Richtigkeit und Verständigkeit die Abgesandten entzückte, beeilten sie sich, der Jungfrau das Thor zu öffnen, und sie führten sie sogleich bis in die gewölbte Kammer, wo viele Bilder in

Gold und in Farben dargestellt waren. Und dort empfing sie der Herzog, der sie mit Ungeduld erwartete, mit großer Freude und großen Ehren, und gab ihr seine ganze Liebe." —

Ich weiß nicht, ob der Erzähler ein Normanne war, ob er seine Darstellung aus dem Munde des Volks aufgeschrieben oder sie ersonnen hat. So viel aber ist sicher, daß das Benehmen Arlottens nach ihm ganz das einer ächten Normannin ist. Sie ist klug und umsichtig, und weiß sich so einzurichten, daß sie aus dem Opfer, welches sie zu bringen bereit ist, allen möglichen Vortheil zieht. Auch die Intervention des geistlichen Herrn Bruders ist ganz zeitgemäß; denn damals war das Volk noch zu wenig in die geheimen Schliche des Gewissenshandels eingeweiht, um nicht der Beihülfe eines Geistlichen zu bedürfen, wenn es wie hier galt, zu thun, was nach den Gesetzen der Religion sonst verboten war. Hat die obige Darstellung wirklich die Wahrheit zum Grunde, so hatte der geistliche Herr seine Nichte wohl auch unterrichtet, und sie angewiesen, wie sie sich benehmen müsse. In der Chronik der Normandie liest man eine Fortsetzung der obigen Darstellung, die ebenfalls auf die kluge Einmischung des Eremiten hindeuten könnte, der wohl die Träume des alten Testamentes kannte. Hier heißt es über die Liebe Roberts zu Harlotten:

„Es geschah einmal, daß der Herzog Robert zu Falaise war. Hier sah er die Tochter eines Bürgers, die Arleite hieß. Dieses Mädchen war schön, gut und voller Grazie, und gefiel sehr dem Herzog Robert, und zwar so, daß er sie zur Freundin haben wollte, und sie sehr ehrfurchtsvoll von ihrem Vater verlangte. Diese Bitte wollte der Vater zuerst nicht zugestehen. Der Herzog bat ihn unterdeß so sehr, daß um der großen Liebe willen, die er bei dem Herzoge zu seiner Jungfrau Tochter sah, er seine Einstimmung gab und es zugestand, für den Fall, daß die Jungfrau wolle, der er es dann sagte. Sie antwortete ihm: „Mein Vater, ich bin Euer Kind. Ihr könnt befehlen, und ich bin bereit, so gut ich kann, meine Pflicht zu erfüllen." Und als der Herzog dies erfuhr, hatte er daran seine große Freude. Und als die Nacht kam, wurde sie geführt und begleitet bis an's Bett des Herzogs, und dort ließ man sie in der geschlossenen Kammer, und sie blieb allein mit dem Herzoge.... Als der Herzog seine Freude mit ihr gehabt, und als sie so viel und so lange, als ihnen gefiel, mit einander gesprochen hatten, fing Arleite an zu schlafen, und der Herzog ließ sie ruhen, und begann an allerlei Sachen zu denken. Und als er so dachte, fuhr die Dame zusammen, und stieß einen sehr tiefen Seufzer aus. Und der Herzog zog sie an sich heran, und fragte sie, was sie habe.

Mein Herr! sagte sie, ich träumte und habe geträumt, daß aus meinem Leibe ein Baum gen Himmel wachse, und daß von seinem Schatten die ganze Normandie bedeckt sei. Es ist schon gut, sagte der Herzog, habe keine Furcht.“ ꝛc. ꝛc.

So die Chroniken und die alten Poeten.

Der Name Wilhelm des Eroberers ist in Falaise und in der Umgegend in Jedermanns Mund. Die Alten erzählen den Kindern von ihm, und die Kinder wiederholen ihn in ihren Spielen. Bei meinem Hin- und Herziehen durch Falaise fiel mir ein Haus auf, an dem ebenfalls dieser Name angeschrieben stand, und zwar:

Maison
de
Guillaume
le grand conquerant
Richard
Donne à boir et à manger.

Der Volksglaube hält wirklich dies Haus für die ehemalige Wohnung Wilhelms des Eroberers, und alte Urkunden, in welchen es ebenfalls als manoir de Guillaume le conquerant vorkommt, geben diesem Glauben ein um so größeres Gewicht. Bedenkt man, daß seine Mutter nur die Maitresse Roberts war, so erklärt es sich natürlich, daß diese ihr eigenes Haus bewohnte. Ist

dem aber also, so wäre die Ironie oder Rache des Gottes der Geschichte vollkommen. Das Schloß seines Vaters, wo er gezeugt wurde, ist nur noch eine Ruine, auf der Reitbahn, wo er die Waffen führen lernte, pflanzt die Hand eines Schulpedellen Kohl, in dem Hause, wo er selbst und seine Mutter wohnte, speist ein geschäftiger Koch seine Gäste, rüstige Arbeiter und Ackerbauer, und sein Grab zerstörte der Zorn eines zum Aufstande gereizten Volkes. Das ist eine Lapidarschrift, wie noch an keinem Triumphbogen, noch auf keinem Grabsteine eine ähnliche stand, und die für den, der sie zu lesen versteht, sich in einen Fluch, vom Gotte des Zufalls oder der Vorsehung ausgesprochen, übersetzt.

Die Geschichte der Normandie liefert uns oft die wunderbarsten Verwickelungen in dem Leben der Menschen, deren Namen sie aufbewahrt hat. Die Freiheit und ihre Institutionen verewigten in diesem Lande, so lange es selbstständig war, eine Kraft und eine Willensunabhängigkeit bei seinen Bürgern, die stets an die heidnische Keckheit ihrer Ahnen erinnert. Es gab dort M ä n n e r; denn keine Zuchtruthe wußte sie zu Schulknaben zu erziehen. Deswegen jene Willenskraft, jene Charakterstärke, die der Geschichte der selbstständigen Normandie ein so hohes dramatisches Interesse giebt, die uns zeigt, wie eine Handvoll vom Sturme verschlagener Norman-

nen Königreiche umstürzen und neue begründen, wie ein seiner Unbändigkeit wegen Verbannter in fernen Ländern sich ein neues Erbe, mit seinem Schwerte in der Faust, ertrotzen konnte. In der Geschichte von Falaise begegnen wir auch einem Flüchtlinge, der, aus fernen Ländern von seines Volkes Feinden vertrieben, in die Normandie einwanderte. Aber er war kein Normanne, er war kein Sohn eines freien, kräftigen, jugendlichen Volkes; er war der letzte Sprößling eines verfaulten Stammes, den ein neues Geschlecht gefällt hatte, weil er ihm im Wege stand. Ein Paläolog flüchtete sich nach dem Sturze von Constantinopel nach der Normandie, und erhielt dort das Gnadenbrodt als Gouverneur von Falaise.

Selbst die normannischen Weiber hätten ein Recht gehabt, ihn zu fragen: „Warum bist du nicht unter den Mauern von Constantinopel geblieben?" denn sie gaben oft Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu bewundern. Ich habe schon mehrmals davon gesprochen, und mag ein paar Heldenweiber von Falaise, die sich bei der Belagerung ihrer Stadt durch Heinrich IV. auszeichneten, nicht mit Stillschweigen übergehen.

„Die Soldaten des Königs drangen durch die Bresche in die Stadt, aber hier erst begann der fürchterlichste Kampf, an dem dann die Weiber den rüstigsten Antheil nahmen. Man sah dort eine junge Falaiserin an der

Seite ihres Geliebten mit der höchsten Tapferkeit kämpfen, und einer Menge der Feinde Widerstand leisten. Endlich traf ein tödtlicher Streich den Geliebten, der zu den Füßen seiner Braut hinsank. Vergebens suchten jetzt die Soldaten des Königs diese zu bereden, vom Kampfe abzulassen; ihr Muth und ihre Wuth nahmen durch das Unglück ihres Geliebten nur zu, und sie stürzte mit verdoppelter Kraft auf die Angreifenden los, bis auch sie zuletzt der Todesstreich traf, und sie, auf die Leiche ihres Bräutigams hinsinkend, verschied."

„Eine zweite Frau, die das Volk la grande Eperonnière nannte, zeichnete sich an einem der Thore so aus, daß der König sie bemerkte, und sie, nachdem er die Stadt eingenommen hatte, zu sich kommen ließ. Sie erschien ohne Furcht vor dem Könige, und vergaß auch hier nicht, was sie ihrer Stadt und ihren Mitbürgern schuldig sei. Sie bat den König, daß er wenigstens die Greise, die Kinder und die Weiber schonen möchte. Der König, gerührt durch diesen Helden= und Edelmuth, erlaubte ihr, sich mit ihren Schätzen und den Leuten, die sie retten wolle, in eine der Straßen zurückzuziehen, und befahl, dieselbe zu schließen. Noch heute heißt die Straße zum Andenken an diese That Camp-fermant oder Campeferme."

Wie für den Heldenmuth der normannischen Wei-

ber, so liefert die Geschichte von Falaise auch einen sehr schlagenden Beweis für die Prozeßsucht der normännischen Männer. Die Geschichte ist lustig genug. Im Jahre 1386 fraß ein Mutterschwein das Kind eines Tagelöhners zu Falaise, Namens Janet. Dieser Zufall kam zu den Ohren des Richters, der das Thier verurtheilte, öffentlich die Strafe der Vergeltung zu dulden, von Rechtswegen! Das Kind hatte das Gesicht und einen Arm zerfressen; das Mutterschwein wurde auf dieselbe Weise verstümmelt, und dann durch die Hand des Schinders gehänkt. Die Hinrichtung fand auf dem öffentlichen Platze, im Angesichte des versammelten Volkes, statt. Der Vicomt-Richter präsidirte dabei zu Pferde, eine Feder auf dem Hute, und die Hand in die Seite gestemmt. Der Vater des Kindes wurde gezwungen, der Hinrichtung beizuwohnen; man wollte ihn bestrafen, daß er sein Kind nicht gehörig bewacht habe. Das Schwein, als man es zum Richtplatz brachte, war wie ein Mann gekleidet, trug eine Weste, haut-de-chausses, und Handschuhe, und vor der Schnauze eine Menschenmaske.

Die Annalen der Criminaljustiz haben sicher nicht viele ähnliche Prozesse und Hinrichtungen aufzuweisen, und ich denke, daß die Prozeßsucht der alten Normannen keines grunzendern Beweises, als dies Schwein, bedarf,

Doch genug von dem Falaise von Gestern, auch ein paar Worte über das von Heute.

Die Geschichte zeichnete bis jetzt nur selten einen Namen auf, dessen Eigenthümer sie nicht zwang, ihren Griffel in Blut zu tunken. Vielleicht kommt einmal eine andere Zeit; doch wenn ich den Enthusiasmus, den Napoleon noch heute erregt, bedenke, so kommt es mir oft so vor, als ob diese Zeit noch ferne von uns sei. Auch das Falaise von Heute hat ein paar Männer, die der Vergessenheit anheimfallen werden, weil sie sich mit dem Kreise begnügt, den ihnen der Zufall angewiesen, und in diesem jede Minute nur dazu verwendet haben, an dem Wohle ihrer Mitbürger zu arbeiten.

Falaise hat in der neuesten Zeit große Fortschritte gemacht, sein Ackerbau hat sich verbessert, seine Industrie erweitert, und vor Allem die Aufklärung im Volke festere Wurzeln gefaßt. Zwei Männer, vielleicht noch Andere, die ich zufällig nicht kennen lernte, da sie noch mehr im Stillen arbeiten, als diese beiden, sind es insbesondere, denen Falaise diese Fortschritte verdankt. Galleron procureur du roi, heißt der Eine, Travers, Director des Collegs, der Andere. Beide benutzen ihre Stellung nur zum Wohlthun, dem jede ihrer Stunden gewidmet ist. Die Vermehrung der Schulen auf dem Lande und die Verbesserung und größere Wirksamkeit derselben in der

Stadt ist ihr Werk. Eine Stadtbibliothek, die erst seit ein paar Jahren besteht, und schon jetzt mehrere Tausend Bände zählt, wurde durch Hrn. Galleron errichtet, der zu dem Ende hundert und etliche Bürger gegen die Benutzung der Bibliothek zu einem Beitrag von jährlich 10 Fr. veranlaßte. Die Stadt gab das Local und eine kleine Stammsumme her, die Erhaltung und Vermehrung der Bibliothek ist durch die Beiträge der Bürger bedingt. Ich gehe hier ins Einzelne ein, weil es so klar werden muß, wie auch die kleinste Landstadt ohne alle Anstrengung sich eine Bibliothek verschaffen kann, und vielleicht das Beispiel Nachahmung findet.

Seit ein paar Jahren publizirt eine Association pour le progrés de l'agriculture, de l'industrie et de l'instruction, die auf Betreiben dieser beiden Männer entstand, ein annuaire de l'arrondissement de Falaise, das grossentheils von ihnen redigirt wird, ganz für das Volk berechnet ist, ihm im einfachsten Tone die für das Land möglichen Fortschritte in der Cultur und der Industrie anzeigt, seine Vorurtheile bekämpft, und es belehrt. Es waren seit 1830 in Falaise drei Gesellschaften, eine société literaire, eine société d'agriculture, und die eben angeführte, die sich gegenwärtig auf Betreiben dieser Männer vereinigt haben, um mit gemeinsamer Kraft nach Einem Ziele hinzuwirken. Insbesondere zur Ver-

breitung des öffentlichen Unterrichts finden auf ihr Betreiben in den umliegenden Dörfern und Flecken monatliche Versammlungen der Lehrer statt, bei denen nie einer oder der andere dieser beiden Männer fehlt, um durch Rath und That zu belehren, und die Lehrer aufzumuntern. Und sie bedürfen dieser Aufmunterung, doch davon weiter unten.

Ihr Hauptaugenmerk scheint aber darauf gerichtet zu sein, dem Unterrichte eine praktischere Richtung zu geben. Sie fühlten, wie wenig es für das Leben ausreiche, spärlich lesen, schreiben und rechnen zu können, und so sannen sie auf Mittel, den Kindern auch andere nöthige und nützliche Kenntnisse beizubringen. Sie riefen Alle zu Hülfe, die in Falaise in diesem oder jenem Zweige der Wissenschaft den Fortschritt zu fördern im Stande waren, und veranlaßten dieselben, lithographirte Hefte, in einer Sprache, die den Kindern zugänglich ist, zu schreiben. Ich habe eine Sammlung derselben, die für alle Schulen ein Muster sein könnte. Ein Herr Alphons de Brebisson hat auf diese Weise die Bäume, das Holz und die Früchte, die sie liefern, dann die vorzüglichsten Pflanzen, die in der Umgebung von Falaise wachsen, beschrieben und gezeichnet, und so den Lehrern und Schülern eine populäre Botanik in die Hand gegeben. Ein anderes Heft enthält die Grund-

säße der Religion und Moral, in Beispielen dargestellt. Ein drittes, von Hrn. Galleron, giebt eine Geschichte des Arrondissements von Falaise; ein Viertes enthält eine Geschichte der Musik und der Elemente dieser Kunst von Hrn. Huteil, Lehrer der Musik; in zwei andern Heften giebt Hr. St. Ange-Plet, Direktor der école mutuelle, eine populäre Geometrie; endlich giebt Hr. Lerant, ancien avocat, juge de paix à Falaise, die Grundsäße der Gesetzgebung, in denen wir die Lehren über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, der Eltern gegen ihre Kinder, die Pflichten der Vormünder gegen ihre Pfleglinge, und umgekehrt, und die der Bürger im Allgemeinen gegen den Staat auf eine faßliche und klare Weise dargestellt finden.

Ich kann hier nur die Titel anführen, und wollte, daß mir der Raum erlaubte, mehr zu thun; aber schon dies reicht hin, das Streben der Menschenfreunde in Falaise zu würdigen. Sollte es nicht auch genug sein, um ihnen Nachahmer zu verschaffen? —

Ich würde nicht fertig werden, wollte ich weiter ins Einzelne eingehen. Die folgenden allgemeinen Bemerkungen werden mich überdies noch oft genug auf die Männer, die sich das geistige Wohl ihrer Mitbürger zum Ziele gesetzt haben, zurückführen.

Mit der Julirevolution begann ein neues Leben für ganz Frankreich. Der Geist mehr noch als der Leib schüttelte in den drei Tagen seine Fesseln ab, und bewegt sich erst seitdem frei und ungebunden. Eine der nächsten Folgen der Julirevolution war, daß in Frankreich beim Volke selbst das Bedürfniß sich regte, sich zu unterrichten, und daß sich allwärts Männer zeigten, die den Beruf fühlten, diesem Bedürfnisse nach Kräften abzuhelfen. Das Resultat für Falaise läßt sich in ein paar Zahlen zusammenfassen. 1830 bestand hier nur eine Schule der frères ignorantins, und die Zahl ihrer Schüler belief sich auf 180. Schon im nächsten Jahre nach der Julirevolution wurde eine zweite Schule des wechselseitigen Unterrichts errichtet, die bald die der frères zwang, sehr ernstliche Reformen in der ihrigen vorzunehmen. Heute zählt diese zweite Schule 220, und die der frères 300 Schüler. Das Verhältniß der Schüler von 1830 zu denen von 1837 ist also 180 zu 520. — Doch genügte dies den Männern der Aufklärung nicht. Die Vernachlässigung, in der das kriegerische Kaiserthum, und die lichtscheue Restauration das Volk gelassen hatten, ist die Ursache, daß eine Menge der ältern Leute der untern Klassen keinen Unterricht genossen haben, und auch für diese mußte gesorgt werden, und so errichtete man in Falaise unentgeltliche Arbeiterschulen in den verschiedenen Vorstädten, wo jetzt täglich 140 Ar-

beiter und Dienstboten unterrichtet werden, wo man oft Vater und Sohn nebeneinander sitzen und sich wechselseitig anfeuern und aufmuntern sieht. Eine Statistik der Strafrechtspflege für das Arrondissement von Falaise liefert den Zahlenbeweis, daß die Aufklärung auch die Moral und Rechtlichkeit fördert, wenn ein solcher Beweis überhaupt nothwendig wäre. Auf eine Masse von 62,349 Einwohner ergiebt diese Statistik

für 1829 — 121 strafrechtliche Verfolgungen und unter diesen 43 Diebstähle,

für	1830	—	158	Verf.	25	Diebst.
—	1831	—	114	—	27	—
—	1832	—	114	—	35	—
—	1833	—	93	—	24	—
—	1834	—	110	—	24	—
—	1835	—	93	—	23	—

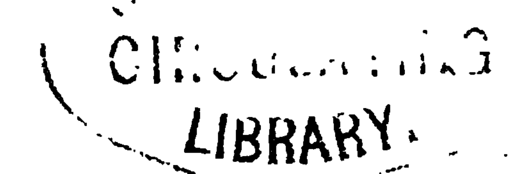
Am auffallendsten ist sicher das Abnehmen der Diebstähle, da dies auch für die Verbesserung des materiellen Zustandes der Bewohner des Arrondissements spricht.

In den ersten Jahren nach der Julirevolution folgte die Regierung und die Kammer dem allgemeinen Impulse, und sie thaten ihr Mögliches für die Verbreitung und Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Das Gesetz Hrn. Guizots vom 28 Juni 1833, trotz seiner Mißgriffe, zeigt wenigstens im Allgemeinen den Ernst, mit dem die

Regierung an diese Verbesserung des öffentlichen Unterrichts heranging. Seit der Zeit hat sich das vielfach geändert. Die Grundbasis, die Idee einer Regierung muß sich nothwendig nach und nach bis in ihre letzten Consequenzen geltend machen. Das System Hrn. Guizots und der Regierung, oder besser der Regierung und somit Hrn. Guizots erkennt nur die reichern Bewohner des Landes, die Eigenthümer als eigentliche Staatsbürger an. Die Folge dieses Systems ist dann die moralische Abhängigkeit aller Nichtstaatsbürger von denen, die als Wähler und Wählbare zu solchen werden. Diese Abhängigkeit kann nur stattfinden und dauern, wenn wirklich eine moralische Ueberlegenheit auf der einen, eine moralische Unterordnung auf der andern Seite vorhanden ist, was endlich bei einem wirklich aufgeklärten und gebildeten Volke nicht möglich. Die Regierung und die Anhänger ihres Systems können also keine Freunde der allgemeinen Aufklärung sein, da diese ihr System unmöglich machen würde. Bis zum Jahre 1835 fühlten das schon Einzelne der Anhänger der Regierung, seit dem Aprilprozesse wissen sie es, und scheuen sich nicht mehr, es zu sagen, wie die Blätter der Doctrinärs oft genug bewiesen haben. Seit der Zeit findet die Verbreitung des öffentlichen Unterrichts allwärts Hindernisse und besonders auf dem Lande und in den kleinern Land-Städt-

chen. In diesen üben meist ein paar reiche Eigenthümer, die mit Leib und Seele der Regierung ergeben sind, die von ihren Agenten und ihren Journalen geleitet werden, allen Einfluß in den Communalräthen und aufs Volk aus, und es erklärt sich somit, daß, sobald diese einmal von Paris die Parole erhalten haben, sie in ihren Localitäten so handeln, wie man es in Paris wünscht, und oft viel weiter gehen, als man dort wagt. Bis in die letzte Stadt, das letzte Dorf Frankreichs, wo nicht eine andere Partei das Uebergewicht hat, macht sich dieser Einfluß geltend. Für das Arrondissement von Falaise sprechen wieder die Zahlen deutlich genug. Bis zum Jahre 1835 nur Fortschritte, von dort an Stillstand und Rückschritt. Hier die Schulstatistik dieser beiden Jahre.

	1835		1836
Communalschulen	64	—	67
Privatschulen	12	—	11
Lehrerinnen	19	—	21
Zahl der Kinder beider Geschlechte, die die Schulen im Winter besuchten .	4,729	—	4,600
Im Sommer	3,292	—	3,139
Zahl der Kinder, die keinen Unterricht genossen	690	—	830
Schulkinder, die im Winter zahlen .	3,431	—	3,211
Schulkinder, die nicht zahlen . .	1,298	—	1,399



Es ist beinahe, als ob der höhere Geist, der das Geschick der Menschen lenkt, diesen seine Lehren in der für unsere Zeit verständlichsten Sprache, in Zahlen, verkündigen wolle. In demselben Jahre, wo die Fortschritte des öffentlichen Unterrichts in Falaise aufhörten, wo sich der Rückschritt bemerkbar machte, zeigte die Statistik der Strafrechtspflege eine Vermehrung der Verbrechen. Wo 1835 nur 93 strafrechtliche Verfolgungen nöthig waren, fanden wir deren im Jahre 1836: 101 und anstatt 23 Diebstählen deren nicht weniger als 36. Und unser Jahrhundert des Einmaleins sollte das wenigstens verstehen.

All diese Thatsachen habe ich in dem Annuaire der Gesellschaft für den Fortschritt des Ackerbaues, der Industrie und des Unterrichts von 1836 und 1837 gefunden. Es heißt in dem von 1837 (S. 38): „die Munizipalräthe, obgleich aus Bürgern bestehend, die mehr als alle Andere den öffentlichen Unterricht würdigen sollten, haben sich in Mehrzahl demselben feindlich gezeigt; die Einen, indem sie jede Schule verweigerten; die Andern, indem sie den Lehrer so lange chikanirten, bis er die seinige verließ, und endlich wieder Andere, und dies ist die größte Zahl, indem sie die Löhnung des Lehrers so geringe ansetzten, daß sie Entmuthigung bei den Männern, deren Nützlichkeit nur vom bösen Willen oder von

der beklagenswerthesten Blindheit verkannt werden kann, hervorriefen.“ Mir scheint es, daß dies hinreichend ist, die obige Ansicht über den Einfluß der in einer Regierung herrschenden Grundsätze zu bestätigen. Wenn die Regierung mit Ernst den Fortschritt wollte, so würde unter tausend Munizipalräthen kaum Einer es wagen, sich demselben zu widersetzen; wie denn überall in Frankreich der öffentliche Unterricht sich immer mehr verbreitete, so lange die Regierung im Ernste auf dieser Bahn wanderte.

Ich kann mich der Mühe überheben, hier weiter der Quelle nachzuforschen, oder Schlüsse zu ziehen. Hr. Travers hat in dem letzten Annuaire auf seine Weise hier Alles gesagt, und ich theile diese kleine Arbeit übersetzt mit, weil sie am besten im Stande ist, die Männer, die in Falaise Aufklärung und Wohlstand zu verbreiten suchen, so wie ihre Art, sich an's Volk selbst zu wenden, auf die schönste Weise zu schildern.

„Zwiegespräch zwischen Ihm und Mir.“

Er. Ja, ich behaupte es, ich bin ein Mann unseres Jahrhunderts, ich liebe die Aufklärung, aber ich werde mit mehr Vorsicht zu Werke gehen, als unsere Regierer, ich werde keine Feuerbrände in unsere Gemeinde hineinschleudern.“

Ich. „Feuerbrände! Sie erschrecken mich. Ich bitte, sprechen Sie ohne Bilder.“

Er. „Wohl denn! Schulmeister!"

Ich. „Diese Feuerbrände werden keinen Brand verursachen. Gott selbst hat dafür gethan; er hat sie so geschaffen, daß sie nicht zünden."

Er. „Es ist indeß nicht weniger wahr, daß in Kurzem unsere Dörfer nur noch von Halbwissern, die den Acker nicht bebauen wollen, bewohnt sein werden. Eine Hand, die schön schreibt, wie kann die den Pflug führen? Ein Bursche, der fließend liest, wird der sich dazu verstehen, die Kühe zu hüten, und die Pferde zu putzen?"

Ich. Ihr Bruch ist wunderlich hyperbolisch. Ein halber Weiser, ein Halbwisser. Da, wo man lesen, schreiben und rechnen lehrt, wo man im Catechismus unterweist, wo man die ersten Notionen der französischen Sprache, der Geschichte und Geographie giebt, wenn da ein halber Weiser gebildet wird, so wollen wir in ihm die Hoffnung eines zukünftigen ganzen Weisen begrüßen. Die Natur hat ihn mit ihrem göttlichen Stempel gezeichnet; anstatt ihn zu verkennen, leiten wir seine Entwickelung, befördern wir seinen Aufschwung; so werden wir den Willen der Vorsehung erfüllen."

Er. „Schöner Gewinn, wenn das Land von großen Weisen, von Systemmachern und Reformatoren der gesellschaftlichen Ordnung wimmelt. Dann wird man Associationen sehen und keinen vaterländischen Geist, Ge-

sellschaften und keine Gesellschaft. Die Ackerwirthschaft würde die schönsten Theorien haben, und die Felder brach liegen."

Ich. „Mein Freund, ihr Auge ist trübe."

Er. „Es ist zu stark; aber ich habe eine Brille."

Ich. „Lassen Sie sich andere Gläser einsetzen; die ihrigen sind verfälscht; sie zeigen ihnen öde Haiden, wo üppige Ebenen sind, Brachfelder, wo die schönste Ernte blüht."

Er. „Leugnen Sie es, daß viele Bauernsöhne das Land verlassen haben, und in die Städte gezogen sind?"

Ich. „Nein; ich table deswegen die Mehrzahl derselben."

Er. „Die Auswanderung wird nur immer zunehmen, wenn der Unterricht sich noch weiter verbreitet, wenn er bis zu den Kindern der Armen gelangt."

Ich. „Diese Auswanderung wird schon ihr Ende erreichen. Wenn die jungen Ehrgeizigen, die den Ackerbau verlassen, ihre Energie in den Antichambern der Reichen aufgerieben haben, wenn sie, von der Concurrenz allwärts zurückgetrieben, nicht wissen, von wem ihr tägliches Brodt fordern, dann werden sie in ihre Höfe zurückkehren, und ihr Beispiel wird zur Vorsicht auffordern, und die übrigen belehren, mit Weisheit ihren Wünschen eine Gränze zu setzen. Das Streben der Väter wird dann nicht mehr sein, ihre Kinder über ihren Horizont

hinauszutreiben, sondern sie die Gränzen desselben lieben zu lehren. Das schwache Licht der Schule, indem es ihren Geist über die Pflichten des Menschen gegen Gott, die Gesellschaft und sich selbst aufklärt, indem es das Vorurtheil der Gewohnheit über eine Menge alter Gebräuche zerstört, und sie durch eine einfache, bewährte, und wenig kostspielige Verfahrungsweise die Frucht der neuern Fortschritte der Wissenschaften und Künste ersetzt; das schwache Licht der Schule, sage ich, wird dann nur zum Wohle der Menschheit leuchten."

Er. „Sagt: zum Wohle eines Theiles der Menschheit, des Theiles, der gewohnt war, das Elend zu ertragen, und der sehr gut diese Gewohnheit beibehalten könnte."

Ich. „Er könnte dies, sollte er es aber auch?"

Er. „Ja! denn dadurch erfüllte er den Willen Gottes, der seit dem Falle der Menschen ihm die Nothwendigkeit der Arbeit auflegte: In sudore vultus tui vesceris pane. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen."

Ich. „An wen ist diese Anrede gerichtet? An einzelne Menschen, oder an Alle?"

Er. „An Alle, im Grundsatze. Aber später richtete sich diese Vorschrift an die, die Nichts hatten, und die für die arbeiteten, die Etwas hatten."

Ich. Gott hat keine Privilegien geschaffen. Als sein Sohn zur Erde kam, hat er nicht gesagt: Reicher, sauge den Armen aus, sondern: Verkaufe, was du hast, und gieb es als Almosen. Vendite quae possidetis et date eleemosinem. St. Luc. Cap. XII. v. 33.

Er. Sicher hat er nicht hinzugesetzt: Gebet jeder Gemeinde eine Schule.

Ich. Er hat mehr gethan. Er war der Lehrer der Welt, und hat verboten, daß man sein Licht unter den Schemmel setze; er hat die Unwissenheit verflucht; er wollte, daß jeder Christ an Aufklärung zunehme, und proclamirte sich selbst als der Sohn des Lichtes. Credite in lucem, ut filii lucis sitis. Joh. XII. v. 36. Die Aufklärung und Christus ist ein und dasselbe. An das Evangelium glauben heißt: die Finsterniß bekämpfen. Ego lux in mundum veni, ut omnis, qui credit in me in tenebris non maneat. Joh. XII. 46.

Er. Das heißt mit dem Texte Mißbrauch treiben. Nach Ihren Grundsätzen würde man diejenigen, die gehorchen sollen, nicht mehr von denen, die gebieten müssen, unterscheiden können.

Ich. Meine Grundsätze! Es sind das die des Herrn der Herren, des großen Befreiers, der gekommen ist, die Kette des Sclaven zu brechen. Pretio empti estis, nolite fieri servi hominum. Paul. a. d. Cor. VII. 23.

Er. Und Sie glauben, daß Sie noch lange Zeit Dienstboten für Ihr Haus, und Tagelöhner für Ihre Ernte finden werden? Sie sind jetzt schon unendlich theuer. Das ist eine thatsächliche Verminderung des Preises der Grundstücke. Die Eigenthümer werden von Tag zu Tag unglücklicher.

Ich. In der Vertheilung der Güter haben sie noch immer den besten Theil. Wer erträgt die Hitze des Sommers, wer leidet von der Kälte des Winters? der Tagelöhner.

Er. Es wird deren keine mehr geben.

Ich. Es wird immer welche geben; nur nicht mehr unter den Bedingungen der vergangenen Zeiten. Keine Unterwürfigkeit mehr des Menschen unter den Menschen, keine jener Entwürdigungen der Knechtschaft mehr! Der Arme wird nicht mehr vor dem Blicke des Reichen erzittern. In dem Bewußtsein seiner Unabhängigkeit wird er mit einiger Würde den Preis seiner Arbeit ansetzen. Wenn das Tagewerk, das er vollbringt, dem, für den er schafft, fünf Franken einbringt, warum soll dann sein Lohn sich nicht auf 2 Fr. 50 C. belaufen? Wenn dies Tagewerk 10 Franken einträgt, warum soll dann der Arbeiter, der wahre exploiteur, nicht mit der Zeit den Vortheil mit dem Besitzer des Bodens theilen?

Er. Aber das ist unerhört! Das heißt den Reichen

zum Besten des Armen ausziehen. Mit welchem Rechte diese Confiscation eines so bedeutenden Theils der Einkünfte des Bodens?

Ich. Mit welchem Rechte diese Confiscation der Arbeit ohne alles Verhältniß zu ihrem Ertrage? Es giebt keine zwei Klassen von Menschen vor den Gesetzen der Religion. Abkömmlinge des nämlichen Vaters sind wir alle Brüder. Die physischen und moralischen Ungleichheiten sind in der Natur begründet, und Nichts kann sie zerstören, diese machen Reiche und Arme, die oft ihre gemeinsame Abkunft vergessen, und sich für zu viel oder zu wenig ansehen. Usurpatorische Regierungen haben in die Menschheit beleidigende Abstufungen eingeführt, politische Stürme haben mitunter versucht, sie verschwinden zu machen; heute geschieht dies ohne Gewalt unter dem Schutze der aufgeklärtesten Männer von Frankreich.

Er. Die Sinnlosesten von Frankreich; denn am Ende sind es zwei Versammlungen von Eigenthümern, die Deputirten und die Pairskammer, die das verabscheuungswerthe Gesetz vom 28. Juni 1833 gemacht haben. Sie haben sich für die Plebs ausgezogen, sie haben dummer Weise ihr eignes Interesse verkannt.

Ich. Ihr Interesse! das ist das Wort Ihrer Politik, wir werden uns nie verständigen.

Er. Und welches ist das Wort der Ihrigen?

Ich. Das größte Wohlsein für die größtmöglichste Zahl. —"

Hr. Julien Travers ist, wie ich gesagt habe, Director des Collegs in Falaise, ein Angestellter des Staats und Nichts weniger als ein Revolutionär. Ich kenne die Sprache seiner Gegner; der Hr. Er heißt in Havre Hr. N. N. N. rc. rc., beliebiger Woll-Kaufmann, in Bordeaux par Exellence Hr. Fonfrede, in Marseille Hr. Fulchiron, in Paris: Hr. Bugeaud — —, doch wie könnte ich hier Namen nennen, die man gewöhnlich verschweigt oder umschreibt, und wenn ich auch ein Deutscher bin, so will ich nicht weiter gehen, wie die Franzosen. Die kleine Abhandlung Hrn. Travers ist sicher aus dem Leben gegriffen, und ist also um so charakteristischer, da sie die sich gegenüberstehenden Ansichten bezeichnet und schildert. Es ist dies der letzte Kampf des Obscurantismus in Frankreich, und es brauchte nur der Fortschritte der letzten sechs Jahre, um seinen Sieg unmöglich zu machen, da diese allwärts Männer, wie die in Falaise hervorgerufen haben. Daß aber ihr Kampf wieder nöthig geworden, ist ein Zeichen der Zeit, ein Fingerzeig für die

Zukunft, und erklärt denen, die eben in die Zukunft sehen, schon heute, was vielleicht erst in Jahrzehnten — und wenn auch erst in Jahrhunderten, Einerlei! — geschehen wird. Ihr werdet's sehen! —

Vire. Olivier Basselin. Le Houx.

Vire, den — August 1837.

Vire ist eine kleine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern an der Vire im Departement von Calvados. Sie war früher die Hauptstadt des Bocage. Die Umgebungen der Stadt, die auf einem Berge liegt, sind malerisch, die Vire und Virène, die sich hier vereinigen, bilden schöne, grüne, lebendige Thäler, in denen das Klappern der Papiermühlen und das geschäftige Leben der Tuchfabriken mit der Ruhe der gebüschreichen Berge abwechseln.

In dem alten Schlosse von Vire sind gegenwärtig die Bibliothek, das Hotel de ville, und auf dem Schloßhofe eine Fontaine, wo die Wäscher und Waschfrauen sich in Menge versammeln. Für Liebhaber ist das Alles merkwürdig genug. Ich habe leider mitunter mehr Ge-

schmack für das Geplapper der Wäscherinnen, als das gelehrte Gewäsche der Bibliotheken. Auch mit den Alterthümern geht's mir schlimm, und wenn sie zu Adams Zeiten gebaut wären, könnte ich theilnahmlos vorübergehen, sobald sie nicht eine Geschichte zu erzählen wissen, oder nicht etwa der alte Adam dort zuerst in den verbotenen Apfel gebissen, oder gar Cain den armen Teufel Abel todtgeschlagen hätte, und die Mauern davon in stiller Nacht flüsterten.

Die Tuchfabriken in der Umgegend gehören nicht gerade zu den besten, und verdienten einst sehr viel Geld, weil sie Tuch lieferten, das so schlecht war, daß keine andere Fabrik Frankreichs mit ihnen concurriren konnte. Sonst ist zwar das schlechte Tuch nicht sehr gesucht, und nur die Revolution konnte in ihrem plebejischen Stoicismus so weit gehen, das von Vire allen andern vorzuziehen. Die Republik war öconomisch und arm, und kaufte daher das wohlfeilste Tuch für ihre Soldaten. Die Virer führten der cisalpinischen Armee das Tuch zu, und so kamen die Sansculots zu Culots und das Virer Tuch zu dem Namen Cisalpins. Später aber, als die republikanische Einfachheit in den kaiserlichen Luxus überging, nahm der Tuchhandel in Vire wieder ab, da die Virer, einmal gewohnt, wohlfeile und schlechte Arbeit zu liefern, nicht gleich mit der neuen Mode Schritt halten wollten.

Der Menschenschlag ist in der ganzen untern Normandie, besonders in den kleinern Städten, sehr kräftig, und die Weiber meist schön. Diese beschäftigen sich mit häuslichen Arbeiten, und die Männer treiben beinahe allein den Feldbau. Deswegen sind denn die Frauen weniger von der Sonne verbrannt, und haben meist schöne Hände und Füße. In Vire sieht man beinahe nur schöne Frauen, oft blond, meist aber braun. Eine frische, gesunde Farbe, lebendige, sprechende Augen, ein schlanker Wuchs von mittler Größe, ein leichter Gang geben ihnen ein wahrhaft reizendes Ansehen. Aber sie sind nicht nur reizend von Gestalt, sondern auch meist heitern frischen Sinnes, unbefangen und geistreich im Gespräche, und tüchtige Haushälterinnen. Wie in Deutschland kennen sie den Stolz, mit dem die Wirthschafterin auf ihr Linnenzeug herabsieht, und wie dort ist dies ihre erste und letzte Sorge.

Doch scheinen sie auch von den Franzosen Einiges geerbt zu haben. Ihr Anzug ist gegenwärtig schlicht und reinlich, und ich gestehe, daß ich nicht mehr Modesucht und Coquetterie darin sah, als anderswo bei allen Frauen. Aber es scheint, daß sie nicht immer so gedacht und gehandelt haben müssen. In einer Geschichte ihres Landes und ihrer Stadt *) las ich: Ce que j'en dirai (des habits

*) Seguin Essai sur l'histoire de l'industrie du Bocage. Vire 1810. S. 238.

des femmes) seulement en general, c'est, qu'autant les femmes du passé etaient décentes et chastes, et se faissaient gloire d'ètre graves et modestes, autant celles du notre siécle mettent tout en qeuvre pour paraitre cyniques et voluptueuses. Nous ne sommes plus au temps ou les plus grandes dames se faissaient honneur de porter la cordélière. Leurs habillemens etaient aussi larges et fermes, que celui des femmes de nos jours sont ouverts et légers et d'une finesse que les formes du corps au moindre mouvemens se disinent de manière à ne laisser rien à ignorer. A peine se couvrent-elles le sein d'un voile transperant trésléger ou de je ne sais quelle palatine, qu'elles nomment point-a-jour, qui en couvrant tout ne cache rien; en sorte que si elles n'étalent pas tous leurs charmes à decouvert, c'est que les hommes les moins scrupuleux, qui se contentent de les persifler, en seroient revoltés tout-à-fait. D'ailleur c'est que ce n'est pas encor la mode; plusieurs poussent mème l'impudence jusqu'à venir dans nos temples sans coiffure, les cheveux herissés comme des furies..... Entſetzlich!

Apres avoir deshonnoré l'habit des femmes elles ont encor voulu prostituer celui des hommes. On les a vu adopter successivement les chapeaux, les redin-

gotes, les vestes, les gilets, les bottes, jusqu'aux boutons! —

Das ist fürchterlich! Der Zorn des Hrn. Seguin ist begreiflich. Sogar Knöpfe haben sie getragen, die Gotteslästerinnen. Plût à Deu, fährt der tapfere Bekämpfer der weiblichen Knöpfe fort, que les anciennes lois fussent encore en vigueur, ou ceux et celles qui portaient des habits indecents étaient obligés d'aller à Rome pour en obtenir l'absolution, que ne pouvait leur ètre accordée que par le souverain pontife. Ich zweifle stark, daß ihnen der souverain pontife jemals die Absolution ertheilt haben würde, wenn sie nicht vorher sich starke Fleischeszüchtigungen auferlegt hätten.

Aber die Virer nahmen die Bußpredigt sehr böse auf, und da Herr Seguin außer den Frauen auch die Fabrikanten angegriffen, und ihnen vorgeworfen hatte, daß sie schlechtes Tuch machten, so brach eines Morgens der Sturm gegen ihn los. Mann und Weib wollten den Verräther am Vaterlande greifen, und Herr Seguin hielt es für rathsam, wie Held Aeneas Fersengeld zu geben. Ich glaube, die Normannen und Normanninnen hätten ihm ohne Umstände allen sonstigen Hochverrath verziehen, aber die Weiber nach Rom schicken zu wollen, um Ablaß zu holen, und die Männer in die Schule zu ihren Nachbarn zu schicken, um die Tuchfabrikation zu lernen, das

war zu arg. Herr Seguin wurde nach kurzem Prozesse gehängt, der arme Mann! und nachdem er gehängt worden war, machte man ein Autodafé, und verbrannte den Ketzer, Alles in Ehren und Anstand, d. h. in Effigie Ich hätte diese gräßliche Emeute gar zu gern mit ansehen mögen. Die bei ihrem Heiligsten, ihren Ober- und Unterröcken angegriffenen Virerinnen mögen sich dabei sehr schön ausgenommen haben. Im Ganzen aber hätte ich den Virern diese gräßliche Geschichte kaum zugetraut, denn sie sind ein recht trauliches Völkchen, und wer weiß, ob die Sache nicht am Ende viel lustiger, als ernst war. Jedenfalls ist dies aber eine Bestätigung für die bei Caen schon bemerkte Volkseigenthümlichkeit der Unternormannen, die nicht erlauben, daß man in die innern Angelegenheiten ihres Hauses hineinsieht. Kehre Jeder vor seiner Thüre, ist ihr Grundsatz. Der germanische Individualismus zeigt sich bei ihnen in seinem grellsten Lichte, und Herr Seguin hatte gegen denselben schwer gesündigt, denn er hatte nicht nur über das, was Andere thun, gesprochen, sondern sogar geschrieben und drucken lassen, sage drucken lassen.

Ich habe mich zu kurze Zeit in Vire aufgehalten, um über das gesellschaftliche und volksthümliche Leben ausführlicher sein zu können; aber ein paar alte Virer Volkssänger haben uns in ihren Liedern für die Virer früherer

Zeit sprechende Denkmäler hinterlassen. Ich habe schon oft darauf aufmerksam gemacht, daß vor Zeiten die Normannen ein Sängervolk waren, daß sie noch jetzt in ihren Dichtern sich als solches bewähren. —

Olivier Basselin lebte in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Vire. Er besaß eine Wassermühle, aber er scheint sich wenig um das Wasser und die Mühle bekümmert zu haben, denn er war ein Sänger, und somit ein Wasserhasser. Dieser Haß ging so weit, daß die Mühle mit darunter litt, und seine Verwandten waren endlich gar gezwungen, den durstigen und lustigen Müller unter Vormundschaft stellen zu lassen, was ihm nicht gerade viel Kummer gemacht zu haben scheint. Basselin war einer der ersten Plebejer, der, nachdem die Priester in ihren Psalmen, und die Ritter in ihren Liebesliedern sich ein paar Jahrhunderte eine Art von Privilegium des Gesanges zu erhalten gewußt hatten, seine etwas rüde Stimme erhob. Seine Vorgänger hatten die ihnen zugefallenen Capitel der heiligen Maria, und der Herzensdonna so abgeleiert, daß es noth that, daß auch einmal Einer wieder ein lustiges Weinlied sang. Und Basselin sang:

Nous sommes armez comme il faut,
A l'arme! a l'assault, a l'assault!
Nous sommes armez comme il faut!
Chacun monstre ce quil sçait faire.

La trompette a sonné bien haut!
A l'arme! à l'assault, à l'assault!
La trompette a sonné bien haut.
Encor premier nous faut il boire
Nous sommes armez comme il faut,
Chascun monstre ce quil sait faire!

Nous en aurons le coeur plus chaud
A l'arme! à l'assault! à l'assault.
Nous en aurons le coeur plus chaud,
Et vaincrons mieux nos adversaires
Nous sommes armez comme il faut
Chascun monstre ce quil scait faire.

A un j'ai fait faire un beau sault,
A l'arme! à l'assault, à l'assault!
A un j'ai fait faire un beau sault
Vous en fairez en la manière.

Nous sommes armez comme il faut
Chascun monstre ce qu'il sait faire.

Das war ein Rundgesang und ein Trinklied aus einem Tone, der beinahe verschollen war, und in dem damals höchstens im gut verschlossenen Kloster ein lustiges Pfäfflein ein Lied anstimmte, und dann gleich die Hände faltete und in nomine Dei patris et filii — Amen! sprach, sobald ein Ungeweihter sich dem Heiligthume nåherte. Basselin aber sang das Lied am hellen Tage, lehrte es seine Nachbarn, und sie sangen mit ihm.

Daß er ein echter Zecher war, glaubt man ihm schon aufs Wort nach diesem kecken Sturmliede, mit dem er die

Flaschenburg und den bombenfesten Keller einnahm, und seine Mitkämpfer auf die Bresche trieb. Aber er selbst sagt uns, daß er das Ehrenzeichen des echten Trinkers trage, denn er besingt also seine Nase:

Quand mon nez deviendra de couleur rouge ou perse
(Je) Porteray les couleurs qui cherit ma maitresse
Le vin rend le teint beau!
Vaut il pas mieux avoir la couleur rouge et vive
Riche de beau rubis., que si pasle et chétive
Ainsi qu'un buveur d'eau.

Seine Lebensphilosophie und seine Politik besingt er ebenfalls im Liede.

He! qu'avons-nous affaire
Du Turc et du Sophy
Don! Don!
Pourvu que j'ai a boire
Des grandeurs je d'y fi
Don! Don!
Trinque seigneur le vin est bon
Hoc acuit ingenium.

Qui songe en vin ou vigne
Et un présage heureux
Don! Don!
Le vin à qui rechigne
Rend le coeur tout joyeur
Don! Don!
Trinque seigneur le vin est bon
Hoc acuit ingenium.

Meschant est qui le brouille
Je parle au taverniers
Don! Don!
Le breuvage à grenouille
Ne doit estre aux celliers
Don! Don!
Trinque seigneur le vin est bon
Hoc acuit ingenium.

Que ce vin on ne coupe
Ainçois qu'on boire net
Don! Don!
Je prie tout la troupe
De vider le godet.
Don! Don!
Trinque seigneur le vin est bon
Hoc acuit ingenium.

Nichts schreckte ihn von seiner Weinflasche zurück, und selbst als Vire belagert war, zog er, wie jener Philosoph des Alterthums, ungestört seine Kreise fort, und sang:

Tout à l'entour de nos remparts
Les ennemis sont en furie!
Sauvez nos tonneaux, je vous prie!
Prennez plustot de nous, soudarts
Tout ce dont vous aurez envie
Sauvez nos tonneaux, je vous prie.

Nous pourions apres en buvant,
Chasser notre melancholie.
Sauvez nos tonneaux, je vous prie,
L'ennemi qui est si devant,
Ne nous veut faire courtoisie
Vidons nos tonneaux, je vous prie.

Au moins s'il prend notre cité
Quil n'y trouve plus que lie
Vidons nos tonneaux, je vous prie,
Dussions nous marches de costé
Ce bons cildre n'espargons pas
Vidons nos tonneaux, je vous prie.

Seine Medizin war von derselben Art:

On dit quil (der Wein) nuit aux jeux, mais seront ils les maistres.
Le vin est guerison.
De mes maux; j'aime mieus perdre les deux fenetres
Que toute la maison.

Mitunter wurde er kecker, und machte sich dann über die Gelehrten lustig:

Certes: hoc vinum est bonus
Du mauvais latin ne nous chaille
Le bien congru n'estait ce jus
Et tout ne voudroit rien qui vaille,
Escolier j'apris que bon vin
Aide bien au mauvais latin.

Cette sentence pratiquant
De latin je n'appris guère
Y pensant estre assez sçavant
Puisque bon vin aimoy à boire.
Lorque mauvais vin on a bu,
Latin n'est bon, fust-il congru.

Fi du latin, parlons françaís
Je m'y recognay d'avantage
Je veux boire une bonne foi

Car voici un maistre breuvage,
Certes si j'en beuvay sauvant
Je deviendray fort eloquant.

Einmal gar wollte er in ein Kloster gehen und sang:

Helas on me verra gemir
N'en buvant à leur (seiner Freunde) souvenir
Mais pourroy-je point obtenir
Pour cet effet quelque dispence? —

Uebrigens war er bibelfest genug, um eine Catechismusprobe zu bestehen, wie er in seinem Sprüchlein über Adam beweist:

Adam, c'est chose très notoire
Ne nous eust mis en tel dangier
Si au lieu du fatal mangier
Je se fust plustost pris à boir.

Aber auch ein Liebeslied wollte er singen, der tapfere Zecher, und machte folgende Romanze:

En un gardin d'ombrage tout couvert,
Au chaud du jour ay trouvé Madeleine,
Qui près le pied d'un sycomore vert
Dormait au bord d'une claire fontaine:
Son lit estait de thym et margoleine
Son tetin frais n'estait pas bien caché
D'amour touché
Pour contempler sa beauté souveraine
Incontinent je m'en suis aproche.

Sus! sus qu'on se reveille
Voici vin exellent
Qui fait lever l'oreille
Il fait mal qui n'en prend.
Je n'eus pouvoir, si belle la voyant
De m'abstenir de baizotter sa bouche
Si bien qu'enfin la belle s'esveillant.
Me regardant avec un oeil farouche
Me dit ces mots: Biberons ne me touche
Tu n'est pas digne avec moi d'esprouver
Le jeu d'aimer
Belle fillette à son aize ne couche
Avec celui qui ne fait qu'yvrogner.
Sus! sus! qu'on se reveille
Voici vin exellent
Qui fait lever l'oreille
Il fait mal, qui n'en prend.
Je lui reponds: Ce n'est pas deshonneur
D'aimer le vin, une chose si bonne.
Vostre belle oeil entretient en chaleur
Et le bon vin en santé ma personne
Pour vous amer faut-il que j'abandonne
Le soin qu'on doit avoir de sa santé.
Fi de beauté
Que son amant de deplaisir guerdonne
Au lieu du bien quil avoit merité.
Sus! sus! qu'on se reveille
Voici vin exellent,
Qui fait lever l'oreille
Il fait mal, qui n'en prend.
J'aime bien mieux l'ombre d'un cabaret
Et du bouchon la taverne vineuse,
Que cil qui est en un beau jardinet.
La belle alors me respond dipiteuse

Tu ne m'est bon, cherche une autre aumoureuse.
Puisque par toy j'ay perdu mes amours
Toujours! Toujours.
Contre l'amour et le soif rigoureux
Que j' sois, bon viu, armé de ton secours.
Sus sus! qu'on se reveille.
Voici vin exellent,
Qui fait lever l'oreille
Il fait mal, qui n'en prend.

Noch ein paar Lieder schildern nicht nur noch klarer den frohen Trinker, sondern sind auch geeignet, uns von seinen poetischen Gaben — er lebte im 14. Jahrhundert — einen hohen Begriff zu geben.

Quand je suis sans verre et breuvaige
C'est sans coq un limacon,
Sans livrée c'est un plaige
C'est un ecolier sans lecon.

C'est un chasseur sans sa trompe,
Sans braguette un lansquenet
C'est un navire sans pompe
C'est un berger sans flageolet.

C'est un soudart sans panache,
C'est sans fifre un tambourin
C'est un charpentier sans hache,
C'est un orfevre sans burin.

Sans vin je perd contenance
C'est ce qui mieux me convient
Comme au cavalier sa lance
Et la baguette à un sergent.

Je vous anonce la guerre
Pour l'amour de mon amy
Qui voici dedans ce verre
Je ne boiroy point à demy.

J'ai encore à cheminer
Et faire une long traiete
Bon cildre entra à mon gozier
Mais avant que je t'y mette
Areste! Areste!
Se je boy
Dy (Dis) le moy
M'y troubleras tu point la teste?

Quiconque veult travailler
Fault tenir sa gorge nette
Et bien sauvant le mouiller
Mais avant que je t'y mette
Areste! Areste!
Se je boy
Dy le moy
M'y troubleras tu point la teste?

Bon cildre ceste le souci
D'un proces qui me tempeste
Quant tu passera par cy,
Mais avant que je t'y mette
Areste! Areste!
Se je boy
Dy le moy
M'y troubleras tu point la teste?

Il vaut pour l'amour des gens,
Ne fut ce qu'une gouttette

Boire puisque je le tiens
Mais avant que je t'y mette
Areste! Areste!
Car je croy
Se je boy
Que tu m'y troubleras la teste?

Boire autant de foi du bon
Qu'a de lettres nostre nom
Cela guarit nostre vie
De soin et melancolie.

J'en veuil avoir le coeur net
Versez donc dans ce godet,
Sur ce cildre d'exellence
J'en voy faire l'experience.

Mon nom est trop court vraiment
Veu ce breuvaige exellent,
J'y voudrais bien encore mettre
A tout le nom une lettre.

Se le boire n'est pas bon,
Jean simplement j'aurais nom,
Mais se c'est breuvaige idoyne
Mon nom sera Marc Antoine.

Ich denke, daß diese Lieder in ihrer Art keinem Trinkliederdichter alter und neuer Zeit Schande machen würden. Sie sind voll so innerlichen Durstes und fließen aus einem mit wahrer Weinsehnsucht so gefüllten Herzen, daß sie Einem das Wasser in den Mund treiben. Der ehrliche

Zecher war in allem Ernste in seine Flasche verliebt, und seufzte: O! le bon vin! wie früher die Ritter seufzten: O ma dame belle!

Wenn die deutschen Studenten nicht sehr nüchtern geworden wären, so müßte für sie Basselin ein wahrer Fund, ein Schatz sein. Das letzte, so wie mehrere der obigen Lieder zeigen, daß er wie ein deutscher Student von altem Schrot und Korn aus dem Trinken ein Spiel machte, und das Lied ihm nur die Musik war, die zum Tranke den Takt angab und aufspielte. An ein paar anderen Stellen glaubte ich wirklich die alte schöne Studentenzeit, in der wir sangen:

Noa war ein braver Mann ꝛc.

sich vor mir erneuern zu sehen, denn Basselin singt:

Que Noë fust un patriarche digne
Car ce fust lui que nous planta la vigne
Et but premier le jus de son raizein
O! le bon vin!

Und weiter:

Puisque Noë un si saint personaige
De boir bien nous a apris l'uzaige
Je boiroy tout. Fay comme moi voizin
O! le bon vin!

Und wieder erinnerte mich der tapfere Sänger an die Tage des Heidelberger Schloßes, denn er singt:

Je suis ne Bas-Normand, mais ma bouche aviné
Diet estre d'Orleans.

was wir damals wörtlich übersetzten:

N. N. an der Elster Strand,
Ist mein Vaterland,
Aber meine Kehle,
Ist zu Haus am Rhein,
Durstet nur nach Wein!

Ich kam beinahe in Versuchung, dem guten Basselin ein Plagiat vorzuwerfen, um die Ehre des deutschen Studenten, der zuerst dies Lied sang, zu retten. Aber magna ingenia conspirunt sagte vor Zeiten mein Hr. Präceptor.

Die Lieder Basselins sind schon in litterarischer Beziehung merkwürdig genug. Sie stammen aus einer Zeit, wo sie ein wahrer Fortschritt waren. Basselin ist der Schöpfer des Weinliedes in Frankreich, und überdies der Vater des Veaudevilles, der Urahne Hrn. Scribes. Basselin nannte seine Lieder nach dem Orte, wo er sie sang Veaudevirs, woraus dann mit der Zeit Veaudevilles entstanden ist. Andere behaupten dagegen, daß die Veaudevilles viel älter seien, und der Name von voix des villes herkomme; die Mehrzahl der französischen Litteratoren dagegen macht Basselin seine Vaterschaft nicht streitig. Ich überlasse diese Controverse abermals den Gelehrten, denn diese sind eben gewohnt, über des Kaisers Bart zu zanken; nur mache ich darauf aufmerksam, daß es mir mit diesen Veaudevirs nicht gar zu schwer fallen sollte, die

Veaudevilles der Franzosen, diese ächtfranzösische Branche ihrer Litteratur, ihnen als aus einer aus germanischen Ländern eingeführten Gewohnheit entstanden, als zuerst mit deutschdurstiger Kehle gesungen, streitig zu machen.

In Bezug auf den Volkscharacter der alten Normannen aber sind diese Gedichte ebenfalls von hoher Bedeutung. Basselin war ein Mann des Volkes, und aus dem Volke hervorgegangen sang er demselben seine Gedichte vor. Die Mehrzahl seiner Lieder sind Tafel- und Rundgesänge, bei denen die ganze Gesellschaft mitsang und mittrank. Man sieht dies den meisten Liedern auf den ersten Blick an. In dem Folgenden tritt dieser Volksgebrauch klarer hervor:

C'est assez! troupe honorable
De ces gentils chants virois
Il faut se lever de table
Le reste en une autre foi.
    Car peut-estre
    Que le maistre
Qui nous assemble céans
    N'ose dire
    Le martyre
Et le mal que luy font les dents.
Sauvant incommodité
Provient d'avoir trop chanté.

Mais il est trop volontaire
Pour avoir le coeur marry

D'avoir vu la bonne chère
Que nous avons fait chez lui
Monsieur l'hoste
Voyez j'oste
Mon bonnet honestement
On me prie
Que je die
Qu'on vous rend grace humblement
Mais si le vin reste au pot
Sommes encore de l'écot.

Faites en laver la bouche
A quelques uns d'entre nous
Avant qu'un varlet y touche,
Puisque tant depend de nous,
Je ne curé
Je vous jure
Jamais ma bouche autrement
Nostre hostesse
Je vous laisse
Mille mercis en payement
Cecy serait esventé
J'en boy a vostre santé.

J'ai ouy dire a ma grande mère,
Toujours des vieux on aprend,
Que de la goute dernière
La bonne chère depend
Bonne femme
Que ton ame
Puisse estre au ciel en repos!
J'ay envie
Si j'ai vie

D'ensuivre bien tes propos
Quand sur le bons vin je suis
J'en laisse moins que je puis.

Ein alter Romancier jener Zeit, Jean le Chapelain, sagt über die Gewohnheit der Tafellieder in der Normandie:

Usaige est en Normandie
Que qui hebergiez est quil die
Fable ou chanson a son hoste,

und beweist hierdurch, daß Basselin nicht der einzige Sänger des Volkes war, daß jeder Gast seinem Wirthe ein Lied vorsang, oder eine Geschichte erzählte, was uns dann wieder auf die Sitten und Gebräuche des Nordens zurückführt. Aber schon der Umstand, daß wir die Lieder noch Heute besitzen, ist der schlagendste Beweis für die Sangeslust der alten Normannen, der Beweis dafür, daß die Lieder des durstigen Weinsängers der Normandie von den Normannen adoptirt und durch sie über die Zeit und die Ereignisse hinaus getragen wurden. Erst ein Jahrhundert später schrieb sie ein Landsmann Basselins, und sein Nachfolger im Priesteramte des Weingottes, Jean Le Houx von Vire, aus dem Munde des Volkes auf.

Le Houx war ein eben so tapferer Wasserhasser wie Basselin selbst:

L'eau ne fait que mal au ventre
Quel bien fait elle aux gosiers
Que ne fait pas aux souliers
Et bottes, quand elle y entre.

Er war Advocat, und wie Basselin seine Mühle so überließ er seine Schreibstube ihrem Geschicke, um ungestört trinken und singen zu können. Aber wenn Basselin nur mit seinen Verwandten und weltlichen Vormündern zu thun bekam, so gings dem armen Advocaten viel schlimmer. Die geistlichen Vormünder des Volkes nahmen ein Aergerniß an seinen Liedern, sie sahen darin einen Eingriff in ihre Privilegien, und verurtheilten dieselben zum Feuertode — die armen durstigen Dinger! — und den Dichter zu einer Pilgerfahrt nach Rom, um dort Ablaß für die gräßliche Todsünde zu erlangen. Was nur der Hr. Seguin dazu sagen mag?

Le Houx hatte versucht, seine Lieder durch ein Lied zu vertheidigen. Er sang:

On les a censurez
Les pauvres voux-de-vires;
Un tas des rechingez
Ne cessent de medire.
Veulent ces morfondus
Nous empecher de rire
Il font les entendus
Et ne peuvent rien dire.

Qui joyeux et gaillard
Chantant ne boit du pire
Vaud mieux qu'un vieux mulard
Qui toujours est en ire
C'est du vin des ceans
Que vous voyez reluire
Gage qu'il est dedans
Pourvu que je le tire.

Und weiter:

Douces chansons, a tort on vous blasonne
Beaux airs pour boire, à qui fait vous mal?
En collaudant un breuvage loyal
On ne fait tort n'y dommage a personne.

Die Geistlichkeit aber verdammte ihn trotz und wegen der Vertheidigung, und der durstige Sänger, ein frommer Christ, nahm den Pilgerstab, und zog nach Rom. Aber er konnte seine durstige Kehle, und selbst seine Liederlust nicht zu Hause lassen. Selbst unter Wegs sang er:

Voicy tous gens du courage
Les quels s'en vont en voyage
Jusque par delà des monts,
Faire ce pelerinage
Tous boire nous ne pourrons.
Que la bouteille on n' oublie!
En regrettant Normandie,
A l'ombre nous nous seoirons,
Si le chemin nous ennuye
L'un a l'autre nous boirons.

Beuvons! desja je me lasse
Un chascun sa calabasse
Remplira, par ces chemins
En disant: Donnez de grace
A boir à ces pelerins.
Compagnon vide la tienne
Ainsi que j'ai fait la mienne!
Quelque chance nous viendra.
Mais que la soif nous reprenne
Qui nos flacons remplira?

Er war ein unverbesserlicher Sünder, und ich begreife nicht, wie man ihm die Absolution ertheilen konnte. So viel ist gewiß, daß er sich nicht bekehrte, denn nach seiner Rückkunft ins Vaterland sang er im frommen Ton, der alte Sünder:

Tous ces vers biberons ne veulx desavouer
Advortons que j'ai faits en majeure allegresse
Quoique je n'eusse lors une ame beuvresse,
Mais on fait sauvant mal en se pensent jouer.
Je crains que quelques uns ne veulent en user
Pour servir de pretexte à leur jurmand vie
Ces vers ne pecheront, mais bien l'ivrognerie
Car de tout autre chose on peut bien abuser.
Je retracte pourtant les chansons qui fairont
Scandale aux scrupuleux, et qui, sans les redire,
Un chascun les censure et bannisse de Vire
Blasmant avec l'auteur ceux qui les chanteront.
Moi même j'en ai honte avec un repentir
Je vouldray que jamais elles n'eussent prie vie,
Mais elles ont deja embue la patrie
Malgré moy on les chante et me faut le soufrir.

Je ne laisseray pas de hanter mes amis,
Sans faire toutes foi exces sur le breuvage
Contre le mauvais temps leur donnant bon courage
Et le souhaitant tel comme il etait jadis.
Je vay boire autant pour finir ces chansons,
Lesquels ne sont pas au gré de tout le monde
Mais quel dommage en a tout homme que en gronde
Si sans haine et sans mal nous nous rejouissons.

Wahrlich der Fuchs verliert die Haare, aber niemals seine Finten.

Ich war nie ein Freund der Herrschaft der Kapuze, aber seit ich weiß, daß sie in der Normandie selbst die unschuldigen Lieder Basselins und seines Nachfolgers nicht ruhig ließ, sie verfolgte und verbrannte und verketzerte, könnte ich beinahe dem tapfern Luther alle seine Sünden, ohne selbst von ihm eine Bußfahrt nach Rom zu verlangen, verzeihen, denn er sang wenigstens, und zwar:

Wer nicht liebt Lied, Lieb und Gesang,
Bleibt ein Narr sein Lebenlang.

Flers.

Fünf Stunden von Vire, zwischen Vire und Argentan liegt ein Flecken: Flers (Dep. d l'Orne). Nahe bei demselben ist ein Gehölze und in diesem ein Teich, oder wenn man so will ein kleiner See. Der Ort ist stille und feierlich, hohe Bäume beschatten den See und geben dem Wasser ein ungewöhnlich ernstes Ansehen. Die Ruhe aber, die hier herrscht, ist schauerlich genug, und so erklärt es sich, daß ein poetisches Volk hier nicht gedankenlos vorübergehen konnte.

„Vor vielen, vielen Jahren stand hier ein Kloster, von einem frommen Manne zur Buße seiner Sünden gestiftet, und die ganze Umgegend pilgerte zur Capelle des Klosters, um sich an den frommen Predigten der ersten Mönche zu erbauen. Aber das Kloster wurde reich, und die Mönche ließen ab von ihrer strengen Regel, und

wo früher Demuth, Armuth und Keuschheit geherrscht hatten, herrschten bald Stolz, Ueppigkeit und Ausschweifungen. Die Mönche verführten die Weiber und Töchter der Bauern der Umgegend, und da sie eben reich waren, und alles im Ueberflusse hatten, so wußten sie den Einfluß und das Ansehen, die ihnen ihr Amt gab, noch durch Bestechungen zu vermehren. Das Kloster wurde zu einem Pallaste, und anstatt der Gebete hörte man die ganze Nacht hindurch nur die tollsten Tafelgesänge; die Lieder der tapfern Zecher und der Juchheiruf der trunknen Mönche und Weiber hatten die Metten vertrieben."

„So kam die Christnacht heran. Und auch selbst in dieser setzten sie nicht aus, und schwelgten, wie sie nachtnächtlich gewohnt waren. Da verkündete die Uhr Mitternacht, und die Glocken, die sonst stets um diese Stunde die ganze Umgegend zur Messe herbeiriefen, begannen von selbst zu läuten; denn der Bruder Glöckner war wie die Uebrigen berauscht, und hatte sein Amt versäumt. Aber die versammelten Mönche ahneten nicht, daß ein Engel ihre Armesündeglocke läute, und sie zum letzten Male zur Buße auffordere. Einer der tollsten Mönche aber, ein halbnacktes Weib im Arme, ergriff, als er die Glocke vernahm, sein Glas, und rief: Hört Ihr die Meßglocke, Ihr Brüder und Schwestern? Christ ist gebo-

ren, dies Glas auf sein Wohl!" Und alle stimmten in Jubel mit ein, und stießen die Gläser zusammen, und riefen: „Christ ist geboren. Auf sein Wohl!"

„Aber keiner von ihnen hatte Zeit zu trinken; denn in demselben Augenblicke entstand ein furchtbarer Sturm, mit einem Schlage schmetterte der Blitz das ganze Kloster tief in den Erdboden hinein, und an der Stelle, wo es gestanden, sahen die Bauern der Umgegend, die durch das Läuten der Glocken zur Mitternachtmesse herbeigerufen worden waren, den bodenlosen See, aus dem die Glocken noch bis zum Schlage ein Uhr hinauf tönten."

So die Alten der Umgegend von Flers. „Jahr für Jahr," setzte der Erzähler, dem ich dies nachschreibe, hinzu: „hört man noch heute in der Christnacht die Glocken läuten, denn das ist die Strafe der Mönche, daß sie unten die Höllenqualen erleiden, und nur die Stunde während der Christnacht, während sie die Glocken läuten, ihre Qual unterbrochen wird, um, nachdem die Glocke schweigt, wieder zu beginnen."

Die Alten behaupten, die Glocken gehört, oder doch Leute gekannt zu haben, die sie gehört haben. Die Poesie des Volkes, die Ausschweifungen der Mönche im Allgemeinen, ein Erdbeben, eine kleine Erdrevolution sind wohl die Quelle der Sage, die einst einen moralischen, und heute noch einen poetischen Werth hat. —

Evreux.

Die Geschichte von Evreux hat ein paar Momente, die lehrreich genug sind, um sie nicht zu übergehen. Hier wurde Witmond, später Mönch im Kloster zu Croix St. Leufrog, geboren, derselbe, der vor dem allgewaltigen Wilhelm, dem Eroberer, sich nicht scheute, die ernste Wahrheit zu sagen. Wilhelm ließ ihn nach England kommen. Aber Witmond verweigerte den Stab und die Inful, und sagte: „Deine Eroberung ist ein Raub, und ich will keinen Theil an demselben haben. Das Blut, das er gekostet, lastet auf dir, wie das eines Unschuldigen auf dem Mörder, und ich will meine Hände rein davon erhalten." Es ist wohlthuend, in jener Zeit der Rohheit, wo selbst der Pfaffe das Schwerdt umschnallte, um an der Beute mit Theil zu haben, einmal einem Manne zu begegnen, der das Treiben des Gewaltigsten der Gewalti-

gen mit dem rechten Namen bezeichnet; aber es ist wehethuend, wenn man diese Stimme für eine in der Wüste erkennen muß, und wenn noch heute der Unsinn so mächtig ist, daß man nur selten aus den Mißklängen einen Ton des Menschenverstandes hervorhört. — In den Staub, Ihr Geistesarme, es zieht eine Gottesgeißel, eine Pest vorüber. Betet an!

Es ist sehr bequem, mit den Hunden zu bellen, wenn man ein Hund, oder auch nur gut abgerichtet ist.

Wilhelm, der Eroberer, war sich selbst klarer, als Alle, die sich vor seinem Schatten beugen, denn er erklärte: „der Pfaffe hat Recht!" — und er war wirklich groß genug, ihm seine strenge Sprache zu verzeihen, und sich geduldig einen Räuber nennen zu lassen. Wenn Witmond ihn einen Bastard genannt hätte, so würde er wie die Besatzung, die ihm einst Pel! Pel! zurief, diese furchtbare Beleidigung mit seinem Blute gesühnt haben. Aber ein Räuber war ihm nicht des Redens werth. Er wollte den kecken Mönch gar zum Erzbischofe von Rouen ernennen lassen. Die Pfaffen und die Ritter aber dachten anders, und sie wußten, daß ein Mann, der den Eroberer nicht fürchte, sie selbst nicht schonen werde, und so wurde er nicht gewählt.

Als später die Normandie von den Engländern wieder erobert worden war, hatte in Evreux und in der Um-

gegend das Volk oft Gelegenheit, seine Abneigung gegen die neuen Eroberer, und seine Anhänglichkeit an sein neues, wohl auch sein natürlicheres Vaterland zu zeigen. Evreux selbst wurde (1441 unter Carl VII.) mit Hülfe zweier Fischer erobert, die in der Nacht die französischen Krieger bis unter die Mauern der Stadt führten, und ihnen hier die Mittel verschafften, dieselben zu besteigen. Von hier aus nahm ein paar Jahre später (1447) der Bailly von Evreux Floques die Stadt und die Burg von Pont-de-Larche. Und hier abermals ist es ein Mann aus dem Volke, der den Rittern und Soldaten den Weg in die Burg und in die Stadt bahnt. Ein Krämer der Umgegend, der, so oft er mit seiner Karre nach Rouen fuhr, in Pont-de-Larche vorsprach, beredete sich mit Floques; und eines Morgens, als er frühe den Thorwächter aufforderte, ihm das Thor zu öffnen, und dieser, ihn erkennend, ihn wirklich einließ, beschäftigte er denselben, bis die nahen französischen Krieger herbeikamen. Eine englische Wache, die, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, das Thor schließen wollte, fiel unter der Axt des Krämers. — Verneuil, ebenfalls in der Umgegend von Evreux, wurde durch einen Müller den Engländern entrissen. Ein englischer Soldat hatte ihn beleidigt. Er ging zu Floques und erbot sich, ihm die Stadt in die Hände zu spielen. Er führte Floques Nachts bis zu sei-

ner Mühle auf der Stadtmauer, und als die Engländer, nachdem die Stadt erobert war, die Burg noch hielten, war es wieder dieser Müller, der ihnen das Wasser abgrub, und sie so zur Uebergabe zwang.

Ueberall zeigt sich hier die sich regende Selbstständigkeit des Volkes, das keine Fremdenherrschaft mehr ertragen wollte, und das die Ritter bei der Vertreibung der Ausländer so zu sagen ins Schleptau nahm.

Bei einer andern Gelegenheit, ungefähr um dieselbe Zeit, zeigte sich das Volk nicht weniger kräftig gegen seine eignen Beherrscher. Evreux war der Sitz eines mächtigen Bischofs, und da sich allmählig der Geist der Reform zu regen begann, und man gegen dieselbe noch kein besseres Mittel gefunden hatte, als Scheiterhaufen, und durch sie erzwungenes Schweigen, so führte der Bischof von Evreux nach dem Beispiele seiner italienischen und spanischen Freunde 1450 die Inquisition ein. Aber nur kurze Zeit dauerte ihre Herrschaft. Der Normanne war gewohnt, sein Recht am hellen Tageslichte sprechen zu hören, und die im Dunkeln schleichenden Richter der heiligen Gerechtigkeit waren ihm ein Abscheu. Es genügte, sich über diese neue Art zu richten offen und frei auszusprechen, um sie zu zerstören. Nicht einmal ein Aufstand war dazu nothwendig. Die öffentliche Meinung ist ein Medusenhaupt, das die Feinde, ohne sie zu

der homoiopathische Reformator von Evreux mußte sich sogar bei ihnen gegen die Anklage, daß er ein Anhänger des Calvinismus, vertheidigen.

Die Bewohner von Evreux waren so gute Katholiken, daß sie sich mit den Bauern der Umgegend für die Ligue bewaffneten, und die benachbarten, anders denkenden Städte zwangen, liguistische Besatzungen anzunehmen, bis endlich der Marchal Biron für Heinrich IV. Evreux selbst nach kurzer Belagerung besetzte. Die Schlacht bei Ivry, die das Geschick Frankreichs entschied, und an die Dynastie Heinrich IV. fesselte, (14 März 1591) fand nahe bei Evreux statt.

Unser Homoiopath-Reformator war der Ligue treu geblieben, und flüchtete, als Heinrichs Soldaten seinen Bischofssitz eingenommen hatten. Er scheint bis auf den letzten Athemzug ein unerbittlicher Feind dieses vielbelobten Fürsten, der erst eine Messe gegen eine Krone, und dann eine Krone gegen eine Messe eingehandelt hatte, geblieben zu sein; denn wir sehen ihn selbst in seinem christlichen Zorne als einen Vertheidiger des Königsmordes auftreten. Seine Vertheidigungsschrift muß in irgend einer Bibliothek von London vorräthig sein, wenn der Geschichtschreiber von Evreux, dem ich diese Thatsache nach-

erzähle, gut berichtet war, und es müßte interessant sein, die Gründe des frommen Bischofs zur Vertheidigung einer Schandthat, (und was könnten und was haben die frommen Herren nicht Alles bewiesen) zu lesen. Aber wenn ein Bischof die That vertheidigen, so ist es nicht mehr so gar unwahrscheinlich, daß ein Jesuit sie begehen konnte. Claude de Saincte aber wurde zu Caen verhaftet, zu Rouen zum Tode verurtheilt, zu Paris zum Leben in einem Gefängnisse begnadigt, und saß diese Begnadigung zu Crève-Coeur bei Lissieux ab.

Sein Nachfolger war Jacques David de Perron, derselbe, der Heinrich IV. bekehrt hat. Perron war ganz dazu gemacht, denn er war selbst früher Protestant gewesen, und später Katholik geworden. Er mußte sich auf's Bekehren und Umkehren verstehen. Aber eine Anecdote beweist noch mehr, daß er vom Herrn dazu berufen war. Eines Tages bewies er dem Könige Heinrich III. mit den schlagendsten Gründen, die man nur vorbringen kann, daß es einen Gott gebe. Alle Anwesenden waren erbaut und erfreut ob der schönen Rede des geistreichen Glaubenden. Und dieser sagte: Sire! j'ai prouvé aujourd'hui, quil y a un Dieu; demain, s'il plait à votre Majesté me donner encore audience, je vous prouve-

rai par raisons aussi bonnes, quil n'y en a point de tout*). Vor einem solchen Logiker konnten wahrlich die Scrupel des tapfern und galanten Heinrich IV. nicht Stich halten, und so erklärt sich das Sprüchlein: Paris vaut bien une messe, das der fromme Perron wahrscheinlich zum Texte seiner Catechisation gemacht hatte. Er wurde zum Bischof von Evreux ernannt, nachdem er vorher in Rom die Absolution Heinrichs IV. bewirkt hatte.

Ich könnte noch mancherlei von Evreux erzählen, noch die Verbrennungsgeschichte eines Ketzers, eine wunderbare Besessenheitsgeschichte, bei der alle Nonnen eines Klosters in Evreux in ihrer übernatürlichen Narrheit mit den Herren Pastoren der Umgegend ganz andern Zeitvertreib haben wollten, als den Rosenkranz zu beten, und die mit dem Todesurtheile eines der Hrn. Pastores, der Gefangenschaft der Frau Priorin, und dem Verbrennen des Prozesses — um kein Aergerniß zu geben — endigte. Aber ich denke, es ist genug.

Nur noch ein paar Worte über den Volkscharakter. Eine ächt bassenormannische Anektode, die man in einem

*) Journal du Regne de Heinry III. 1583 p. 668.

alten Chroniken-Manuscripte liest, soll mich des Weitern überheben. Eines Tages arbeitete ein rüstiger Bauer aus der Umgegend von Evreux auf dem Felde in Sturm und Regen, und kam endlich Abends naß bis auf's Hemde und müde von der Arbeit nach Hause. Schon an der Hausthüre begegnete er seiner treuen Frau, die zu Hause geblieben war, und sie bat: „Lieb Männchen, es regnet gar sehr, deswegen habe ich kein Wasser holen, und so noch keine Suppe kochen können. Du bist doch einmal naß, und thust mir daher wohl den Gefallen, ein paar Eimer Wasser zu holen, das wird dich nicht nasser machen.“ Das Argument war schlagend, und so nahm der Mann die Eimer und holte Wasser am fernen Brunnen. Wieder zu Hause angekommen, fand er seine Frau am warmen Herde, nahm beide Eimer und goß das Wasser von Oben herab über seine Ehehälfte. „So, lieb Weibchen! da du jetzt naß bist, wie ich, so kannst du eben so gut ein paar Eimer Wasser holen, du wirst dadurch nicht nasser werden.“ Da man einmal die Geschichte für lustig genug gehalten hat, um sie aufzuzeichnen, so habe ich sie ebenfalls für merkwürdig genug gehalten, sie wiederzugeben. Sie ist überdies ein Beweis für die in der untern Normandie herrschende Sitte, nach der die Weiber der Ackerer nur selten sich mit dem Feldbau beschäftigen, und zu

Hause bleiben, während die Männer draußen arbeiten. Dann aber enthält sie eine gar schöne Lehre für Mann und Weib, und verdient, daß man darunter schreibt: Merkts Euch! —

III.

Die Seine.

Die Seine.

Bernardin de St. Pierre war ein ächter Normanne. Er konnte die Schönheiten seines Vaterlandes nicht sehen, ohne ihnen ein neues Leben zu geben. Der Berg, der Fluß, der Baum waren ihm mehr, als ein Berg, ein Fluß, ein Baum; sein Herz fühlte, was sein Auge sah; er verstand die Sprache der Natur, und sie erzählte ihm:

„Die Tochter des Bacchus, die Seine, eine Nymphe der Ceres, war der Göttin der Früchte nach Gallien gefolgt, als sie Proserpina in allen Weltgegenden suchte. Als die Ceres ihren Zug beendigt hatte, bat die Seine sie, ihr zum Lohne ihrer Dienste jene Wiesen, die Ihr dort vor Euch sehet, zu schenken. Die Göttin willigte ein, und gab der Tochter des Bacchus zugleich die Macht, wohin sie ihren Fuß setze, Früchte und Korn wachsen zu machen. Sie ließ also die Seine an jenen Ufern, und gab ihr zum Gefolge und zu Gespielinnen mehre Nymphen, und unter

andern die Heve, die, da Ceres befürchtete, daß der Gott des Meeres einst die Seine, wie ihre Tochter Proserpine der Gott der Unterwelt, entführen könne, sie bewachen sollte."

„Eines Tages, als Seine auf dem Sande spielte, Muscheln suchte, und in Lust und Freude, jubelnd und schäkernd vor den Wellen, die bald ihren Fuß näßten, bald bis zum Knie hinaufstiegen, floh, bemerkte Heve, ihre Gefährtin, in den Wogen das weiße Haar, das purpurne Gesicht und den blauen Mantel Neptuns. Der Gott der Meere kam von den Orkaden nach einem Erdbeben und durchzog den Ocean, um mit seinem Dreizack zu untersuchen, ob dessen Fundamente keinen Schaden gelitten. Bei seinem Anblicke stieß Heve einen Schrei aus, um Seine von der ihr drohenden Gefahr zu benachrichtigen, und diese floh augenblicklich auf die Wiesen. Aber der Gott hatte die Nymphe der Ceres bemerkt, und trieb seine Meerrosse an, ihr nachzueilen. Schon war er nahe genug, um seine Arme nach ihr auszustrecken, als Seine die Hülfe ihres Vaters Bacchus und ihrer Gebieterin Ceres anrief. Diese und jener erhörten sie. Und in dem Augenblicke, wo Neptun sie erfaßte, zerfloß der Leib der Nymphe in Wasser. Ihr Schleier und ihre grünen Gewänder, mit denen der Wind spielte, wurden zu smaragdfarbenen Wellen. Sie ward in einen Fluß verwan-

delt, dem es noch heute eine Lust ist, die Gegenden zu durchziehen, die er einst als Nymphe belebte. Aber das Bewundernswertheste hierbei ist, daß Neptun trotz der Verwandlung nicht aufgehört hat, in sie verliebt zu sein; wie man sagt, daß der Fluß Alphée noch immer seine stille Liebe zu der Quelle Arethusa bewahrt. Aber wenn der Gott des Meeres noch immer in Liebe zur Seine glüht, so ist die Seine in ihrer Abneigung gegen ihn eben so beharrlich geblieben. Zweimal des Tages verfolgt er sie brausend und schnaubend, und jedesmal flüchtet die Seine in die Wiesen, gegen die natürliche Strömung der Flüsse ihrer Quelle zueilend. Und zu jeder Zeit hielt sie ihre grünen Wellen von den azurblauen Neptuns geschieden."

„Heve starb aus Kummer, und man errichtete ihr am Ufer ein Grabmal aus weißen und schwarzen Steinen. Es ist dies der zerrissene Fels, der noch heute den Namen der Heve führt, und der ein Echo hat, um die Schiffer vor Gefahr zu bewahren, wie sie vor Zeiten die Nymphe der Ceres von der sie bedrohenden Gefahr benachrichtigte."

„Die übrigen Gespielinnen der Seine wurden, wie sie, an den verschiedenen Orten, wo sie auf ihrer Flucht still standen, verwandelt, und sind heute die Aube, die Yonne, die Marne, die Oise, die Andille, und alle an-

dere Flüsse, die ihren Tribut, ihrer alten Gebieterin huldigend, der Seine zahlen."

„Amphitrite ließ, als sie diese Unglücksbotschaft erhielt, mehre Golfe schaffen, in der Absicht, daß sie sichere Häfen gegen den Zorn ihres untreuen Gemahls sein sollten; diese sind denn heute die verschiedenen, vom Meere bis nach Rouen den Schiffern ein Asyl bietenden Häfen."

Das von der Natur und ihren Schönheiten angeregte Gemüth Bernardin's de St. Pierre, und seine lebendige Phantasie zeigen sich in dieser Idylle. Charles Nodier ist ein sehr spiritueller Pariser, und er versuchte in seiner Art die Dichtung Bernardin's de St. Pierre fortzusetzen.

„Kurze Zeit nachher," fährt er fort, „wurde Friga, die schöne Thetis Galliens, eifersüchtig, als sie sah, daß Liosne, die celtische Venus, den Apfel, der der Preis der Schönheit war, erlangte, ohne daß sie selbst als Mitbewerberin berufen worden war. Sie beschloß, Rache zu nehmen. Eines Tages, als Liosne sich der Seine genähert hatte, und die Wiesen besuchte, die jene durchzieht, entwendete ihr Friga den Apfel, den jene auf einen Fels gelegt hatte, und säete die Kerne in den umliegenden Gegenden, um ihren Sieg zu verewigen. Daher kommen die zahllosen Apfelbäume, die hier im Lande wachsen, und

vielleicht auch der Geist der Chikane, der, wie man sagt, unter den Bewohnern die Processe verewigt." Der Witz ist hier fein genug, nur paßt er nicht hinter der einfach schönen Idylle Bernardin's de St. Pierre, und ich stelle ihn nur hierher, um eben den Gegensatz zu zeigen. Es wundert mich, daß Herr Ch. Nodier diese Mythe nicht benutzt hat, um etwa in ihr auch die Andeutungen der Raubzüge der Normannen zu finden, die dem alten Neptun etwas abgelernt zu haben scheinen, und jedenfalls zu Gegenfüßlern der Griechen vor Troja hätten werden können. Ueberdies wäre das ein ganz guter Uebergang in die neuere Geschichte der Seine gewesen.

Die Geschichte der Seine? Warum sollte nicht ein Strom so gut seine Geschichte haben, als das Land, das ihn umgiebt, als die Ruinen jenes zerfallenen Klosters, jenes verlassenen Schlosses, über deren Steine man große Bücher schreibt, als jenes ärmliche Dorf, das nur den Ruhm hat, einst eine Stadt gewesen zu sein. Es giebt Ströme, deren Geschichte lehrreicher, als die der größten Hauptstädte der Welt wäre. Die Nymphen des Euphrat, des Tiger und des Nils würden die alte Geschichte erzählen, die der Tiber die mittlere, und die des Rheins und der Seine die neueste.

An der Seine fließen die Römer, die Gallier und die Sachsen, dann die Franken und die Normannen, und

endlich die Engländer und Franzosen auf einander, und ihre Wellen rötheten sich, so oft seit Jahrhunderten sich das Geschick der Völker entschied. Sie sah die Herrschaft des Schwertes; die Scheiterhaufen der Inquisition warfen ihre Flammen auf dieselbe; sie hörte das Volk seufzen, als es von der Geistlichkeit mißbraucht, von den Rittern mißhandelt, ausgesaugt und geschändet wurde; sie weiß von der Geschichte der Hugenotten, der Ligue und der Fronde zu erzählen; sie sah das eitle Treiben eines Ludwig XIV., die Schmach eines Ludwig XV., und war Zeuge des losgebrochenen Sturmes, als ein Volk seine Ketten sprengte, und mit denselben im Zorne seinen Wächtern das Haupt zerschmetterte.

Aber sie kennt auch andere Geschichten. Sie würde zur Abwechslung von den reichen Flotten sprechen, die der rüstige Kaufmann mit den Früchten des Landes und dem Schweiße der Arbeiter belastet, und in die Weite sendet. Und dann würde sie von den Spielen der Knaben und Mädchen an ihren Ufern, und von den Liebenden, die nächtlich ihre Wellen durchsegelt, Geschichten erzählen, die uns den strengen Ernst der Weltereignisse auf Augenblicke vergessen machten, und uns von dem Schauplatze des Kampfes in das Eden der Freude versetzten.

Wer die Sprache versteht, kann dies Alles in einer

stillen Nacht aus dem Rauschen der Wellen sich übersetzen. Aber selbst wem diese Sprache ein Räthsel ohne Schlüssel, der ahnet wenigstens in einer schönen Gegend, an einem Strome, dessen Ufer bald der steile Fels, bald ein terrassenartiger Berggarten, bald eine üppige Wiese und hin- und herwogende Fruchtfelder zieren, daß hier ein Gott sich einen Tempel gebaut, um uns seine Macht in der Schönheit der Natur recht nahe zu rücken. Wer dabei nicht durch Gedanken erregt wird, muß wenigstens fromm werden.

Die Ufer der Seine bis Rouen bieten oft die schönsten Aussichten dar. Wer auch nur reis't, um sein Auge zu laben, kann, selbst nachdem er die tiefergreifenden Schönheiten des Rheines angestaunt hat, immer noch eine Fahrt auf der Seine unternehmen. Freilich hat die Seine selbst an den schönsten und gewaltigsten Stellen nichts, was einer Aussicht vom Niederwalde, dem Drachenfels, Nonnenwerth und Rolandseck, und endlich dem Burlei gleich käme. Das Alles ist viel schauerlicher, viel ernster, gewaltiger und erhabener, viel deutscher, wenn man so will. Nur an einzelnen Stellen der Seine-Ufer könnte man glauben, am Rheine zu sein. Im Allgemeinen sind die Berge kleiner, der Strom, wenigstens oberhalb Quillebeuf — wo er zur Mündung und gleichsam zum Meere wird — enger und weniger Ehrfurcht gebietend. Nur bei Quillebeuf ist eine Stelle, die in ihrer Art eben so groß-

artig, vielleicht großartiger ist, als die Ufer des Rheines. Der Strom öffnet sich hier, und wird zum engen Meerbusen, und an der einen Seite sieht man Quillebeuf, wie in's Wasser hineingebaut, während die grauen Ruinen von Tancarville aus wildem, dickem Buschwerke auf uns herabschauen. Der Strom selbst aber ist hier voller Sandbänke, die von Zeit zu Zeit den Platz ändern, und so sehr gefährlich werden. Man fährt kaum je an dieser Stelle vorbei, ohne daß die Masten eines oder mehrer gestrandeten Schiffe nicht, wie Grabsteine eines Kirchhofes, aus dem Wasser hervorragen, und uns ihr memento mori zurufen. Die Großartigkeit der ganzen Gegend, diese Wegweiser des Todes und der Zerstörung auf dem Wasser erregen in uns den Schauer, den uns die Natur abzwingt, wenn sie uns in ihre schönen und furchtbaren Geheimnisse einen Blick erlaubt.

Oberhalb Quillebeuf wird dann der Fluß enger, und bis Rouen fährt man beständig an einer immer wechselnden Aussicht vorbei, in der bald ein schön geformter Berg, mit einer Kirche oder einem Schlosse geziert, bald ein nackter Fels, an den sich das ärmliche Häuschen eines Arbeiters in den Steinbrüchen anlehnt, bald ein freundliches Dorf, bald ein regsames Städtchen, und hinter diesen üppige Wiesen und Felder zeigen. Eine Fahrt auf dem Dampfschiffe von Havre nach Rouen, oder von

Rouen nach Havre ist ein mit jeder Biegung des Stromes wechselnder Genuß. Es lohnt der Mühe, die kleine Reise zu machen, und müßte man sie — um bis hierher zu gelangen — durch ein Paar Tage oder gar Wochen im Postwagen erkaufen.

Wer die Wahl hat, die Seine herab oder hinauf zu fahren, dem rathe ich zu ersterem. Die ganze Fahrt gewinnt dann eine Art von dramatischem Interesse. Gleich unterhalb Rouen windet sich der Fluß durch frischgrüne Inseln durch. Die ganze Gegend gleicht einem schönen Garten, in dem Alles, wie von der Hand des großen Weltgärtners in Kunst und Schönheit geordnet, eine Wohlthat für Herz und Geist wird. Rouen selbst, von Bergen umgeben, mit seinen gothischen Kirchen, seinen Brücken, seinem durch hundert See- und Flußschiffe belebten Hafen, geben die Einleitung in das Drama, dem wir entgegengehen, seinen nothwendigen Ernst und die hinlänglich großartige Schönheit, um uns die Entwickelung ahnen zu lassen, um uns in die Stimmung zu versetzen, in der wir den letzten Akt in seiner ganzen Allgewalt aufzufassen im Stande sind. Bald ändert die Scene, und wir sind in ein engbegränztes Thal von Felsen und Bergen eingezwängt. Ein Steinbruch, ein Paar Hütten, eine Kapelle, die nur von der Thätigkeit, der Armuth und dem Troste des Unglückes

erzählen, sind mitunter alle Spuren, welche die Menschen, die Jahrtausende den Strom auf- und abzogen, zurückgelassen haben. Dann aber öffnet sich eine neue Aussicht; ein Thal, eine schöne, weite Ebene, von langsam aufsteigenden Bergen begränzt, zeigt uns die Ruinen der einst so mächtigen Abtei von Jumièges, bis sich endlich die Aussicht wieder schließt, und wir abermals zwischen schweigsamen Bergen und Felsen dahin eilen. Unterhalb Caudebec aber wird der Strom bereits breiter; wir ahnen mehr und mehr, daß wir dem Meere, der Entwickelung des Drama's, nahen, und oft tritt dem Reisenden hier eine Erscheinung entgegen, die in ihrer Art so überraschend als großartig ist. Die Uferbewohner nennen dieselbe la barre. Bernardin de St. Pierre hat uns gesagt, daß der Meergott noch heute täglich zweimal die Nymphe, in die er verliebt ist, stromaufwärts verfolgt. So oft dies, bei der jedesmaligen Fluth, geschieht, stürmt das Wasser des Meeres gegen die Seine an, hemmt dieselbe anfangs in ihrer Strömung, und endigt damit, sie endlich gegen ihre Quelle zurückzutreiben *). Der Meergott ist ein alter

*) Es scheint, als wenn die Strömung der Fluth und Ebbe nur auf die Oberfläche der Seine wirke, und einige Fuß tiefer dem Strome erlaubte, dem Meere zuzugehen. Ohne diese Unterstellung müßte, wenn die Wassermenge der Seine während sechs Stunden gänzlich aufgehalten

Schnder; er weiß, daß die Schönen sich nicht ergeben, sondern besiegt sein wollen, und die Umarmungen des Gottes und der Nymphe sind daher wahre Kämpfe, so furchtbar und schauerlich, daß sie den kecken Erdbewohner, der ihnen zu nahe tritt, in den Abgrund hinabreißen. Ein fernes Rauschen, wie des weite Wetter verkündenden Donners, ist der Vorbote dieser furchtbar zärtlichen Umarmung; und es scheint, als ob die Nymphe schon, sobald sie den nahenden Gott von ferne vernimmt, in Schauer zusammenfahre, denn sie beginnt unruhig zu werden, und zittert in Erwartung der da kommenden Dinge, wie die Braut am Vorabende der Brautnacht. Bald aber unterscheidet der forschende Blick in weiter Ferne die anstürmenden Wogen des Meeres, die schäumend und schnaubend, wo sie mit der Seine zusammentreffen, diese in die Luft heben, und selbst zu ihr hinaufspringen, sie erfassen und im Triumphe zurücktragen. Erst sieht man nur einen weißen Schaumstreifen, der nähertretend immer deutlicher wird, und immer schneller auf uns zueilt, bis er endlich wie im Fluge an das Schiff, auf dem wir staunend bewundern, herantritt, es aufhebt, wieder hinabschleudert und forteilt. An den

würde, dieselbe Alles ringsum meilenweit überschwemmen. —

Ufern treibt diese Erscheinung das Wasser über die Gränze des Flusses hinaus, und da, wo wir eben eine üppige Wiese sahen, ist im nächsten Augenblicke eine öde Wasserebene; wo eben eine grüne Insel aus den Fluthen hervorlachte, spielt jetzt die Welle mit den höchsten Weidenstauden, die schwimmenden, abgerissenen Zweigen gleichen. Jahr aus Jahr ein fordert diese Umarmung, dieser Kampf des Stromes und des Meeres eine Menge Opfer, denn er reißt den Nachen des vertrauenden Schiffers mit sich fort, wirft ihn gegen das Ufer oder stürzt ihn um.

Wer das Meer noch nicht in seinen Stürmen, in seiner Allgewalt beobachtet hat, bekommt hier ein Vorgefühl von der Kraft, die demselben zu Gebote steht, denn spielend wirft es hier einen Strom — wenigstens seine Oberfläche, 6—8 Fuß tief — zurück, den aufzuhalten der Reichthum und die Kraft aller Bewohner Frankreichs nicht ausreichen würde.

Es ist das die Einleitung in den letzten Act des Drama's, dessen Entwickelung wir hinter Quillebeuf sehen. Die Ufer öffnen sich hier zu einem meilenweiten Bette, dem Brautbette der Nymphe und des Gottes, wo beide alltäglich die Hochzeit feiern. Wir haben die Nymphe gesehen, und treten jetzt dem Riesengotte entgegen. Mit jedem Schlage der Schaufeln des Dampfschiffes wird

die Aussicht größer, bis zuletzt das Land vor uns verschwindet, der Blick sich in der umbegränzten Wasserfläche verliert, und wir mit Staunen sagen: das Meer!

Von Havre bis Rouen.

Es ist nicht meine Sache, Gegenden und dergleichen schriftlich abzumalen, und ich glaube überhaupt, daß das für einen Schriftsteller ein sehr unfruchtbares Feld ist, auf dem seine Leser höchstens ein vages Bild, unbegränzt und farblos wie das Wort, einernten. Es ist sicher vom Bösen, wenn man sich seit Walter Scott förmlich auf's Malen in Reisebeschreibungen und Romanen gelegt hat; aber es ist noch schlimmer, wenn man die Farbentöne nicht in der Art eines Rubens, in großen, kräftigen Zügen auflegt, sondern gar versucht, die Blätter an den Bäumen abzumalen, oder vor Bäumen den Wald nicht sieht. Das alte Sprüchlein: Schuster bleib' bei deinem Leisten, aber das schon Aristoteles Vorlesungen hielt, ist noch heute wahr.

Wenn eine Gegend, eine Landschaft nur ein reines Schönheits-Interesse hat, so gehört sie von Rechtswegen dem Maler an; hat sie aber auch ein wissenschaftliches,

ein philosophisches, ein geschichtliches oder Kunst-Interesse, so ist sie unser Eigenthum. Ich gäbe viel darum, wenn ich mitunter in Farben und Contouren schreiben, und in Worten malen könnte; da mir das aber bis jetzt leider noch nicht gelungen ist, so denke ich mit den Alten, und troß eines Walter Scott, eines Lamartine und ein paar hunderttausend Andern: Schuster bleib' bei deinem Leisten. —

Bald nachdem man aus Havre ausgefahren ist, und an der einen Seite Harfleur, auf der andern Honfleur hinter sich gelassen hat, sieht man rechts am Ufer ein kleines Schloß, wo früher eine Benedictiner-Abtei zu St. Gartain war. Die Geschichte dieser Abtei ist ohne Bedeutung.

In der Kirche war das Grab Arlottens, der Mutter Wilhelms des Eroberers, die der Stifter der Abtei Herluin, Graf von Conteville, nach dem Tode Roberts des Prächtigen, geheirathet hatte.

In den Wellen der Seine, dieser ehemaligen Abtei gegenüber, wollen die Schiffer bei klarem Wasser die Spuren eines Dorfes entdeckt haben, und erzählen sich davon viele Wunderdinge, die ich leider, da ich in diese Gegend nicht kam, und die Erzählungen nirgends fand, nicht mittheilen kann.

Bald treten Tancarville links und Quillebeuf rechts klarer hervor.

Schon als Ruine — ich spreche von seiner Geschichte anderswo — hat das Schloß seine Bedeutung, und es lohnt der Mühe, wenn man sich in seiner Nähe aufhält, sie zu besuchen. Die Jahrhunderte sind hier in den Mauern und Thürmen vertreten. Da ich aber so wenig ein Alterthumsforscher als ein Maler bin, so halte ich mich nur an die Steine, die eine Geschichte zu erzählen wissen. In der nördlichen Ecke des Hafens, vor dem neuen Schlosse, steht ein solcher. Er heißt: la pierre d'acquit. Bis zum Jahre 1789 mußten die Fischer ihren Fang, wenn dieser franc poisson war, hierher bringen. Auf einer kupfernen Platte, die an den Stein befestigt war, stand eingegraben:

„L'esturgeon pris aux eaux de céans appartient à la sieurie par en payant aux pècheur cinq sols."

„Le marsouin doit deux deniers d'argent. Le saumon et la lamproie semblablement doivent aussi chacun deux deniers d'argent, toutes fois et quantes qu'il est pèché aux dites eaux."

„De tout poisson trouvé en varech (auf dem Strande) la moitié en appartient à la dite sieurie, et l'autre moitié aux trouveurs qui l'apportent sur cette

Pierre, et peut on prendre pour ladite sieurie les dits poissons chacun au taux des juréz à ceordonnez.“

„Et s'il advenait qu'aucuns trouveurs des dits poissons ne faisaient les dits acquits des poissons qu'ils pourraient avoir péchez ou trouvez, sont et doivent être pris en forfait et les delinquents taxez en amende par les officiers des dites eaux.“

Die normannischen Fischer aber wußten oft aus diesen Lasten einen Erwerb zu machen, und sie verfehlten nie, einen esturgeon zu bringen, der weniger als 5 sols werth war, und erhielten fast immer den Preis; denn der Fisch wurde von den Herrn als ein Königlicher angesehen, der zu nobel sei, um auf eines Knechtes Tafel zu erscheinen. Ob sie dagegen alle großen esturgeons gebracht haben, ist jedenfalls sehr zweifelhaft. — Der Stein d'acquit ist jetzt zertrümmert; auch ihn hat der eiserne Fuß der Revolution berührt.

La tour du Lion an der Westseite der Ringmauer heißt beim Volke la tour du diable. Der Teufel hatte den Löwen — sicher erzählte man sich sonst eine Löwensage über denselben, wie jetzt eine Teufelssage — ausgetrieben, und ein Hirte der christlichen Schafheerde war es, der dann diesen ebenfalls austrieb. Der Thurm war früher ein Gefängniß, und daher im ganzen Lande wohlbekannt und verrufen. Aber es genügte nicht an den Gefangenengeschichten,

und so erzählte man sich vor vielen Jahren, daß der Teufel hier hause. Der Schloß-Caplan nahm sich zusammen, hielt eine feierliche Messe, und zog dann, von dem hinzugeströmten Volke begleitet, unter Sang und Klang, die Fahne voraus, vor den Thurm, um dem Teufel eine Schlacht zu liefern. Die andächtigen Zuschauer wichen in Angst zurück, als sie den Priester die gefährliche Schwelle übertreten sahen. Der Kampf dauerte lange, aber da der Teufel ein lustiger Geselle, und ein Wasserhasser sein soll, so zog er aus, als ihm der Schloß-Caplan nichts als Weihwasser vorsetzte. Man erzählt sich noch heute in der Umgegend die Geschichte mit sehr ernstem Gesichte, und sie ist ein Beispiel mehr, welche Rolle die Geistlichen bei den Hexengeschichten spielten.

Nahe bei Tancarville ist ein Fels, den man la pierre géante oder du Géant, Riesenstein, nennt. Man genießt auf demselben, 200 Fuß über der Seine, eine prachtvolle Aussicht. Das Schloß selbst sieht man beinahe aus der Vogelperspective, und vor demselben liegt die Seine wie ein See, und am jenseitigen Ufer Quillebeuf mit seinem Leuchtthurme, seinem Hafendamme, seinen Kirchen und seinen Masten. Der Fels selbst sieht einem großen Dache ähnlich, und scheint herüberhängend jeden Augenblick herabstürzen zu wollen. Diese romantische Lage ist wohl die Ursache, daß selbst die Gelehrten dem Riesensteine ihre

Aufmerksamkeit geschenkt, und ihn zu einer Art Opfersteine der Druiden gemacht haben. Das Volk aber hat ihm eine andere Geschichte geliehen, und erzählt sich von ihm, daß hier im grauen Alterthume ein Riese gehaust, der jeden Abend sich auf den Stein gesetzt, um ein Fußbad in der Seine zu nehmen, und stets toller wie der Sturm selbst geheult habe, wenn die Wetterwolken sein Haupt umbrausten. Das Phantasiebild ist großartig genug, um den Geschichtschreiber von Tancarville (Deville hist. de Tancarville, Rouen) zu bewegen, es in den Norden zu versetzen und den Normannen zuzuschreiben, indem er ausruft: Ainsi c'était peu de donner leur nom à la terre neustrienne, les hommes de la Norwège devaient encore imposer leurs demi-dieux aux rochers de son fleuve. Wir haben oft genug Gelegenheit gehabt, Spuren der nordischen Einwanderer in Sitten und Gebräuchen, Sagen und Gesängen zu finden, um uns ohne Bedenken als mit des Geschichtschreibers Ansichten einverstanden zu erklären. Es ist des Germanischen so viel in's Blut und in's Leben der französischen Normannen übergegangen, daß der Stein sich nicht zu beklagen hat, wenn auch ihm ein kleiner Zoll abgefordert wurde. Nur die riesenhafte Phantasie der alten Germanen hat solche Riesen geschaffen, und den Riesenstein getauft. Die Cyclopen sind wahre Schulknaben gegen

den Riesen bei Tancarville, oder den, der bei Goslar jenen haushohen Fels als Sandkorn aus seinem Schuh schüttete.

Quillebeuf auf der andern Seite der Seine bietet durch seinen Damm, der wie ein Arm in den Fluß hineingreift, um hier durch einen Leuchtthurm dem nächtlichen Schiffer den Weg zu zeigen, einen malerischen Anblick dar. Die Stadt selbst ist gegenwärtig nur von geringerer Bedeutung. Henry IV. dagegen hielt sie für den Schlüssel der Seine, und ließ sie befestigen. Seine Höflinge wollten sie sogar Henryqueville nennen, aber die Geschichte sprach auch hier ihr Veto aus. Bald wurden die Festungswerke wieder niedergerissen, denn Quillebeuf hatte einen andern Beruf. Schon der erste Anblick desselben, der die ganze Stadt in den Hintergrund stellende Leuchtthurm, scheint diesen Beruf zu bezeichnen. Die Bewohner von Quillebeuf sollten die Steuerleute der die Seine auf- und abfahrenden Schiffe sein; sie sollten ihnen, wie jener Leuchtthurm, den Weg durch die Klippen und Sandbänke, die hier überall Gefahr drohen, zeigen, und sie können stolz auf ihren Beruf sein, denn Jahr aus Jahr ein schließen sie eine Rechnung ab, in der es heißt: „So viel Schiffe und so viel Menschen gerettet."

So weit man in der Geschichte von Quillebeuf

hinauf reichen kann, waren in dieser kleinen Stadt stets 99 — ihre geweihte Zahl — Piloten, und noch heute wird diese Zahl nicht überschritten. So oft einer der Piloten stirbt, tritt ein Aspirant, der Sohn eines Piloten, für den Ausgeschiedenen ein.

Der Handel ist unbedeutend, und beschränkt sich nur auf Bedürfnisse der nächsten Umgebung. Nur die Pilsten haben mit der der Cultur näher stehenden Gesellschaft auf den an der Stadt vorbei segelnden Schiffen einigen Verkehr. Der Rest der Bewohner von Quillebeuf dagegen lebt fern von der civilisirten Welt. Deßwegen haben sich dort die voreltertichen Sitten und Gebräuche reiner als anderswo erhalten. Alle Quillebeufer bilden gleichsam eine einzige Familie, und sehen sich als Mitglieder derselben an. Die alte Gastfreundschaft hat noch ihr Recht nicht verloren. Ein Gebrauch aber, der hier allgemein ist, erinnert uns abermals an den nordischen Einwanderer und überhaupt an die Germanen. Ehe ein Bursche in Quillebeuf — wir haben Aehnliches bereits in Etretat beobachtet — seine Geliebte heirathet, studirt — étudier — er dieselbe. Diese Studien sind aber ächt patriarchalischer Art, wie ähnliche Studien bei den Schwaben, in der Schweiz, am Rheine und sonst in Deutschland. Sobald ein Bursche in Quillebeuf seine Geliebte gewählt hat, erhält er alle

Rechte, die gewöhnlich nur die Ehe dem Manne giebt. Er besucht seine Geliebte, wie seine Frau, und heirathet sie, sobald seine Umstände es erlauben. Man kennt kaum ein Beispiel, daß ein Bursche seine Geliebte verlassen hätte, und geschähe dies, so würde er von allen Quillebeufern geächtet und für geschändet erklärt werden.

Quillebeuf gegenüber, oberhalb Tancarville, öffnet sich eine Aussicht in ein Thal, in dem man die Reste der uralten Stadt Lillebonne entdeckt. Beinahe alle Zeitalter der europäischen Geschichte sind hier durch Ruinen vertreten. Die Römer, die Normannen und die Franzosen haben an denselben Theil. Juliabona war die Hauptstadt der Caleter, die 10,000 Mann zum Aufstande der belgischen Gallier gegen die Römer (679 nach Er. R.) stellten. Mehre römische Straßen liefen in diesem Punkte zusammen, was für die damalige Bedeutenheit der Stadt spricht. Dagegen schweigen die römischen Geschichtschreiber späterer Zeiten über sie, und man kann somit annehmen, daß sie schon zur Zeit der Römer ihr ehemaliges Ansehen verloren hatte, daß sie schon damals wie jetzt, eine Art Ruine war. Die ein paar Jahrtausende alten Reste eines römischen Theaters und römischer Bäder, die ausgegrabenen römischen Gefäße und Münzen sind die sprechenden Zeugen der Vergangenheit.

Neben den Ruinen des römischen Theaters liegt

eine andere, die des Schlosses der Grafen von Harcourt, in dem einst Wilhelm der Eroberer wohnte. Hierher kam Robert von Grandmenil, der Abt von Auche, und ehemaliger Stallmeister des Eroberers, der sich — ich weiß nicht mehr wodurch — gegen seinen ehemaligen Herrn versündigt hatte, und um seinem Zorn auszuweichen, nach Rom entflohen war. Der Pabst gab dem Abte von Auche einen apostolischen Brief mit, und ließ ihn noch überdies durch zwei Cardinäle zu Wilhelm begleiten, um eine Aussöhnung zu bewirken. Als aber Wilhelm seine Ankunft erfuhr, erklärte er: „Ich werde die Legaten des Pabstes, des gemeinsamen Vaters aller Getreuen, wenn sie kommen, um mir von dem Glauben und der christlichen Religion zu sprechen, empfangen; aber wenn ein Mönch meiner Staaten sich ein unangemessenes Wort erlaubt, so werde ich ihn mit Schimpf und Schande an die höchste Eiche jenes Waldes hängen lassen.“ — So sprach der Sohn Harlottens, den Gesandten des Pabstes gegenüber, in einer Zeit, wo ein deutscher Kaiser in Canossa barfuß Buße that. Wilhelm war eben ein Charakter — ob er als solcher das Rechte gewollt und gethan, ist eine andere Frage — und diesen gehört die Welt, die da gehorcht, sobald nur einer den Muth hat, zu sagen: Ich will.

Die Volkssage erzählt, daß in diesem Schlosse

Wilhelm seine Barone versammelte, als er ihnen zuerst von seiner Absicht, England zu erobern, gesprochen habe. — Der Wind ist über das Schloß hergefahren, und die Mauern, in denen sich sonst das Glück der Welt entschied, sind heute nur noch von dem Vogel der Minerva bewohnt, der über die Menschlein, die von ihren Thaten sprechen, grübelt und lächelt.

Um das alte römische Theater, um das Schloß des Mächtigsten der Mächtigen, stehen jetzt ein paar hundert kleine Hütten, Ruinen von heute und gestern, über die der Sturm wegweht, und die ihre Unbedeutenheit schützt. Jenes Theater erzählt von den Festen, erinnnert an die Thierhetzen und das Blut der Gladiatoren; jenes Schloß spricht von dem kecken Muthe, dem Stolze des Eroberers, und von den Leichen, auf die er sich seinen Thron baute; und jene Hütten von dem ärmlichen, geschäftigen Leben der Ackerarbeiter, die nur geboren zu sein scheinen, um den Gewaltigen zu helfen, Geschichte zu machen, und dann vom Schauplatze abzutreten. —

Die Dampfschiffe gehen schnell. Sie halten mit der Zeit Schritt; denn auch diese geht so schnell, daß man bei der Beobachtung der Ereignisse — wenn man etwa Frankreich in Zeit von zwanzig Jahren durchlaufen sieht, wozu Rom viele Jahrhunderte gebraucht hatte — vom Schwindel befallen werden könnte, und, wie bei den

rasch vorüberfliegenden Ufern, nicht weiß, ob das Alles nicht etwa nur ein höhnisch neckender Traum sei.

Die Ruinen von Lillebonne hatten mich in's Grübeln gebracht; ich hatte auf ein paar Minuten in mich hineingesehen, und als ich die Augen wieder aufschlug, waren wir ein paar Stunden weiter bereits an Villequier — bis wohin das Meer in seinem Liebessturm vordringt — vorbei, und Caudebec gegenüber. Der Seemaler Vernet sagte, daß er die Aussicht von Caudebec für die schönste von ganz Frankreich halte. Sie ist wirklich sehr schön, wenn es auch schönere geben mag. Die Stadt liegt in einem Thale, das durch das hier in die Seine sich ergießende Flüßchen der h. Gertrude gebildet wird. Zu beiden Seiten dieses Flüßchens erheben sich schöngeformte, mit Buschwerk gedeckte Berge. Die gothische Kirche ragt in der Mitte des Thales über die Häuser hervor; die letzteren, wenigstens die der Seine zugewendeten, sind mit allen möglichen Farben, weiß, blau, grün, roth bemalt, und auf den Quais sind schöne, hohe Alleen und Blumengärten mit frischgrünen Lauben. Es scheint beinahe, als wenn die Stadt sich mit einer gewissen Koketterie in der Seine bespiegele, und sich nur noch schöner zu schmücken und der Natur, die schon so viel für sie gethan, nachzuhelfen gesucht habe; und man muß gestehen, daß hier der künstliche Schmuck wenigstens

nichts überladet. Die Caudebecker, die früher schon den Engländern sehr tapfer widerstanden hatten, waren die Hauptanstifter und Haupttheilnehmer eines Bauern-Aufstandes gegen die Engländer, als diese die Normandie wieder erobert hatten, und Viele von ihnen zahlten mit ihrem Blute. — Die Reformation fand hier thätige Anhänger, und Caudebec wurde bald von den Protestanten besetzt. Die Aufhebung des Edicts von Nantes zerstörte den Wohlstand des Städtchens, weil die Mehrzahl und die reichsten seiner Bewohner fortzogen, anderswo Gott in ihrer Art und Weise anzubeten.

Die Kirche von Caudebec gilt für eines der schönsten Monumente der gothisch-normannischen Baukunst, und die Vorliebe der Franzosen für Heinrich IV. wäre hinreichend, alle Kunstkritiker aus dem Felde zu schlagen; denn dieser soll hier ausgerufen haben: C'est ici la plus belle chapelle que j'ai encore vue! und ich muß gestehen, daß ich es nicht wage, dem Urtheile zu widersprechen. Wer also nach Vernet die schönste Aussicht von ganz Frankreich, und nach Heinrich IV. seine schönste Kapelle sehen will, nehme in Rouen oder Havre einen Platz auf dem Dampfboote.

Caudebec hat heute — Dank der Intoleranz der Maitresse des großen Königs — nur 2800 Einwohner. Ungefähr halb so viele Caudebecker blieben in der Bau-

ernschlacht bei Tancarville, von der ich später sprechen werde. —

In der Nähe von Caudebec ist eine Quelle der h. Onuphre, die vor Zeiten ihre Wunder that. In einem Schlammteiche badeten sich an einem bestimmten Tage Jung und Alt, Mann und Weib durcheinander. Jeder Leidende brachte einen dürren Zweig mit, die alle vor der Quelle hingeworfen wurden, und so bald zu einem Scheiterhaufen anwuchsen. Am Abend erschien dann der Priester einer nahen Kirche, sprach seinen Segen über die Kranken, zündete die aufgehäuften Zweige an, und wußte es stets so einzurichten, daß in dem Augenblicke, wo die Flammen aus dem Holzhaufen herausbrachen, eine weiße Taube in der Nähe desselben aufstieg. Daß diese Taube der heilige Geist sei, bezweifelten außer denen, die wußten, woher sie kam und wohin sie ging, nur Wenige der Anwesenden. Auch für Wunderkuren sorgte man, so oft man deren nöthig hatte, um den Glauben an die Heilkraft der Quelle wieder neu zu beleben. Auf Schritt und Tritt begegnet man der Geistlichkeit, wo der Aberglaube im Volke am lebendigsten ist.

Das Kloster Fontenelle, später St. Wandrille genannt, wurde von St. Ouen im siebenten Jahrhundert gestiftet. Wandrille war sein erster Abt. Wir werden in den Ruinen von Jumièges das Andenken Philiberts

wiederfinden, der mit St. Ouen und St. Wandrille ein geistiges Triumvirat bildete, das in den Zeiten der rohen Gewalt unter den Merovingern den Anker der Wissenschaft und Aufklärung auszuwerfen suchte. Der Haß gegen eine ausgeartete Institution erklärt es, wenn die Feinde der Geistlichkeit im vorigen Jahrhunderte ihr auch selbst das Verdienst zu rauben suchte, was ihr die Geschichte mit Freuden zugesteht. In den Zeiten der rohen Gewalt war das Streben der Geistlichkeit ein Glück, oft ein Fortschritt, und nur sobald sie stark und ausschließlich wurde, als sie dem Gedanken Gränzen setzen, den Glauben an den Befehl fesseln, als sie nicht mehr belehren und überzeugen, sondern herrschen und gebieten wollte, wurde sie ein größeres Unglück als die rohe Gewalt selbst, denn diese fesselt nur den Leib, jene aber auch den Geist; diese verlangt nur eine negative Anerkennung, jene ein positives Aufgeben der eigenen Ansichten, und das Eingehen in die augenblicklich geltenden Grundsätze.

Das Kloster von Fontenelle wurde unter seinem ersten Abte Wandrille, und blieb eine Zeitlang der Zufluchtsort der Wissenschaft und die Schule, aus der die dünngesäeten Lichtstrahlen jener Zeit ausflossen, und Wandrille selbst sammelte in seinem Kloster bald eine für seine Zeit bedeutende Bibliothek.

Schon in den ersten Jahren seines Bestehens gab

das Kloster dem Bischofsitze von Lyon zwei Hirten, Genescon und Lambert, und ebenso dem Sitze von Rouen einen Nachfolger St. Ouens in dem Bischofe Ausbert. Das Benehmen dieses Bischofes, der am Tage seiner Einsetzung zwei Tische decken ließ, und zwar einen für seine reichen Gäste, und einen für die Armen, und der sich zu den Letztern setzte, und jene allein essen ließ; der die Schätze seiner Kirche den Nothleidenden öffnete, ist ein Beweis für den Geist, der damals in jenem Kloster herrschte.

Aber dieser Geist der Wohlthätigkeit, der Wissenschaft und der Aufklärung sollte nicht von langer Dauer in dem Kloster sein. Dasselbe war nur eine Oase in der großen Wüste, und der Sturm der Zeit wehte darüber hin, und die frischen, jungen Bäume erstarben.

Karl der Große versuchte hier das alte wissenschaftliche Streben wieder neu zu beleben; denn er hatte bereits begriffen, daß die Wissenschaft zum Diener der Gewalt werden könne, daß ihr Schwert oft schärfer, als selbst das eines Roland's sei. Eine Zeitlang blühten die Schulen in Fontenelle wieder, und die Nachwelt verdankt den Mönchen dieses Klosters die erste Sammlung der Capitularen, die den Schlüssel zu dem Streben Karl des Großen geben.

Unter seinen Nachfolgern aber trat die alte Unwis-

senheit, die Herrschaft der rohen Gewalt wieder hervor, und von da an ist die Geschichte von St. Wandrille nur ein ewiger Wechsel von Pfaffenanmaßungen, von Scheinheiligkeit und Ausschweifungen, denen nur dann und wann ein ernstlich gemeinter Versuch, die ursprüngliche Reinheit des Berufes des Klosters wieder herzustellen, entgegentritt, und zwar meist ohne allen Erfolg, und nur ausnahmsweise eine momentane Verbesserung zur Folge habend.

Der letzte der Merovinger, Theodorich, Sohn Childerichs, starb hier. Der Fluch, der auf seinen Vätern lastete, entlud sich über ihn. So will es die Gerechtigkeit der Geschichte, die durch den Sohn und Enkel die Sünden des Vaters sühnt.

Selbst an dem todten Steine geht die Geschichte nicht vorüber, ohne ihre Lehren in ihn einzuschreiben. Und so verkünden jene Ruinen der Kirche, die einst von den Gott lästernden Gebetchen einer erheuchelten Frömmigkeit wiederhallten, und durch die jetzt der Wind, ohne Widerstand zu finden, weht, und mit jedem Sturme ein paar Steine mehr abreißt, daß eine Gerechtigkeit waltet, die über den Berechnungen der Menschheit steht. Und an jene Klostermauern, in welchen man vor Zeiten mit Gelübden, bei denen man Gott zum Zeugen gerufen hatte, spielte, und in denen jetzt das Spinnrad und die Dampf-

maschinen wiederhallen, steht das Urtheil geschrieben, das den Müßiggang, der sich berufen glaubt, hier und selbst jenseits das Geschick der Menschen zu lenken, verurtheilt, und der Arbeit das Recht giebt, ihn auszutreiben.

Ehe man Jumièges, das Zwillingskloster des von Fontenelle, sieht, fährt man an einem gut erhaltenen Schlosse, La Maillerie, vorüber. Der Park und das Schloß sind schön. Sie waren das Eigenthum der Madame de Nagu, von der schon bei Orcher die Rede war, und hier wie dort war sie die Wohlthäterin der in ihrer Nähe Wohnenden. Sie hat sich ein Monument in der Liebe der Armen gebaut. Ihr Name wird im Munde des Volkes fortleben, und ihre Geschichte sich über kurz oder lang in eine normannische Volkssage verwandeln.

Jumièges, dessen Ruinen, noch in ihrer Zerstörung stolz, uns aus der Ferne zuwinken, ist, wie gesagt, der Zwillingsbruder des Klosters St. Wandrille. Seine Geschichte ist, in Bezug auf das Streben und Treiben der Geistlichkeit, dieselbe, und nur die Namen ändern. St. Ouen, der Vertraute Clovis II., war der Stifter, St. Philibert der erste Abt. Das Kloster hatte noch größern Zufluß als Fontenelle; denn die Zahl der Mönche stieg in zehn Jahren von siebenzig auf nicht weniger als achthundert.

Später traten dieselben Verhältnisse ein, und wir

finden hier wie in Fontenelle die Verwilderung der Klostergeistlichen, und das vereinzelte und vorübergehende Streben einer Reform, bis endlich der Pabst Benedict XII. sie (1330) einlud, wenigstens nicht öffentlich die Klosterregeln und die Gesetze der Sitten und der Menschlichkeit mit Füßen zu treten.

Selbst in den zufälligen Ereignissen hat die Geschichte von Jumièges Aehnlichkeit mit der von St. Wandrille. Wie hier der letzte Sprosse der merovingischen Linie erlosch, so dort die letzten Fürsten eines andern Herrschergeschlechts. Karl d. Gr. verwies Tarsillon, Herzog der Baiern und dessen Sohn Theodon nach Jumièges, und beide büßten hier für eine Sünde, die ein Jahrhundert zu früh gekommen war, um anstatt in ein Kloster, zu einem selbstständigen Thron zu führen.

Die Mönche aber scheinen sich mit dieser Ehre nicht begnügt zu haben; denn sie ersannen später noch eine andere Geschichte, bei der sie sich beinahe dieselbe Rolle andichteten, die sie bei Tarsillon und seinem Sohne gespielt hatten. Nach dieser Erzählung, die zur Volkssage wurde, hatte Clovis II. außer seinen drei in der Geschichte bekannten Söhnen noch zwei andere, die sich gegen ihren Vater empörten, auf dessen Befehl entnervt wurden, und so im Kloster zu Jumièges ihr Leben beschlossen. Die Sage ging in die Chroniken

über, und wurde selbst durch ein Grabmal verewigt. Dies letztere hat den Alterthumsforschern gar viel zu schaffen gemacht, bis endlich die einfache Bemerkung, daß die beiden auf demselben dargestellten Figuren in Mäntel, mit Lilien verziert, gehüllt sind, die überhaupt unhaltbare Unterstellung, daß sie die Söhne Clovis seien, umstieß, da die Lilien erst lange später in Frankreich eine königliche Blume wurden. Das Volk aber hat die Sage ausgemalt, und erzählt, daß die beiden Jünglinge, nachdem man ihnen auf den Befehl ihres Vaters die Nerven durchschnitten, in einem Kahne ohne Ruder, mit einem Wärter, einem Wasserkruge und einem Brote auf der Seine ausgesetzt worden seien. Der Strom führte sie dann, ohne daß dessen Windungen, Inseln und Brücken den Nachen aufhielten, von Paris bis Jumièges gegenüber, wo er im Wasser stille stand; worauf der Abt die Prinzen aufnahm, und ihnen selbst die geistliche Würde ertheilte. Sie starben in grauem Alter, nachdem sie für ihre Sünde schwere Buße gethan hatten. Der letzte Umstand paßte nun freilich wieder nicht zu dem Grabsteine, da derselbe zwei Jünglinge darstellt.

Außer Tarsillon und seinem Sohne und diese beiden phantastischen enervés haben aber die Mauern von Jumièges noch andere Fürsten und Könige gesehen. Das Volk und seine Sagen haben das Andenken von zwei derselben erhalten.

Die Normannen hatten das Kloster zerstört, und es lag in Ruinen, als der zweite Herzog der Normandie den Thron bestieg. Rolle aber hatte, nachdem er seine Herrschaft gesichert sah, die Ruhe wieder hergestellt, und den Gesetzen Kraft gegeben. Zwei in der Fremde grau gewordene Mönche, die jung vor dem Schwerdte der Normannen geflohen waren, wollten da sterben, wo sie vor einem halben Jahrhundert ihr Gelübde abgelegt hatten. Sie fanden nur Ruinen und wüstes Land, wo einst das Kloster stand und ringsum üppige Felder blühten. Zwischen den Ruinen bauten sie sich eine Eremitage, und wurden die Prediger der Umgegend. Eines Tages jagte Wilhelm Langschwerdt auf der Halbinsel von Jumièges, und fand die beiden Mönche in ihrer Einsiedelei. Er forderte, müde und durstig, von ihnen zu essen und zu trinken, und die Mönche reichten ihm Wasser und Brot. Wilhelm aber verschmähte diese Kost, und zog, als ihm die Einsiedler sagten, daß sie nichts anderes zu bieten hätten, zornig und ihre Armuth verhöhnend, von dannen. Kaum aber hatte er sie verlassen, als ein gewaltiger Eber auf ihn losstürzte, und ihn umrannte, ohne ihn aber zu beschädigen. Daß dies ein Wunder war, ist klar; und Wilhelm erklärte sich das Wunder als eine Strafe für die Art, wie er die frommen Einsiedler behandelt habe. Er kam zurück, that Abbitte, und versprach ihnen zum

Andenken an den Eber und an seine wunderbare Rettung das Kloster wieder aufbauen zu lassen. Was dann geschah. —

Ein anderer Fürst, dessen Andenken der Wanderer in den Ruinen von Jumièges begegnet, ist Carl VII. von Frankreich. Doch gehört die Aufmerksamkeit, die Jumièges und seine Geschichtschreiber ihm bezeigen, ihm nur als dem Satelliten eines glänzendern Sternes. Agnes Sorel hatte den König, während er die Engländer aus der Normandie vertrieb, hierher begleitet und wohnte in dem nahen Schlosse Mesnil, wo sie starb.

Ihr Herz wurde in Jumièges begraben, ihr Andenken fesselte sich an die Mauern, in denen ihr Geliebter, den sie hier täglich besuchte, wohnte; und es giebt selten einen Franzosen, der, hier vorbeifahrend, ihr nicht seinen Zoll an Galanterie abträgt.

Es ist bekannt, wie Agnes Sorel den willenlosen Fürsten durch ihre Liebe zur That anfeuerte, wie sie den Sieg zum Preise ihrer Gunst machte. England wurde nicht durch die Franzosen, sondern durch die Französinnen besiegt, und die beiden siegreichen Heldinnen heißen Agnes Sorel und Jeanne d'Arc. Die erstere wußte aus einem entnervten Fürsten einen Mann, die letztere aus einem entmuthigten Haufen ein Heer zu machen; die erstere gab dem Fürsten den Willen zu kämpfen, die letz=

tere dem Volke die Macht zu siegen. Die französischen Frauen können stolz auf beide sein, und wenn es nur diese beiden gäbe, die in Frankreich zu Heldinnen wurden, so rechtfertigt sich schon die Galanterie der Franzosen für die Frauen. Im Allgemeinen sind aber die französischen Frauen viel energischer, viel selbstständiger als die irgend eines anderen Volkes, vielleicht mit Ausnahme der polnischen Frauen. Ein deutsches Weib hat eine Kraft zu leiden und auszudauern, wie sie keine Französinn hat, diese aber empört sich, sobald sie nicht mehr im Stande ist, zu ertragen, was ihre Kräfte übersteigt. Daher jene neue Idee der französischen Weiber, die Rechte der Männer in Anspruch nehmen zu wollen, seit die Männer angefangen, die Rechte der Weiber nicht mehr zu achten, seit der Mann ihnen die Lasten aufgelegt, und von sich abgewälzt hat, die er selbst zu tragen berufen ist.

Agnes Sorel ist eine in ihrer Art so schöne Erscheinung, als die Jungfrau selbst. Sie blieb ganz und gar Weib, sie besiegte die Engländer mit den Waffen, die ihr die Natur gegeben hatte, um zu siegen.

Jeanne d'Arc aber borgte von einem Manne ein Schwert und einen Helm, und wurde ein Mann, alle Andere beschämend. Wahrlich ein Weib muß die Erstere mehr beneiden, als die Letztere; die Männer aber müssen erröthen, wenn sie an die Jungfrau denken.

Johanna erhielt eine Martyrkrone und Agnes sah die Söhne groß werden, die sie an ihrem Busen gesäugt; jene starb auf dem Scheiterhaufen, und diese — indem sie einem Kinde das Leben gab; diese heißt la belle des belles und jene la pucelle!

Die schlichten, tiefmoralischen Bauern der Normandie, die nicht hinter die königlichen Vorhänge sahen, die nicht wußten, daß jeder Kuß, den der König von seiner Geliebten erwarb, ein neuer Aufruf gegen die Feinde des Vaterlandes war, erkannten in Agnes Sorel nur die Maitresse und nicht die weibliche Heldin, und sprachen in Folge dieser Ansicht ihr Urtheil über sie.

So oft sie vom jenseitigen Ufer la belle des belles erblickten, riefen sie derselben Spottnamen zu, und zwar in der Art der Einwohner von Caen, die sich von einem Ufer zum andern anschreien. S'engueuler heißt dieser Gebrauch in Caen, die Bauern von Jumièges nannten denselben: folerie, heulerie (wohl von heulen) oder foleux. Sie waren strenge Sittenrichter, die alten Normannen, und sind es großentheils noch heute.

Alle diese verschiedenen Erinnerungen geben einer Wanderfahrt zu den Ruinen von Jumièges einen eigenen Reiz, wenn man bedenkt, daß schon als Bauwerk dieselben großartig, daß sie in einer Gegend schön und blühend liegen, daß somit Natur, Kunst und Geschichte

sich hier die Hand reichen, um uns zu erheben und unsern Gedanken einen höhern Schwung zu geben.

Für den Beobachter aber bietet die Umgegend von Jumièges noch andern Stoff dar. Wir haben gesehen, wie das Kloster in seinem Entstehen zu schönen Hoffnungen Anlaß gab, wie es eine Pflanzschule der Wissenschaft, Aufklärung und Glück verbreitend, zu werden versprach. Wer unter das Volk in der Umgegend des Klosters herabsteigt, muß leider gestehen, daß die Mönche ihr Versprechen nicht gehalten haben, daß sie im entgegengesetzten Sinne gewirkt haben; denn in der ganzen Normandie — und überall war die Geistlichkeit in gleichem Sinne thätig, und fand abwärts ein Volk mit einer lebendigen Phantasie — giebt es kaum eine Strecke Landes, wo der Unsinn und der Aberglaube größer, das Volk verdummter ist, als hier *). Auf Schritt und Tritt begegnet man den Belegen zu dieser Ansicht.

Die Schatzgräberei ist hier an der Tagesordnung, und man nannte mir ein Dorf — ich habe den Namen vergessen — wo vor nicht langer Zeit alle Einwohner gesammter Hand ein ganzes Jahr hindurch nachtnächtlich nach Schätzen in einem Berge gruben, ehe sie

---

*) Ich citire hier den Geschichtschreiber von Jumièges, Dechamps hist. de Jumièges. S. 254.

die Fruchtlosigkeit ihrer Arbeit einsahen. Das Alles war stets mit den gehörigen Beschwörungen verbunden, und die Alten sind noch jetzt fest überzeugt, daß man nur in der Formel einen Fehler gemacht, und daß die Schätze sicher da seien, da die selige Gertrude, die eine sehr ehrsame Hexe war, dieselbe im Geiste und in der Wahrheit gesehen habe. Bei dem Graben hielt man stets ein Paar alte Esel bereit, um sie mit den Schätzen zu beladen, denn es ist hier eine ausgemachte Sache, daß der, der einen Schatz von dem Orte, wo er ihn findet, wegbringt, im nächsten Jahre sterben muß, und da ist es ganz pfiffig, eher einen alten vierbeinigen Esel dazu bereit zu halten, als einen zweibeinigen.

Der Grund und Boden gehörte dem Kloster, die Schätze also auch von Rechtswegen, wenigstens zur Hälfte; und so erfand man die Gefahr, um den Finder zu zwingen, Hülfe zu holen, und hierdurch sein Geheimniß selbst zu verrathen.

Wenn das Vieh die Kolik hat, so braucht der Herr desselben nur am Tage Johannes des Täufers, vor Sonnen-Aufgang, barfuß und ohne gesehen zu werden, aus dem Felde seines Nachbars zwei Handvoll Korngarben auszureißen, aus dieser eine Art Schlinge zu machen, die er um den Leib der kranken Kuh windet, und dann das Evangelium: „Im Anfange war das Wort, und

das Wort war bei Gott u. s. w." herzusagen. Die Kuh macht dann einen Luftsprung, und ist gesund wie ein Fisch im Wasser, wenn er nicht krank ist.

Ist aber Jemand ertrunken, und findet man nicht gleich seine Leiche, so braucht man nur eine Kerze weihen zu lassen, setzt diese auf ein Brett, steckt sie an, und überläßt Brett und Kerze dem Wasser. Man kann sicher sein, daß das Lichtlein — stromauf- oder stromabwärts ist einerlei — dahin schwimmt und stehen bleibt, wo die Leiche liegt.

An Wunder-Erzählungen ist natürlich die ganze Gegend reich genug.

Eines der auffallendsten Wunder ist das, welches bei Gelegenheit des Todes des zweiten Abtes, Alcadre, stattgehabt haben soll. Als dieser fühlte, daß sein Stündlein nahe, wurde er unruhig, nicht über seinen Tod, sondern über die Zukunft seiner neunhundert Mönche, die er zurücklassen mußte.

Er befürchtete, daß die Menge der Mönche die Geschäfte des zukünftigen Abtes zu sehr verwirren würde, und bat daher den Herrn, daß er ihn noch eine Zeitlang leben lassen möge. In der Nacht aber hatte er eine Erscheinung. Der Engel Gabriel oder Michael kam zu ihm, und sagte ihm: er habe Recht, und der Herr wolle für die zukünftige Ruhe des Klosters sorgen. Und der

Engel ging in dem Schlafsaale der Mönche umher, und bezeichnete ihrer 460, die Frömmsten, mit einer Palme, und trat dann wieder zum Abte, und sagte ihm: „Beruhige dich; Alle, die ich bezeichnet habe, sind vom Herrn würdig befunden worden, vor ihm zu erscheinen, und werden in der dritten Nacht von heute an vor ihn treten."

Der Abt stand gestärkten Herzens auf, rief die Mönche zusammen, und verkündigte ihnen das Urtheil ihres nahen ewigen Lebens. Alle bereiteten sich zum Tode vor, und in der dritten Nacht, als sie ihr Amen zum Mitternachtsgebete gesagt, starb die ganze selige Schaar.

Daß hier ein Engel, der Würgengel der Pest, mit im Spiele war, ist ziemlich klar. Die Pest ist aber eine Geißel Gottes, und die Mönche mochten nicht gerne sehen, daß das Volk glaube, der Herr geißle mitunter die Hirten eben so gut, als die Schafe. So entstand das Wunder.

Ein weiteres Mirakel weist ebenfalls ziemlich direkt auf seine Quelle zurück. Nahe bei dem Mönchskloster war ein von St. Philibert gestiftetes Nonnenkloster. Ob der Heilige klug gehandelt hatte, die Zellen der Nonnen so nahe an die der Mönche zu setzen, ist eine Frage. Jedenfalls wurde, als der Heilige, nachdem er die Ungunst seines heiligen Freundes St. Ouen auf sich gezogen hatte, in's Gefängniß geworfen und dann verbannt

wurde, die heilige Aebtissin von Pouilly, Ste. Austreberthe, ebenfalls aus ihrem Kloster verwiesen.

Die heilige Aebtissin und ihre Nonnen hatten unter anderen christlichen Beschäftigungen auch die, die Wäsche der Mönche rein zu waschen, übernommen. Ein treuer Esel trug dieselbe stets aus dem Mönchskloster in's Nonnenkloster und zurück. Eines Tages aber fiel ein reißender Wolf über den armen Esel her, und zerriß ihn ohne alles Mitleiden. Als dies die heilige Aebtissin hörte, wurde sie sehr böse, und zwang durch ihr Gebet den Wolf, Eselsdienste zu versehen. Sie lud ihm die Wäsche der heiligen Brüder auf, und der Wolf war, bis er vor Altersschwäche starb, so treu in seinem neuen Dienste, wie es sein bescheidener Vorgänger gewesen war.

Dem Wunder zu Ehren wurde eine Kapelle gebaut. Die Zeit und die Ereignisse rissen dieselbe nieder. Dann baute man ein Kreuz an ihre Stelle, la croix à l'âne, und ich weiß nicht, ob die Zeit dieses bis jetzt verschont hat. Ein Volksgebrauch aber, der nach den Gelehrten aus dieser Wundergeschichte hervorgegangen sein soll, und in den wenigstens Einiges von ihr übergegangen zu sein scheint, besteht noch, und wäre des Nacherzählens werth, selbst wenn er nicht an diese Geschichte erinnerte.

Brüderschaften giebt es in Menge in dem Bereiche des Klosters. Eine von diesen hat den St. Jean Baptist

zu ihrem Schutzpatrone gewählt und trägt seinen Namen. Der alljährlich neugewählte Vorsteher heißt le loup vert, und es scheint, als wenn er diesen Namen dem obigen Wunder zu Ehren trage. Am Vorabende des Jahrestages (23. Juni) wird der neue grüne Wolf in sein Amt eingesetzt, und kein Kaiser kann sich rühmen, daß es bei seiner Krönung feierlicher hergehe.

Die ganze Brüderschaft versammelt sich hierzu bei dem alten grünen Wolfe, und geht von hier aus in Prozession, Kreuz und Fahne voran, und jeder mit einer Kappe geschmückt, auf der das Bild des heiligen Johannes befestigt ist, zur Kirche. Der grüne Wolf aber trägt eine weite, bis zur Erde reichende, grüne Toga, und auf dem Haupte eine hohe grüne Mütze ohne Ränder und mit Bändern geschmückt. An der Spitze des Zuges trägt ein Knabe im Chorrocke zwei große Schellen, mit denen er beständig läutet, und deren Ton nur durch das Schießen der Brüder von Zeit zu Zeit unterbrochen wird. So ziehen sie, die Hymne des heiligen Johannes singend, auf die Kirche zu. Nahe bei der Ruine der Abtei kommt der Pfarrer des Ortes, festlich geschmückt, und von seinen Vicaren, dem Küster und den Chorknaben begleitet, dem Zuge entgegen. Dies Zusammentreffen wird durch eine allgemeine Salve aller Schützen, die den Zug begleiten, gefeiert. So geht der Zug in die

Kirche, wo der Priester die Vesper singt. Aus der Kirche geht dann der ganze Zug wieder in feierlicher Ordnung zum alten grünen Wolfe, wo ein Essen, das nur aus Fischen und Mehlspeisen bestehen darf, die Herren Brüder erwartet. Nach dem Essen wird vor dem Hause des alten Wolfes ein großes Feuer angezündet, um das die Jungen und Mädchen, alle festlich, die letzteren mit Bändern geschmückt, herumtanzen, bis später die Brüderschaft sich wieder zur Prozession ordnet, Kreuz, Fahne und Schellen an der Spitze, um das Feuer zieht, und dann ein erbauliches Lied singt. Nachdem dieser Gesang vollendet, beginnen alle Brüder, den alten grünen Wolf an ihrer Spitze, um das Feuer zu tanzen.

Der neue grüne Wolf aber nimmt eine Weidengerte, und schlägt mit dieser auf die Brüder los, die dann Hand in Hand, eine lange Kette bildend, den alten Wolf wieder an ihrer Spitze, dem neuen nachlaufen, und ihn so dreimal haschen und fangen müssen, ehe er wirklich zum grünen Wolfe wird. Beim dritten Male heben sie ihn auf ihre Schultern, eilen mit ihm auf's Feuer zu, und thun, als ob sie ihn in dasselbe hineinwerfen wollten, was dann aber glücklicher Weise für ihn nur eine Neckerei und die letzte Prüfung seines Muthes ist.

Dann beginnt einer der Anwesenden das folgende Lied:

Voici la St. Jean,
L'heureuse journée,
Que nos amoureux
Vont à l'assemblée.
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Que nos amoureux
Vont à l'assemblée,
Le mien y sera
J'en suis assurée.
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Le mien y sera
J'en suis assurée,
Il m'a apporté
Ceinture dorée,
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Il m'a apporté
Ceinture dorée,
Je voudrais ma foi
Quelle fut brûlée.
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Je voudrais ma foi
Qu'elle fût brûlée
Et moi dans mon lit
Avec lui couchée.
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Et moi dans mon lit
Avec lui couchée,
De l'attendre ici
J'en suis ennuyée,
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Das Lied, das unter Begleitung einer Violine gesungen wird, ist wohl so alt, als das Fest selbst, und da in demselben von dem heiligen Johannes im Entferntesten nicht die Rede ist, so könnte es beinahe so scheinen, als wenn dieser Heilige ein späterer Zusatz wäre, und das Fest früher einen anderen Sinn gehabt habe. Nach so vollbrachten Ceremonien erhält der neue Wolf die Insignien seiner Würde, die beiden Schellen, und zieht dann an der Spitze der Brüderschaft in sein Haus, wo ein Abendessen, wieder nur aus Fastenspeisen zubereitet, aufgetragen wird. Bis Mitternacht herrscht an der Festtafel, an der nur Brüder sitzen dürfen — für andere Verwandte und Freunde werden eigene Tische gedeckt — eine sehr strenge Etikette.

Der grüne Wolf ist der gewissenhafteste Censor der Brüder, und zwingt jeden, eine Strafe zu zahlen, dem ein unanständiges Wort entschlüpft, oder der die ceremoniellen Bezeichnungen und Ausdrücke vernachlässigt hat. Glockenschlag zwölf nehmen Alle ihre Kappen und der grüne Wolf seine hohe Mütze ab, und das Fest schließt

mit dem Gesange: ut queant etc. Die Censur hört auf, die unbeschränkteste Rede- und Gesangfreiheit tritt ein, und die ganze Nacht hindurch tanzt Jung und Alt vor der Thüre des grünen Wolfes bei dem Schalle einer Geige.

Andern Tages ein neues Fest. Ein großes pyramidenartiges Brod, mit Bändern und Blumen geziert, wird von den Brüdern in Prozession zur Kirche getragen, und dort geweiht. Mittagessen, Abendessen, Tanz und Gesang erneuern sich, und je nachdem der grüne Wolf reicher oder ärmer ist, dauern die Schmausereien mehrere Tage.

Das Heidenthum und das Christenthum gehen in diesem Feste Hand in Hand, und sind so ziemlich gleichgut vertreten. Es ist dies wohl eines von den Festen, welche die ersten christlichen Priester umtauften, und denen sie wohl den Namen aber nicht die alten Gewohnheiten und Eigenheiten nehmen konnten.

Doch genug von dem Kloster. Das Schiff eilt vorwärts. Wir haben kaum die Abtei aus den Augen verloren, und sind bereits am Mesnil, wo einst die Schönste der Schönen wohnte, vorbeigefahren. Duclair liegt vor uns auf dem rechten Ufer der Seine. Weiße Kalkfelsen, die den Hintergrund des Fleckens decken, geben der Aussicht einen eigenen Reiz.

Man behauptet, daß man in der Gegend von Duclair vor Zeiten das Wirbelbein eines Riesen gefunden habe. In wie weit diese Behauptung wahr ist, mögen die Anatomen entscheiden. Daß aber hier einst Riesen gehaust haben, ist nicht zweifelhaft für den, der ein Mährchen, eine Volkssage für eine unumstößliche Autorität ansieht. Wenigstens hat die Phantasie des Volkes solche Riesen geboren, und der Glaube macht selig, und kann Berge versetzen, wie viel leichter Riesen schaffen. Gegenüber von Duclair, bei Ambourville, ist ein Berg, den man in der Umgegend nur den Stuhl des Gargantua nennt. Ich habe nur den Namen wiedergefunden, und bin sicher, daß, wenn Jemand, der unter einem etwas glücklichern Sterne geboren, als ich, sich die Mühe geben wollte, er auch der Sage über diesen Riesenstuhl auf die Spur kommen würde. —

Bald fährt man bei Bardouville vorbei, das am Fuße eines Berges liegt, dessen Spitze ein altes Schloß krönt. Die Volkssage erzählt hier: Vor vielen Jahren lebte in dem Schlosse ein Ritter, dessen Dame von den Ihrigen gezwungen worden war, ihm ihre Hand zu geben, während sie einem andern Ritter ihre Liebe geschenkt hatte. Dieser wollte seinen Kummer in den Mauern eines Klosters begraben, nahm in der Abtei St. Georg auf der andern Seite der Seine die Kutte, und wurde bald Abt des

Klosters. Er hatte dies Kloster gewählt, um wenigstens in der Nähe seiner Geliebten mit ihr dieselbe Luft einzuathmen. Ein deutscher Träumer würde dort gar schön geseufzt haben, dem französischen aber wurde jene Luft und die Nähe seiner Geliebten sehr bald gefährlich, und er konnte seiner Liebe nicht widerstehen. Als ihn der Zufall einst mit seiner Herzensdame zusammenführte, schlug das unterdrückte Feuer in neuen Flammen auf. Von nun an schwamm er jede Nacht durch die Seine und vergaß in den Armen seiner Geliebten, daß er Mönch, und sie die Frau eines Andern sei, bis sie endlich der Ritter überraschte, den Abt erschlug, und seine Frau in dem Kerker seines Schlosses verkümmern ließ. Bis zur Revolution baten die Mönche von St. Georg für die Seele des ohne Absolution gestorbenen Abtes.

Bei Caumont, auf der linken Seite der Seine, sind eine Menge Steinbrüche, die zu besuchen für den Geologen interessant sein mögen. Am Fuße des Berges liegt eine Art Sommerhaus, la Vacherie, in welchem zur Zeit Voltaire's die Sängerin Madame Duboccage wohnte. Voltaire nannte sie die zehnte Muse. Grimm aber erzählt eine Geschichte, die für ihn selbst, für Voltaire und die arme Sängerin charakteristisch genug ist. Grimm sagt:

„Je me trouvais à cette fête et je pourrais en

donner des détails, que l'héroïne a elle même ignoré. Voltaire se tourmenta toute la journée à faire un quatrain pour elle et n'en put jamais venir à bout. Le Dieu des vers, prévoyant l'usage qu'il voulait faire, s'était éloigné de lui. Le souper arrive, point de vers. Le chantre de Henry IV. dans son désespoir, se fit apporter du laurier, en fit une couronne, qu'il posa sur la tête de la pauvre colombine, en lui faisant des cornes de l'autre main et tirant sa langue d'une aune aux yeux de vingt personnes qui étaient à table; et moi qui crois religieusement à l'hospitalité et qui la soutiens d'institution divine, j'étais assez fâché de voir le premier poète de France la violer envers une bonne femme, qui prenait toutes ces pantalonades au pied de la lettre."

Man kann die Frivolität nicht weiter treiben, als dies hier von Voltaire geschehen.

Wenn Grimm nur diese Anekdote der Nachwelt überliefert, so hätte er genug gethan, um Voltaire für alle Ewigkeit zu charakterisiren.

Voltaire war einer der größten, gewaltigsten Geister, die es je gegeben hat. Er war mehr als ein Genie, er war ein Charakter. Seine Hiebe waren Keulenschläge, seine Stiche Dolchstiche, die das Herz trafen. Ein Jahrtausend wird vergehen, und man wird noch im-

mer die Spuren sehen, die er, wo er seinen Fuß hinsetzte, zurückgelassen hat.

Aber er war herzlos, wie selten ein Franzose, und diese Anektode ist des Sängers der Pucelle würdig.

Voltaire wollte das Christenthum, oder besser die Religion, die aus der Lehre Christi hervorgegangen, zerstören; er wollte, und er zerstörte sie in Frankreich, und selbst anderswo, wohin seine Stimme drang. Aber er, wie so viele Andere, war der Bär in der Fabel, von dem ich schon sprach. Er hat in Frankreich nicht nur die christliche Religion zerstört, sondern allen Glauben, und alles Große, was sich an den Glauben anschließt. Er hat den Geist besiegt, und seit dieser besiegt ist, herrscht die Masse, das Interesse, der krasseste Egoismus. Seine Herzlosigkeit, mit der er das Heiligste angriff, mit der er aus der Jungfrau eine Hure, aus dem Gefühle einen Candidismus — man erlaube mir das Wort — machte, ist ins Blut der höheren französischen Gesellschaft übergegangen, und so oft in dieser von Hohem, von Erhabenem, von Gefühl die Rede ist, ist es mit seltener Ausnahme nur das frivole Laster, das dieselben erlügt, und sich nicht einmal die Mühe giebt, ein Leben zu erheucheln, das diese Lüge nicht als solche zeigt. Nur in dem Theile der Gesellschaft, wohin diese Lehren bis jetzt

nicht gedrungen sind, ist eine Hoffnung für eine bessere Zukunft. —

Doch weg mit dem gespenstigen Schatten des Philosophen, wie man den zerbrochenen Kämpfer nannte. Ich habe Besseres zu thun; die Gegend ist zu schön, um sich das Bild, das vor uns liegt, durch einen Gedanken in die trübe dunkle Zukunft zu verderben. —
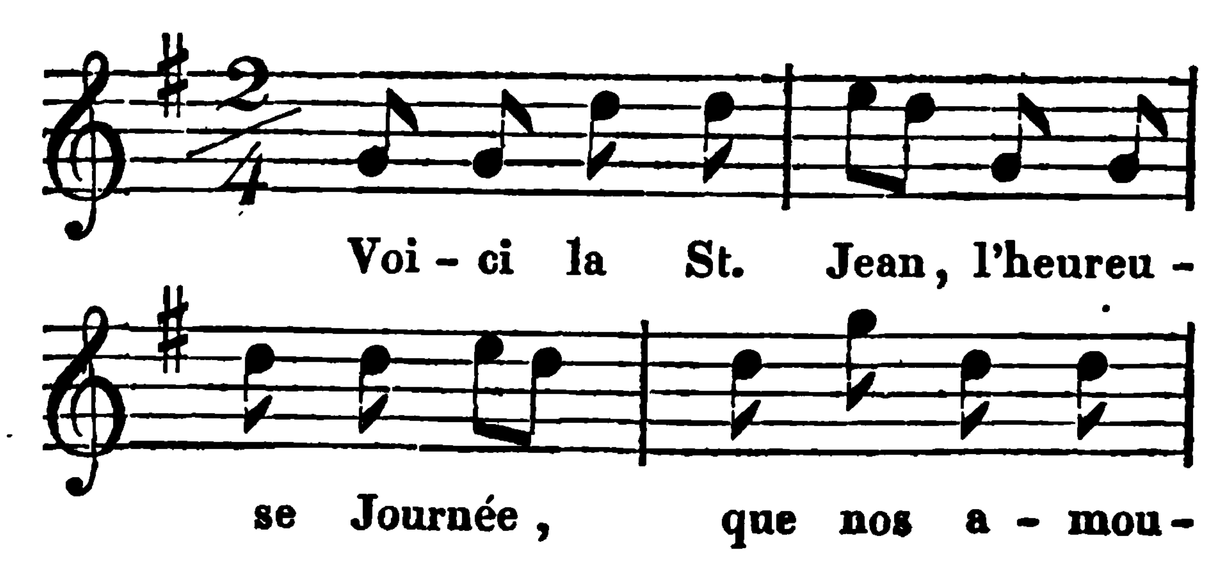
Hinter La Bouille liegt das Schloß Roberts des Teufels. Ich habe davon viel zu erzählen, und das Schiff geht zu schnell. In einem ruhigern Augenblicke komme ich darauf zurück.
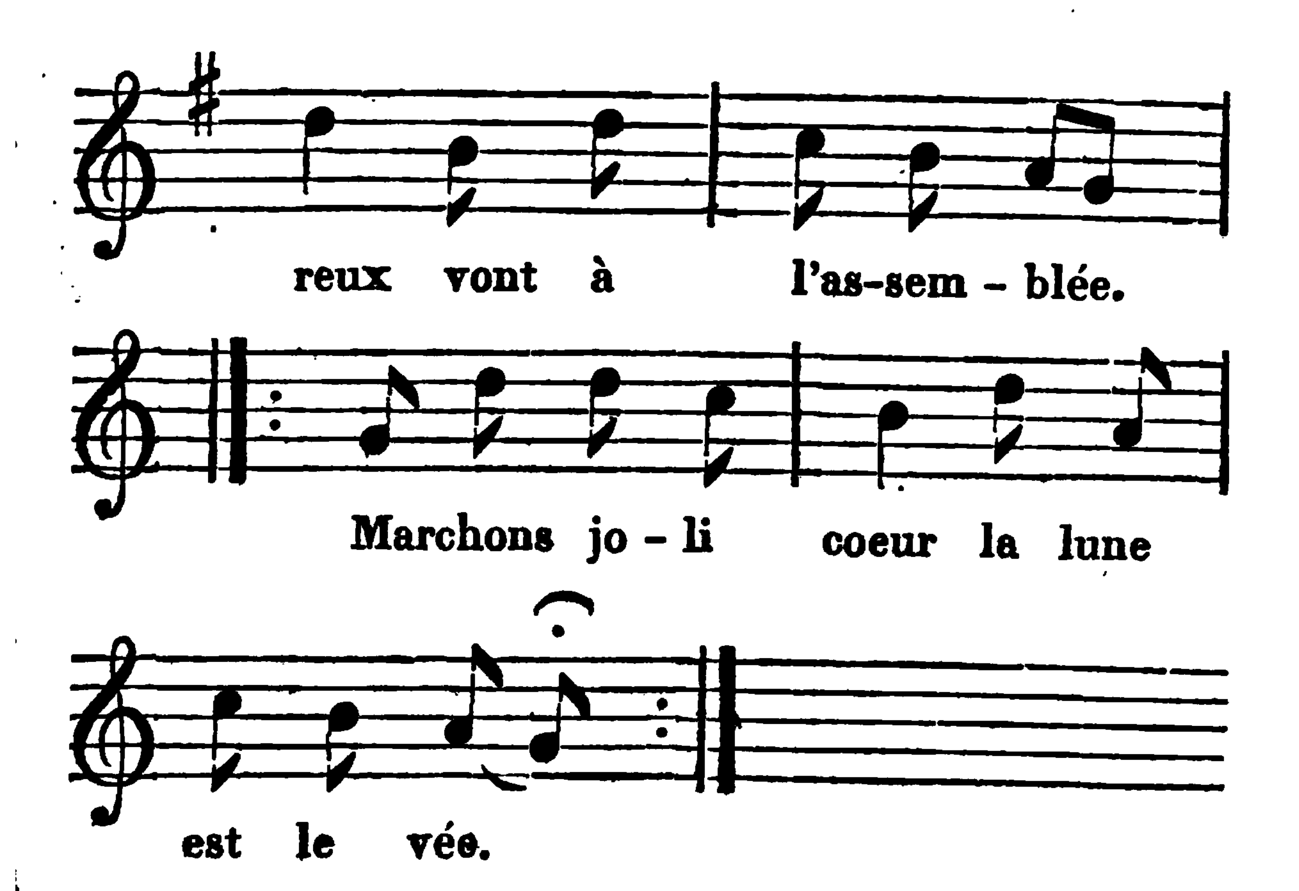
Auf der rechten Seite der Seine liegt hier der Wald Roumare, von dem das Volk jene Geschichte des Armbandes erzählt, das der Fürst an einem Baume habe hängen lassen, und das dort mehre Jahre unberührt geblieben, weil jeder unter ihm das Eigenthum zu achten gelernt hatte. Ob die Anectode wahr oder nicht, ist am Ende einerlei; denn das Volk, das solche erfindet, macht sie nur, um die Helden derselben zu charakterisiren. Die Anectode von dem Armbande ist ein unumstößlicher Beweis, daß das Volk einst durch die That sich überzeugt hat, wie die Normannen auch den einfachsten Diebstahl zu bestrafen, wie sie Recht und Gerechtigkeit herzustellen wußten; und beweist als solche mehr, als alle Declamationen über die Barbarei der nordischen Einwanderer.

Wir sind dem Ziele unserer Reise nahe.

Es öffnet sich jetzt allmählig eine Aussicht nach Rouen, die so schön ist, daß sie des Malens werth, und zu schön, um mich zum Beschreiben zu verleiten. Mit jedem Schritte treten die alten, ehrwürdigen Dome der Stadt näher, und es zieht uns zu denselben mit solcher Macht hin, daß selbst die Schnelligkeit des Dampfschiffes uns zu langsam erscheint. Endlich erreicht dasselbe die Quais des Hafens, und die Masse der sich um uns drängenden Garçons der Wirthshäuser reißen uns aus unsern Träumereien heraus, und versetzen uns in die nackte Gegenwart einer französischen Provinzialstadt.

Das Lied des grünen Wolfes.




reux vont à l'as-sem - blée.
Marchons jo - li coeur la lune
est le vée.

Tankarville.

So oft ich an dem Schlosse Tankarville vorbeigefahren, schien es mir jedesmal, als ob ein schwarzer Schleier auf demselben ruhe, und Alles ringsum die Trauer der verlassenen Ruine theile. Das Schloß liegt Quillebeuf gegenüber in einem dichtbuschigen Thale, dessen Fuß, kahle Felsblöcke, abwechselnd die Fluthen der Seine und des Meeres bespühlen. Die grauen halbzerfallenen Thürme geben dem ganzen Bilde ein um so ernsteres Ansehen, als aus dem dichten, dunkeln Walde nur ein paar ärmliche Bauern- und Fischerhütten hervorschauen. Anderswo sieht man um die Ruinen der Vergangenheit meist Zeugen des Fortschrittes, der Cultur der Gegenwart, neben dem zerbrochenen Greise die rüstige Jugend; hier aber sitzt der trauernde Greis allein am Ufer, und klagt den Wogen des Meeres und der Seine sein Un-

glück, seine graue Thatlosigkeit, ohne daß das frische rüstige Treiben seiner Enkel, unsern Blick von ihm ablenkend, Trost gewährte.

Tankarville war einst der Sitz einer der ersten Adelsfamilien der ganzen Normandie, und die Geschichte jener Ruine und ihrer frühern Bewohner ist die des ganzen Adels in der Normandie.*) Der Name Tancar, wie Tankred, (vielleicht mit diesem gleichbedeutend) zeigt nach Norden. Die Herrn von Tankarville waren Normannen, die sich mit Rollo und seinen Gefährten in das Land getheilt hatten, als dieser es nach der Schnur abmaß, und jedem seiner Gefährten so und so viel Schnur Landes gab. Zum ersten Male, wo wir in der Geschichte einem von Tankarville begegnen, finden wir denselben als den Lehrer und Führer Wilhelms des Eroberers. Er begleitete denselben, 1034, als er, noch ein Knabe, eine Schenkung seines Vaters Richards I. der Abtei von Préaux überbrachte, und er war Zeuge, daß die germani-

---

*) Wenn ich bei Tankarville und nicht bei jedem beliebigen andern Adelsschloße an die einzelne Familie die Geschichte Aller anknüpfe, so ist der Grund, daß es einmal einerlei ist, welche man hierzu wählt, dann aber, daß gerade über Tankarville ein ganz tüchtiges Werk: l'histoire de Tancarville par Deville. Rouen 1834, dem ich das Factische entlehnt habe, hier den Weg in etwas gebahnt und geebnet hat.

schen Rechtsgebräuche noch in ihrer Reinheit unter den Normannen bestanden, denn er sah zu, wie Onfroy, Vater Rogers von Beaumont, allen Anwesenden zum Andenken an den feierlichen Akt eine Ohrfeige gab. Später war er der Kanzler des Eroberers und übertrug dieses Amt auf seinen Sohn und seine Enkel, die die erblichen Kanzler der Normandie wurden.

Diese Würde war sicher, wenn sie auch mitunter vom Vater auf den Sohn überging, früher nur persönlich, und wurde erst von der Zeit an erblich, als sich überhaupt nach und nach der Begriff des persönlichen, des Verdienstadels verlor, und sich mehr und mehr an eine Familie und zuletzt an ein Grundstück, ein Schloß, eine Baronie, Grafschaft oder ein Herzogthum knüpfte.

Bis zum Anfange des 12ten Jahrhunderts war in der Normandie, wenn auch im Geiste bereits der Adel eine rein erbliche Institution — nothwendige Folge der Eroberung — war, der Begriff einer Besitzeraristocratie, die sich auf ein Schloß, ein Eigenthum fußte, noch nicht ins Blut und in die Gewohnheiten der Normannen übergegangen. So finden wir die spätern Hrn. von Tankarville nur als Raoul, fils de Gerald,, als Wilhilm, fils de Raoul u. s. f. bezeichnet, und erst aus dem Jahre 1103 ist eine Urkunde vorhanden, in der die Nachkommen Raouls als Herren von Tankarville unterzeichnen.

Die Eroberung Englands hatte dem Adel der Normandie eine neue Kraft, Theil an dem Raube, größern Besitz und Reichthum gegeben. Die Kriege in England hatten ihn daran gewöhnt, vom Steggreife zu leben, und das Volk für nichts mehr und nichts weniger als eine ihm preisgegebene Beute anzusehen. In ihr Vaterland zurückgekehrt, blieben die tapfern Ritter, was sie in England gewesen waren, hohe und mächtige Räuber; und als sie das Volk ausgeplündert hatten, als die Ohnmacht der Söhne und Enkel Wilhelms des Eroberers, und deren Streitigkeiten unter sich die letzten Fesseln, die die königliche Macht ihnen hätte anlegen können, zernichtet hatten, wurden sie erst selbstständig und im vollen Sinne des Wortes, was sie früher nur als Abgesandten, als Beamten des Fürsten gewesen waren, d. h. die Beherrscher des Landes. Nachdem das Volk nichts mehr zu bieten hatte, und ihm nichts mehr zu nehmen war, griffen sich die kleinen Beherrscher des Landes unter sich an, und beinahe ein Jahrhundert hindurch sehen wir den adeligen Nachbar im Kampfe mit dem Besitzer des nächsten Schlosses; eine Anarchie, wie die Geschichte kaum wieder eine aufzuweisen hat.

Die Eroberung hatte die eigentliche Aristocratie geschaffen, die Anarchie gab ihr ihren Glanz, ihre Kraft und Bedeutenheit. Der altgermanische Begriff der Frei-

heit, der enge an ein freies Eigenthum geknüpft war, mußte unter diesen Umständen zu einer Besitzaristocratie werden, und dann war es natürlich, daß die Besitzer nach und nach von ihrem Eigenthume den Namen borgten, mit dem sie bald sich mehr, als ihre Ahnen sich mit ihren Heldenthaten, brüsteten. Nachdem die Herren von Tankarville einmal in diesem Schlosse einen Namen gefunden hatten, nachdem das Schloß und der Besitz die Hauptsache geworden waren, ging dann auch natürlich die Würde, die früher zur Macht und zum Besitze erst führte, auf das Schloß selbst über, und so wurden die Mauern von Tankarville die Würdeträger der Kanzlerschaft der Normandie, und so oft die alte Kanzlerfamilie ausstarb, ging die Würde mit jenen Mauern auf die neuen Eigenthümer derselben über.

Die überwiegende Macht eines Theiles der Staatsangehörigen — wie groß oder klein ihre Zahl, weß Stammes sie sei — kann stets nur auf Kosten aller Staatsangehörigen und selbst der Staatsgewalt bestehen. Wie die Ritter in der Zeit ihrer Blüthe das Volk behandelten, ist nicht mehr nöthig zu beschreiben; daß sie aber selbst dem Königthume, der Regierung, die ihnen die Hand geboten, die Mittel gegeben, sich über das Volk zu erheben, zum gefährlichsten Feinde wurden, daß sie dasselbe untergruben und zernichteten, zeigte sich allwärts in der Normandie klarer als

anderswo, und die von Tankarville liefern hier einige Beweise, die sprechend genug sind. Der erste, der offen gegen seinen Fürsten handelte, hieß Wilhelm I., der, als Ludwig d. Dicke, König von Frankreich, Aigle belagerte, dem Könige von England und Herzoge der Normandie, Heinrich II., als dieser zum Ersatze der Stadt mit seinem Heere herbeieilte, vorspiegelte, daß Rouen bedroht sei, und ihn so bewog, sich zurückzuziehen. Es scheint, als wenn es ihm gelungen, seinen König zu bereden, daß er falsch berichtet worden sei, denn wir sehen ihn in der Schlacht von Brenmule, die er ebenfalls abgerathen hatte, und die zum Vortheile der Normannen ausfiel, an der Seite seines Königs. Aber er, wie die übrigen Ritter der Normandie, überließen es dem Fußvolke, der Plebs, die Schlacht auszukämpfen; von neunhundert französischen und normannischen Rittern blieben nur drei, „parce-qu'ils étaient entiérement vetu en fer, et attendu la craint de Dieu et la fraternité d'armes ils s'epargnaient l'un l'autre“ sagt der Chronikenschreiber. *) Es scheint mir die Sache an und für sich klar genug, ohne daß gerade die eisernen Harnische, die Gottesfurcht und die Brüderlichkeit mit ins Spiel zu kommen brauchte. Die Herrn Ritter hatten eben ein anderes Interesse als ihre Für-

*) Adarie Vital.

sten, sie fühlten keinen Beruf mehr, sich für diese, so oft es ihnen beliebe, oder ihr Vortheil es fordere, zu schlagen. Der Streit zwischen Frankreichs und Englands Fürsten war eine Quelle stets vergrößerter Macht des Adels in beiden Ländern, und so erklärt es sich von selbst, warum sie nicht wollten, daß derselbe mit einem kecken Streiche beendigt werde.

Sie schlugen sich dagegen desto tapferer gegen ihre eignen Fürsten. Denn so will es die Unnatur, die einem Theile des Volkes die Rechte des ganzen Volkes giebt. Und derselbe Wilhelm von Tankarville hatte auch in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht. Er war seinem Könige treu geblieben, als die große Masse des normannischen Adels unter der Anführung eines Galeron, Grafen von Meulan und Hugues von Montfort gegen denselben aufgestanden war, und die Unzufriedenen bei Bourg-Merould besiegt und ihre Anführer gefangen genommen wurden. — Sein Sohn, Robel, der bald nach jener Schlacht seinen Vater beerbte, war der Feind seines Königs und Etienne war gezwungen, um ihn zu besiegen, sich der Hülfe des Königs von Frankreich vorher zu versichern, so daß es der Macht zweier Könige bedurfte, um einen Rebellen in seinen Festen von Lillebonne, Villers, Maison &c. zu belagern, und sie selbst dann noch gezwungen waren, mit ihm einen förmlichen Friedensschluß ein-

zugehen. Um die Macht der Aristocratie, und die durch dieselbe bedingte Ohnmacht des Königthums zu charakterisiren, braucht man eben nur einen solchen Friedensschluß des Königs mit seinen Unterthanen anzuführen. Der Sohn Robels stand dann später in der Reihe der Aufrührer, die der Prinz Heinrich gegen seinen Vater Heinrich II. führte.

Diese Zeit der Anarchie war die der höchsten Blüthe des Adels. Er hatte nur noch einen Schritt zu thun, um die Königswürde gänzlich zu zernichten, oder wenigstens auf eine leere Form herabzusetzen; der Ursachen, die ihn abhielten, diesen zu thun, giebt es sicher mehrere, und verschiedene in den verschiedenen Ländern, wo nicht, wie in Deutschland, der Adel sich nach und nach wirklich zu selbstständigen Fürsten und wie in England wenigstens zu den Gesetzgebern und Beherrschern des Landes hinaufzuschwingen wußte. Die Kreuzzüge sind für Frankreich eine der allgemeinen und Hauptursachen, und die Eroberung der Normandie durch Frankreich für jenes Land die einflußreichste der besondern Ursachen.

Der Charakter der Franzosen will, daß sie sich derjenigen Neigung, die sie einmal ernstlich ergreift, mit Devouement hingeben. Ich brauche mit Absicht das französische Wort, da unser deutsches: Ergebenheit dasselbe nicht übersetzt, indem es lange nicht so activ, so ohne

alle Rücksichten ist. Der Franzose denkt und fühlt nichts Anderes mehr, wenn er sich einmal mit Devouement einer Sache angenommen hat; und so lange die Kreuzzüge dauerten — und die Franzosen waren die ersten und die letzten, die unter der Fahne des Kreuzes fochten — lebte im französischen Adel nur der Eine Gedanke, der der Eroberung des Grabes Christi. Die innern Streitigkeiten wurden seltener, die Masse der Ritter wanderte aus, und die große Mehrzahl eroberte außer dem Grabe Christi eines für ihre eignen Gebeine. Ja! das Grab Christi wurde das Grab der Macht des Adels. Und es ist das nicht die geringste Wohlthat, die sich an diesen Namen knüpft! — Die Könige von Frankreich, die seltener als die Kaiser Deutschlands dem Rufe Roms folgten, und das Volk, das nur in Minderzahl zu dem ritterlichen Werke berufen wurde oder sich berufen fühlte, benutzten die Zeit der Ruhe, um einmal wieder freier Athem zu holen.

Eine Institution, so unnatürlich als die Herrschaft einer Aristocratie, kann nur durch Gewalt entstehen, und nie ist der Spruch, daß eine Regierung nur in der Fortsetzung der Politik, der sie ihren Ursprung verdankt, die ihr die Macht in die Hand gegeben hat, auch die ihres Fortbestehens findet, wahrer als hier gewesen, denn die Aristocratie, Tochter der Eroberung und Gewalt, hörte

auf zu sein, als sie nicht mehr eroberte, nicht mehr kämpfte, nicht mehr in der Anarchie neue Kraft zur Anarchie einsog. Der Friede mußte sie tödten, und die Kreuzzüge führten eine Art innern Frieden herbei, indem sie den Krieg außer Landes spielten. — Die Grafen von Tankarville folgten dem allgemeinen Rufe, und so herrschte denn auch in ihren Besitzungen, während sie abwesend waren, Ruhe und Friede.

In Deutschland brachen die Kreuzzüge nur noch mehr die Macht der Kaiser, da sie selbst einen zu thätigen Theil an denselben nahmen, und die Zeit, wo sie hätten handeln können, unbenutzt vorübergehen ließen. Aber auch hier hatten sie die Folge, daß wenigstens der kleinere Adel mehr und mehr seine Macht verlor, daß die Städte sich freier bewegen konnten, und daß am Ende nur ein paar hundert große Adelsherrn übrig blieben, um sich in die Macht der Kleinern zu theilen. —

Die Eroberung der Normandie durch die Franzosen vollendete den politischen Untergang des normannischen Adels, denn er wurde von dem französischen Adel in den Hintergrund verdrängt, und nahm nur selten thätigern Antheil an den größern Ereignissen der Staatsangelegenheiten. Auf Frankreich selbst übte diese Eroberung indirect dieselbe Wirkung aus, denn sie führte später zu den Versuchen der Engländer, diese Provinz wieder zu ero-

dern, und gab dann dem ganzen Adel Frankreichs während beinahe einem Jahrhunderte vollauf an einem Ende des Reiches zu thun, und den rüstigern Königen unterdeß das Mittel, im Innern desselben ihre Macht zu begründen und zu befestigen.

Nach den Kreuzzügen, nach der Eroberung der Normandie durch Frankreich finden wir den Namen der Grafen von Tancarville nur noch in den Stiftungsurkunden der Kirchen, und etwa in der Namensliste der Ritter, die auf den Befehl des Königs seine Schlachten ausfochten.

Aber wenn der Adel seit diesen Ereignissen politisch todt war, so sollte dennoch sein Leichenbegängniß erst Jahrhunderte später stattfinden. Die Leiche lag noch auf dem alten Paradebette, und der Bauer und Bürger zog vor wie nach die Mütze ab, und betete sein: „Halten zu Gnaden!" oder „à vous servir, mon seigneur!" so oft er an derselben vorüberging. Es ist das eine geschichtliche Erfahrung, die grausig und erschütternd ist, wenn man die Leichen, die noch Jahrhunderte als solche wie ein Zauber die Menschheit in Fesseln halten, betrachtet, wenn man sieht, daß sie erst begraben werden, nachdem sie bereits verfault sind, und die Luft eines neuen Jahrhunderts verpestet haben. Die Menschen scheinen jenen Kindern zu gleichen, die mit ihrem Vater auf eine Insel verschlagen wurden, und die, als er todt war, so lange um ihn lebten, ihm seine tägliche Speise vorsetzten, und

sich wunderten, daß er nicht aß, bis sie endlich der Pestgeruch wegtrieb. Sie haben keinen Begriff davon, daß ein so starker Mann, eine so gewaltige Institution untergehen könne. Die Leiche der römischen Republik lag in Rom, und die Welt staunte sie an, und gehorchte ihren stummen Befehlen, bis Cäsar mit dem Fuße dran stieß, und sie zusammenfiel. Und kaum ein Jahrhundert später saß auf dem Kaiserthrone Roms abermals ein gespenstiger Cadaver ohne Geist, und hielt die Welt in Schrecken, bis endlich die Germanen kamen, und ihn hinabstießen. Und erst als die französische Republik und Bonaparte an dem deutschen Kaiserstuhle rüttelten, sahen auch unsere Väter ein, daß auf demselben, wie einst auf dem Roms, nur eine Leiche saß; und vielleicht sehen unsere Söhne einst, daß auch unsere Zeit ihre Leichen hatte.

Wo wir von jetzt an in der Normandie noch dem Adel begegnen, ist er entweder eine Satyre des alten Ritterthums, wie in einem Streite zwischen einem von Tancarville, dem ein von Harcourt ein Auge ausschlug, und dann mit ihm vor dem Könige Philipp dem Schönen einen Gang, ein Gevattermännchen, wie wir deutschen Studenten sonst sagten, zur Wiederherstellung der wechselseitigen Ehre machte; oder er ist wenigstens ohne alle Bedeutung, und seine Streitigkeiten gewinnen nur Gewicht, wenn er sich einem andern, einem höheren Inter-

esse anschließt. Als die Engländer landeten und bis Caen vorrückten, sehen wir Jean II. von Melun, Graf von Tancarville, — die alte Familie war ausgestorben und Schloß und Ehren auf die von Melun übergegangen — nebst einem Dutzend Ritter und eben so vielen Knappen an der Spitze der Bürger, und nicht sein, sondern dieser Wille geschieht. Der Connetable von Nesle hatte vorgeschlagen, um die Stadt mit mehr Nachdruck vertheidigen zu können, die Vorstädte niederzureißen. Aber die Bürger von Caen widersetzten sich, und verlangten — sie waren zum Gefühle ihrer Kraft gekommen — auf offenem Felde dem Feinde entgegen geführt zu werden. Quand le connetable veit la grande volonté d'eux, ce sait au nom de Dieu, vous ne combattrez mei (pas) sans moi, sagt die Chronik der Zeit (Froissard). Die Bürger also nahmen den Adel in's Schlepptau. Sie hatten sich zu viel zugetraut, wurden besiegt, und vertheidigten sich noch, als die Engländer mit ihnen zugleich in die Stadt drangen, von Straße zu Straße, nachdem die Herrn Ritter bereits das Schwerdt gestreckt hatten, und gefangen genommen worden waren.

Wir sind schon manchmal auf die Theilnahme des Volkes bei der Vertreibung der Engländer gestoßen, und ich werde noch anderswo von seiner kräftigen Vertheidigung gegen die ihm zu Ausländern gewordenen frühern Stamm-

genossen zu sprechen Gelegenheit finden. Auch bei Tancarville zeigte sich in jener Zeit, daß das Volk zur eignen Kraft erstanden war. Das Schloß war von den Engländern erobert worden, während Jacques d'Harcourt, der jetzige Besitzer desselben, seine Feste Crotoy tapfer gegen die Soldaten Heinrichs V. von England vertheidigte. Die Engländer sahen Land und Volk als ein erobertes Gut an, und behandelten dasselbe als solches. Da erhoben sich die Bewohner des pays du Caux, — am rechten Ufer der Seine, von Rouen bis zum Meere — bewaffneten sich, so gut sie konnten, mit Lanzen, Schwerdtern, Aexten, Stangen und Stöcken, und fielen über die Plünderer her. Die Engländer sahen sich gezwungen, mit ihnen einen Vertrag zu schließen, worin sie versprachen, sie in Ruhe und Frieden zu lassen, worauf sich die Bauern und Bürger wieder zurückzogen und zerstreuten. Troß des Vertrags überfielen dann die Engländer einen Theil derselben bei St. Pierre-sur-Dive, nahe bei Tancarville, verrätherischer Weise, und erschlugen ihrer 1000—1200. Die Uebrigen flüchteten sich in das Gehölze von Tancarville, wo sie sich dann von neuem ordneten und einen Bürger, Guernier, zu ihrem Anführer wählten. Auch hier wieder gaben sie den Impuls. Sie ließen dem Marchal de Rieux sagen, daß er seine Soldaten zusammenziehen und zu ihnen stoßen solle, und eroberten dann nach und nach

Fecamp, Harfleur, Montivilliers, Valmont, Longueville, und endlich auch Tancarville. Zwei Jahre später erhielten die Engländer zwar auf eine Zeitlang wieder die Oberhand, und nahmen dann auch Tancarville wieder weg. Seine Vertheidiger waren 30 — 40 Bauern des pays de Caux, unter dem Befehle eines ihrer Landsleute; und sie übergaben das Schloß erst nach drei Monaten, nachdem sie nichts mehr zu essen, und dem Feinde eine ehrenhafte Capitulation abgezwungen hatten.

Der Adel sah diese Theilnahme des Volkes am Kriege mit dem höchsten Widerwillen, machte sich über diese ungelehrten Krieger bei jeder Gelegenheit lustig, und freute sich, so oft sie eine Schlappe erlitten. Aber es ist klar, daß hier bereits das Volk Alles, und der Adel nur noch dem Namen nach Etwas ist. Ludwig XI. zeigte den Hellersehenden, daß auch dieser Name nichts mehr zu bedeuten habe; er befahl, und der Adel gehorchte; und zum Lohne dieses Gehorsams gab er den unterthänigen hohen Herrn einen neuen Titel. Er — doch weiß ich das nicht mehr recht, oder einer seiner Nachfolger, Einerlei — gab den von Tancarville einen höhern Titel. Nur das Volk selbst sah noch nicht, daß es einem todten Götzen opfere, die Speicher von Tancarville füllte, wenn der Fischer jeden esturgeon auf's Schloß brachte, und jeder Schiffer, der an demselben

vorüberfuhr, seinen Falken oder anstatt dessen 12 sous dem Besitzer desselben ablieferte.

Die Hugenottenkämpfe, in denen abermals der Besitzer von Tancarville, jetzt der Herzog von Longueville, eine Rolle spielte, waren der letzte ernstliche Versuch der Aristocratie, sich wieder eine politische Macht und einen politischen Wirkungskreis zu verschaffen. In Deutschland ist dies besser gelungen. In Frankreich brach sich in demselben das letzte Restchen Kraft des Adels, und als er in den Kämpfen oder besser Intriguen der Fronde einen neuen Versuch machte, wurde er nur zum Gespötte.

Und sogar in diesen Kämpfen mußte er seine Macht anderswo, als in sich selbst, suchen. In den Hugenottenkriegen berief er sich auf's Volk, und konnte nur dadurch, daß er die Reform zu seinem Feldgeschrei machte, sich Kämpfer und Lebenskraft gewinnen. In den Intriguen der Fronde suchte er seine Helfershelfer selbst in den Hallen von Paris, wo sich dann der Herzog von Beaufort den Namen eines roi des halles verdiente.

Das Schloß von Tancarville sollte endlich das herannahende Ende der Täuschung verkünden. Law kaufte die Mauern, die einst zum Kanzler der Normandie machten. Der Zauber war gelöst, aber noch wollte nicht alle Welt dies einsehen, noch hatten die Ammen- und Kinder-

mährchen ihren Einfluß. Die Könige von Frankreich waren die Feinde des Adels, so lange dieser mächtig war. Sie brachen seine Kraft, und sahen nicht, daß an dessen Stelle eine andere trat. Sie glaubten durch die politisch zernichtete Aristokratie das Volk vor wie nach beherrschen zu können, und gingen durch diesen Glauben unter, wie Alles untergehen muß, was dem Strome der Ereignisse sich entgegenstemmt. So kam die Revolution, und die Prophezeiung vieler Jahrhunderte ging in Erfüllung. Die lange angebetete Leiche zerfiel in Staub.

Das Schloß von Tancarville wurde als Staatseigenthum confiscirt, und 1804 der Stadt Havre als Hospital übergeben. Die Gerechtigkeit der Geschichte wollte versöhnt sein.

Gegenwärtig gehört es wieder der Familie von Montmorency, der es durch eine Ordonnanz Carls X. vom 29. Juni 1825 zurückgegeben wurde.

Das Schloß ist jetzt eine Ruine, und Carl X. starb in Böhmen. —

Robert der Teufel.

Rouen — Juli 1837.

Es giebt wenige Volkssagen, die so die Reise um die Welt gemacht haben, wie die Roberts des Teufels. Meyerbeer hat dieselbe würdig gehalten, sie aus dem Staube der alten Romane, Theaterstücke und Geschichten wieder an das Tageslicht hervorzurufen, und sie von neuem auf eine Welt-Reise zu schicken.

Die Sage ist litterarisch merkwürdig, denn sie gab den Poeten der verschiedenen Epochen, und fast in allen civilisirten Ländern, Gelegenheit, an derselben ihre Kunst zu üben. Frankreich, England, Italien und Spanien haben ihre Romane über die Abenteuer eines von der Geschichte vergessenen Ritters.

In einem Manuscripte: Miracles de la Notre Dame aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, das in der bibliotheque du Roi zu Paris aufbewahrt ist, findet sich unter

andern ein Drama über das Mirakel der Jungfrau Maria, das Robert den Teufel bekehrt hat. *)

Dasselbe ist eines der ältesten schriftlichen Denkmale dieser Sage; es wurde in einer Zeit verfaßt, wo die scenische Kunst noch auf ihrer niedrigsten Stufe stand, und ist somit schon als Geschichts-Denkmal der Litteratur von Bedeutung. Hier eine Analyse desselben.

In der ersten Scene sehen wir den Vater Roberts, einen Herzog der Normandie, diesem sein Leben vorhalten, eine Bußpredigt, die, wie schon die zweite Scene zeigt, ohne allen Erfolg bleibt. In dieser überfällt Robert mit seinen Gesellen erst ein Kloster, dessen Schatz er rein ausplündert, dann kommt die Reihe an einen Bauern, dem er ebenfalls Alles nimmt, was er hat. Es genügt ihm nicht, ihn zu bestehlen, und so sagt er:

Ores sces-tu, qu'il est, Vilain!
Di grans merci la compagnie
Quant nous ne te tollons la vie.
Sus allons m'ent. **)

---

*) Es wurde in Rouen bei Frere 1836 publizirt.

**) Jetzt weißt du, wovon es sich handelt, Vilain!
Sage schönen Dank der Gesellschaft,
Wenn wir dir nicht das Leben nehmen.
Auf! gehen wir weiter. —

worauf der Bauer antwortet:

Seigneurs je prie Dieu bonnement
Quil vous tiengne touz en sante
Et quil vous doint par sa bonté
En fin d'amour.*)

Es ist diese Sprache des Bauern, der bestohlen worden, characteristisch genug, und war wohl ungefähr dieselbe, die sie bei ähnlichen Gelegenheiten in der Zeit, in der der Dichter sein Schauspiel schrieb, führten.

Von dem Bauern geht Robert in ein anderes Kloster und bestiehlt hier abermals die Pfaffen, und antwortet ihnen, als sie ihm seine Sünden vorhalten:

Et si vous jure par le Dieu pis
S'ay fait mal, encore firay pis
Né ne verray Dame tout belle
Soit mariée ou soit pucelle
De qui n'ai veuille ou ne acuille
Ma volonté qui que s'en duille. **)

---

*) Meine Herrn ich will inständigst Gott bitten,
Daß er Sie Alle gesund halte,
Und Ihnen in seiner Güte gebe,
Ein liebreiches (seliges) Ende.

**) Und ich schwöre beim Leibe Gottes,
Wenn ich Schlimmes gethan, so will ich noch Schlimmeres thun,
Ich will keine schöne Dame sehen,
Sei sie Frau oder Jungfrau,
Die mir, mag sie wollen oder nicht,
Nicht meinen Willen thun soll, klage darüber wer will.

Er trieb die Sache selbst den Baronen zu toll, und so gehen diese (Sc. III.) zum Herzoge, um seinen Sohn zu verklagen, und der Herzog läßt Robert durch einen Abgesandten vorladen. Der Gesandte des Vaters kommt zum Sohne, der ihm (Sc. IV.), ihn und den Herzog verhöhnend, ein Auge ausbrennen läßt. Als dieser in seinem Schmerze wimmert, sagt Robert:

Taissez vous, en dormez mieux
Quand serez en vois lez couchiez. *)

Der Bote kommt (Sc. V.) zum Herzoge zurück, worauf dann der Vater nach gepflogenem Rathe seinen Sohn verbannt, was uns und dem Volke in der sechsten Scene ein Ausrufer verkündet.

Robert hört ruhig sein Urtheil und beschließt, sich in den Wald und auf sein Schloß zurückzuziehen. Von hier aus macht er (Sc. VII.) einen Ausflug, findet unter Wegs mehrere fromme Einsiedler, die er ermordet, und erschlägt dann noch einen Knecht seiner Mutter. Diese That scheint aber die Gefühle des Sohnes angeregt zu haben, und so beschließt Robert seine Mutter aufzusuchen:

---

*) Schweige, du wirst nun leichter einschlafen,
Wenn du dich ins Bett legst.

Et je la voie, ne finiray
Tant qu' à ma mère parleray
Comment quil voise. *)

Robert langt (Sc. VIII.) in dem Schlosse Arques an. Knechte und Mägde fliehen, als sie ihn sehen, und so tritt er unangemeldet bei seiner Mutter ein. Er verlangt von ihr zu wissen, warum er so zum Bösen geneigt, und wir hören dann das große Geheimniß.

Die Mutter: Fils, puis que dire le convient
Sachez de moi vient le pechiez.
Pour Dieu la teste me tranchiez
Is nel le pas. **)

Robert: Mère ce ne feray-je pas,
Mauvais sui trop, mais je seray
Pis encor, se vous feraye.
Mais dites moi pour quel pechiez
Je suis si mal entechie.
Je vous empri. ***)

---

*) Und ich will sie sehen, will nicht ruhen,
Bis ich meine Mutter gesprochen,
(und gehört) wie es ihr gehe.

**) Mein Sohn, da ich es sagen muß,
So wisse denn, daß die Sünde von mir kommt;
Um Gottes willen schlage mir den Kopf ab,
Hier auf der Stelle.

***) Mutter ich werde das nicht thun.
Ich bin schon zu schlecht, aber ich würde
Noch schlechter sein, wenn ich das thäte.
Aber sage mir, um welcher Sünde willen
Bin ich so schlecht denkend.
Ich bitte dich darum.

Die Mutter: Biau fils, volontier sans detri (retard)
Quand espousé m'at vostre père
Je fa lonc temps sans estre mère,
Et sans enfant nul concepvoir,
Dont sauvant me courouçay, voire!
Et tant qu'une foiz dans mon lit,
Ou me gisoit par dilit,
Par ce que seul ma vie estre
Par ire dis: puisque Dieu mettre
Ne veult enfant dans mon corps
Sy li met le Diable lors.
A celle heure, à celle foiz
Revint vostre père du bois,
Qui me trouva tout esplouré,
Et li proudons sans demouré.
Pour moy courroucée appaiser
Me prît doulcement à baisser.
Et la fustes vous engendré.
De voir dire ne me tendré
Toutes voies, comme homme sage
Pria Dieu de devot courage
Qui sil avenait quil eust
Engendré fruit qui li pleust
Qui tel le feist, ains sa fin,
Qu' amer peust Dieu de coeur fin,
Et li servir honestement
Qu'en gloire pardurablement
Regnast, ce fut dulce parole.
Mais je comme disvée et fole,
Dis: „Mais qu'au Diable puist il estre
Quand Dieu ne s'en veult entremettre.
Que de vous puis enfant avoir
A li le doing.“ De cela voir
Estes, selon m'intencion

De si male condicion
Comme vous êtes. *)

---

*) Guter Sohn, gerne, ohne Aufschub.
Als dein Vater mich geheirathet hatte,
Ging ich lange Zeit ohne Mutter zu werden
Und ohne ein Kind zu empfangen,
Worüber ich, in Wahrheit, oft zornig war,
Und so sehr, daß einst in meinem Bette,
Wo ich in Kummer lag,
Weil mein Leben allein war,
Ich im Zorne sagte: „da Gott
Kein Kind mir geben will,
So möge mir der Teufel Eines geben.“
Zu dieser Stunde, in dem Momente
Kam dein Vater aus dem Holze zurück,
Und fand mich in Thränen aufgelößt.
. . . .
Um meinen Zorn zu besänftigen,
Nahm er mich freundlich und küßte mich.
Und da wurdest du empfangen.
Ich will mich nicht enthalten dir die Wahrheit zu sagen.
Unterdeß als weiser Mann
Bat er Gott mit ergebenem Muthe,
Daß wenn es sich ereigne, daß er
Eine Frucht gezeugt habe, die ihm gefalle,
Er sie so machen möge,
Daß er mit seinem Herzen Gott lieben
Und ihm so gut dienen könne,
Daß er beständig in Ruhm
Herrsche; das war eine milde Sprache,
Ich aber, wie sinnlos und verrückt,
Sagte: „daß er dem Teufel gehören möge,
Wenn Gott nicht helfen will,

Das war selbst für einen nur Halbgläubigen die Gefahr nahe genug gerückt, und die Erzählung machte solchen Eindruck auf Robert, daß er beschloß, Buße zu thun, nach Rom zu pilgern und sich beim Pabst Ablaß zu erbitten. Die Mutter, die dies hört, wird ganz Weib und Mutter, und die Art, wie sie ihren Kummer ausdrückt, ist glücklich genug erdacht:

Je pers mon fils, je pers ma joie
Ne cuit, que jamais plus le voie
. . . .
Ha mes amours et mon chier fils. *)

Es ist natürlich und schön, daß sie über den Kummer der nahen Trennung selbst die Bekehrung des Sohnes vergißt.

Robert beginnt (Sc. IX.) seine Buße damit, daß er seine Gesellen auf einen bessern Weg zu bringen sucht,

---

Daß ich ein Kind von Euch habe,
So will ich es dem Teufel verdanken.“ Daher kommt in Wahrheit,
Daß du, nach meiner Ansicht,
Von so böser Art geworden,
Wie du es bist. —

*) Ich verliere meinen Sohn, ich verliere meine Freude.
Ich fürchte, daß ich ihn nie wiedersehen werde.
. . . .
O! meine Liebe und mein theurer Sohn.

und als diese sich dazu nicht gleich verstehen, macht er in seinem heiligen Eifer kurze Umstände und schlägt sie sämmtlich todt, und sagt:

Or donnez là vos sommes
Desormais serez prudcohommes
Il n'y aurai point de default. *)

Dann giebt er den Klöstern ihre Schätze zurück (Sc. X.) und der Abt kommt und verkündet (Sc. XI.) dem Herzog und der Herzogin die Buße und Abreise ihres Sohnes. Von dem bestohlenen Bauer ist nicht die Rede. Wer wird sich um die, selbst beim Bußethun kümmern. In der Scene, wo der Abt die Abreise Roberts ankündiyt, ist der Dichter abermals wieder glücklich, in der Art, wie er die Herzogin auftreten läßt, denn diese fragt:

Par foy, j'ay de li grand pitié
Et pour Dieu s'en va il a pié
Ou a cheval. **)

und zeigt sich somit abermals ganz als Mutter und als Weib.

---

*) So haltet denn dort Euer Mittagsschläfchen,
In Zukunft seid Ihr weise Männer,
Es wird das nicht fehlen.

**) Wahrlich ich habe großes Mitleiden mit ihm,
Und, um Gotteswillen geht oder zu Fuß
Oder zu Pferde fort!

Robert tritt dann seine Pilgerfahrt an, und wir finden ihn bereits in der folgenden Scene (XII.) in Rom. Beim Eintritte in den Pallast des Pabstes sagt er:

E! Vierge par qui paix fu faitte
Entre homme et Dieu quand il advint
Que Dieu en vous homme devint;
Ha! Dame pleine d'amnestié.
Ayez de moi pecheur pitié,
Qui oncques ne fez fors que maux
Mais tres doulce vierge loyaux
J'ai desire et affeccion
De faire ent satisfacion. *)

Es sind diese Verse poetisch genug, und man liest sie sicher nicht, ohne sich darüber zu verwundern, daß sie im 14. Jahrhundert gemacht wurden, wenn man damit die Machwerke der ein paar Jahrhundert später mit Lorbeeren und Gold gekrönten Dichter der unbefleckten Jungfrau zu Rouen vergleicht.

---

*) O! Jungfrau, durch welche Friede geschlossen wurde
Zwischen den Menschen und Gott, als geschah,
Daß Gott in dir Mensch wurde.
Ha! Dame voll der Gnade
Habe Mitleiden mit mir Sünder,
Der bis jetzt nur Böses gethan,
Aber siehe holde Jungfrau der Gerechtigkeit
Ich habe Sehnsucht und Neigung,
Buße zu thun.

Als die Knechte des Pabstes den Pilger gewahr werden, wollen sie ihn aus dem Pallaste hinaustreiben, und nur das Hinzukommen des heiligen Vaters verhindert sie, ihre Absicht auszuführen. Der Pabst hört des Sünders Beichte, und verweist ihn an einen frommen Einsiedler, um sich von diesem eine Buße auflegen zu lassen. Der Einsiedler, zu dem Robert geht, verlangt, nachdem ihm dieser (Sc. XIII.) seine Sünden vorgelegt, bis Morgen Bedenkzeit, und der Dichter benutzt diese Nacht, um uns von der Erde in den Himmel zu versetzen. Die Scene im Himmel (XIV.) ist in ihrer Art zu naiv, zu kindlich gemüthlich, als daß sie nicht verdiente hier mitgetheilt zu werden.

Gott: Gabriel! d'aller sus d'efforce
Et Toy, Michel avecques li
Et vous Jean mon chier ami
Aller veuille en celle chapelle
A mon bon ami, qui m'appelle
M'en venez avecques moi
Exorter li veuille, ce de quoy
Il me requiert. *)

---

*) Gabriel, zu gehen beeile Dich
Und Du Michel mit ihm,
Und Ihr Johann, mein theurer Freund,
Ich will zu jener Kapelle gehen
Zu meinem guten Freunde, der mich ruft,
Kommt mit mir,
Ich will hören, was
Er von mir verlangt.

Notre Dame: Fils puisque vostre conseil quiert,
Ni doit pas faillir par raison.
Anges sus! sans arestaison
Pour mon fils et moi convoeir,
En allant, vous fault avoier
Que vous chantez. *)
(Il faut vous mettre en voix, afin que vous chantez.)

Erster Engel: Dame, quand c'est vo volontez
Nous n'en ferons mie refus,
Michel, amis, disons orsus
Je ne scais quoi? **)

Der zweite Engel ist besser berathen, indem er sagt:

Gabriel disons vous et moy
Ce rondel ci par leesce. ***)
(En manière de rejouissance.)

Rondel:

Humain cuer de louer ne cesse
La vierge qui par sa pureté

---

*) Sohn, da er deinen Rath fordert,
So darf er ihm nicht fehlen, von Rechtswegen.
Ihr Engel! Auf! ohne Anstand
Um meinen Sohn und mich zu begleiten,
Müßt ihr Eure Stimmen versuchen,
Um zu singen.

**) Dame! wenn es Euer Wille ist,
So werden wir uns keineswegs widersetzen,
Michel! Freunde! Auf laßt uns singen.
Doch ich weiß nicht was?

***) Gabriel, laß uns, Du und ich,
Dies Rondel hier in Freude singen.

A touz les anges surmonté.
Or est en la plus grand haultesse
Des cieulx, par son humilité.
Humain cuer de louer ne cesse
La vierge qui par sa pureté, —
Car tout est pleine de largesse
Que ce la sers en verité
Sans fin aras nebieurté. *)

Gott: Amis! or entens verité
Pour ce que de bon cuer requis
M'as, et devotement enquis
Quel penitence du donras
A ce pecheur, tu li diras
Quil fault, que le fol contreface
N'en quelque lieu quil soit, n'en place
Ne parle ment plus qu'un muet
Et avec ce pour fain quil ait
Li enjoins quil ne mangera
Jamais fors ce qu'aun chiens pourra
Tollir. Sanz cette penitence
Je ne me plaist mettre ordonance
Plus legerette. **)

---

*) Menschen-Herz (oder Chor) raste nicht, zu loben
Die Jungfrau, die durch ihre Reinheit
Höher als alle Engel gestiegen ist.
Sie ist die Höchste in den Himmeln durch ihre Demuth.
Menschen-Herz (Chor) raste nicht zu loben
Die Jungfrau, die durch ihre Reinheit —
Denn Alles ist voll der Freude,
Daß dies in Wahrheit nutzt,
Und Du ohne Ende glückselig sein wirst.

*) Freund! Höre in Wahrheit,
Auf das was Du guten Herzens verlangt

Notre Dame: Or, t'enjoice et te rehaite
Tu le dois bien faire par foy
Quant Dieu veut ici parler a toy,
Et je aussy qui sa mère sui.
Ralons nous ent, allons mesbuy
Trestouz ensembles. *)

St. Johann: Dame c'est le mieux, ce me semble
Anges alés vous deux dissant,
Chantant, je vous iray suivant
Et avecques vous chanteray
D'accord le mieux que je pourray
Tres volontiers. **)

Haft von mir, und in Demuth gefordert,
Welche Buße Du geben sollst
Diesem Sünder. Sage ihm:
Daß er den Tollen nachmachen,
Daß er an welcher Stelle, an welchem Orte es sei,
Nicht mehr spreche, als ein Stummer
Und dann auch für den Hunger, den er hat,
Befiehl ihm, daß er nichts essen darf,
Als was er den Hunden konnte
Entreißen. Ohne diese Buße
Will ich keine Ordonanz geben,
Die leichter wäre.

*) Freue Dich und erheitere Dich,
Du kannst es wohl thun, beim Glauben,
Wenn Gott hieher kömmt, mit Dir zu sprechen,
Und auch ich, die ich seine Mutter bin.
Gehen wir jetzt fort! gehen wir
Alle zusammen!

**) Dame! das ist das Beste, so scheint mir,
Engel, geht ihr beide sprechend,

1r **Ange:** **Puisque avecques vous ferez le tiers**
Ci en droit plus ne nous tenons
Mais en m'allant d'accord chanter
Comme gens plein de leesee.

(Der Sinn ist hier leichter zu finden als eine wörtliche Uebersetzung. Der Engel sagt: daß er der Dritte beim Liede sein werde, und auch seiner Seits, wie sichs gebührt, in Harmonie und Jubel mitsingen werde.)

Worauf dann das Rondel wieder beginnt.

Car tout est pleine de largesse.
Que se la sers en verité
Sans fin auras beniearté.

Die Türken haben sich einen Himmel nach ihrer Art gemacht. Die alten Deutschen hatten auch ihren besondern. Warum sollten die Mönche des vierzehnten Jahrhunderts nicht das Recht haben, auch den ihrigen auszustaffiren. Uebrigens mag es nur im bairischen Himmel noch drolliger zugehen, als in dem unseres Dichters.

In der folgenden Scene (XV.) werden wir aus dem Himmel wieder auf die Erde versetzt, wo der Eremit Robert seine Buße auflegt. Bald sehen wir ihn, nachdem erst (Sc. XVI.) der Kaiser aufgetreten ist, und ein Frühstück bestellt hat, als Tollen sich dem Gelächter und Gespötte

---

Singend voran, ich folge Euch
Und mit Euch singe ich
Im Accord, so gut als ich kann,
Von Herzen gerne.

der Knechte aussetzen (Sc. XVII). Er schweigt zu Allem, und kämpft mit dem Hunde des Kaisers um einen Knochen. Die kaiserliche Majestät fühlt Mitleiden mit ihm, läßt ihm ein Bett geben, aber Robert zieht vor im Hundestalle unter der Treppe zu schlafen. Während des Frühstücks erhält der Kaiser die Nachricht, daß die Ungläubigen gelandet, und ruft seine Ritter zu den Waffen. Ein Herold proklamirt (Sc. XVIII) den Aufruf.

Während auf Erden Alles sich zum Kampfe bereitet, ist man im Himmel, in den uns der Dichter (Sc. XIX) zum zweitenmale versetzt, nicht müßig. Die Gefahr ist groß, und Gott befiehlt dem Engel Gabriel, eine weiße Rüstung zu nehmen, sie Robert dem Teufel zu bringen, und ihm zu befehlen, die Ungläubigen zu bekämpfen.

In der folgenden Scene, die an Thaten reich, wie das thatenreichste Menschenleben ist, sehen wir die Ungläubigen anstürmen. Einer derselben kommt und sagt:

Sabando! bahe fuzaille
Draquitore, baraquita
Arabium molaquita
Hermes Zalo!

Daß dies kein ungereimtes Zeug ist, sieht Jeder, denn es reimt sich eben. Französisch ist es nicht, ob es arabisch ist, mögen Andere entscheiden. Lustig ists aber jedenfalls, und der Dichter mag gedacht haben, daß ihn nicht leicht

Jemand eines Fehlers zeihen werde. Malaquita! Hermes Zalo! das klingt ganz entsetzlich.

Nach der Schlacht sieht der Kaiser den Narren verwundet, und wird sehr böse, daß sich Jemand an ihm habe vergreifen können. Dann fragt er nach dem weißen Ritter, der die Schlacht entschieden hatte. Niemand weiß Antwort zu geben, und nur die Tochter des Kaisers, die ebenfalls stumm ist und die das Geheimniß durchschaut hatte, weist auf den Hundestall hin, in dem Robert liegt; worüber dann der Kaiser sehr ungehalten wird, der Lehrerin der Tochter einen Sermon hält, indem er zu seinen Rittern sagt:

Seigneurs, merveille est de ces femmes,
Elles sont toutes tres sages femmes
Mais à la foiz sont si lunages,
Que vous verez que les plus sages,
Sont les plus nices.*)

Ich habe schon aus dem Himmel geschlossen, daß der Dichter ein Mönch gewesen, und habe noch sonst einige Gründe dazu. Nach dieser Stelle wird wohl Niemand mehr daran zweifeln, denn diese ist doch gar zu ungalant,

---

*) Meine Herrn, es ist wunderbar mit den Frauen,
Sie sind alle sehr weise
Aber zugleich so mondsüchtig,
Daß Sie sehen, wie die weiseste
Die einfältigste ist.

um etwa aus einer Feder geflossen zu sein, deren Führer noch Etwas von den Frauen zu fürchten oder zu hoffen hatte. Die Unschuld muß viel leiden.

Kaum aber hat der Kaiser seine Weisheit an den Tag gelegt, als ihm die Rückkunft der Heiden verkündet wird, und dann eine zweite Schlacht beginnt. Wieder erscheint ein Ungläubiger und ruft dem Kaiser zu:

Hara mare, fara marez
A stripades!

was den armen Kaiser, der seinen Interpreten nicht bei sich hatte, sehr in Verlegenheit gesetzt haben muß. Der weiße Ritter aber kommt zeitig genug an, um die Ungläubigen zum zweitenmale zu schlagen, und da er sich abermals unbemerkt zurückziehen will, stößt ihm in aller Freundschaft ein Ritter des Kaisers seine Lanze in die Hüften, daß diese zerbricht, und Robert mit dem abgebrochnen Stücke in der Wunde abzieht.

Der Kaiser ist sehr ungehalten, den Besieger der Ungläubigen nicht zu kennen, und läßt öffentlich au rufen, daß er ihm seine Tochter geben werde, wenn er sich einstellen wolle. Der Senechal des Kaisers, in dessen Tochter verliebt, benutzt dies Versprechen, läßt sich eine weiße Rüstung machen, stößt sich eine Lanzenspitze in die Hüfte, und kommt, um die Braut zu verlangen.

Aber er hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn der Himmel, in den uns der Dichter jetzt wieder versetzt (Sc. XXI.) ist versöhnt, und schickt seinen Engel herab, um dies dem Einsiedler zu verkünden, der zugleich den Auftrag erhält, Robert an die Tochter des Kaisers zu verheirathen. Unterdeß erscheint (Sc. XXII) der Senechal in weißer Rüstung und mit verwundeter Hüfte, um den Preis seines Trugs zu verlangen, und der Kaiser schickt zum Pabste, damit er komme, die Ehe einzusegnen. Der Pabst bricht zur Stunde auf (Sc. XXIII) und kommt eben im Palaste des Kaisers an (Sc. XXIV), als dieser seiner Tochter erklärt, daß der Senechal der weiße Ritter und ihr bestimmter Gemahl sei. Die Stumme aber erlangt durch ein Wunder die Sprache und sagt:

Père je vous voy estre sot
Que ce traistre cy créez. *)

Man muß gestehen, daß das erste Wort, welches der Vater aus dem Munde seines Kindes hörte, gerade kein Compliment war. Auch sprachen damals die Großen noch Deutsch. Einerlei. Der Kaiser staunt und freut sich über die glückliche Heilung der Prinzessin, die dann verkündet, daß Robert der weiße Ritter sei. Erst will

*) Vater, ich sehe, daß Du dumm bist,
Da Du diesem Betrüger hier glaubst.

Robert (Sc. XXV) freilich nicht antworten, dann aber (Sc. XXVI) erscheint der Einsiedler, und erklärt ihm, daß ihm seine Buße erlassen, worauf endlich Alles von Rechtswegen mit einer Heirath schließt. —

Wenn ich ein Romantiker wäre, so würde ich dem Dichter des Mirakels die Palme zugestehen. Es ist nicht zu verkennen, daß er oft glücklich genug, daß er für seine Zeit die Sage auf eine sinnreiche Weise dialogisirt hat; aber das ist nur sein geringstes Verdienst. Mit welchem Heroismus, mit welcher Keckheit tritt er nicht die Regeln der Klassizität mit Füßen, es genügt ihm nicht einmal eine Reise von Rouen bis Rom, die der Held in der Zeit macht, in welcher der Machinist die Coulissen umsetzt; wenn es damals hier Coulissen und Machinisten gab. Uebrigens kann das Jeder, und der Dichter des Mirakels will weiter hinaus; und so führt er uns gar in den Himmel ein. Dann zwei Schlachten in einer Scene — das wäre selbst für die Phantasie eines Alexander Dumas zu viel.

Im Ganzen aber beweist der Plan und die Durchführung des Dramas, daß das 14. Jahrhundert bereits einen bedeutenden Schritt zur Wiederherstellung der Dichtkunst gemacht hatte, daß man in demselben mit einer gewissen Keckheit an seinen Stoff heranging, und insbesondere, daß man bereits anfing, die Charactere schärfer zu

scheiden. Wenn später eine Epoche eintrat, in der trotz einer gefeilteren Sprache nur Machwerke erschienen, die weit unter dem Mirakel und Aehnlichem stehen, so findet man die Ursache in dem wüsten Treiben einer zügellosen Aristocratie, in den Ausschweifungen und Anmaßungen der Geistlichkeit, und den aus diesen hervorgehenden Kämpfen, mit einem Worte, in dem Unglücke einer Uebergangsperiode, die stets an poetischen und Kunstschöpfungen arm sind. Erst nachdem beide in ihre Schranken gewiesen waren, nachdem eine neue Zeit sich zu gestalten anfing, konnte man wieder an die Kunst denken.

Außer dieser dramatisirten Sage giebt es noch einen Roman über Robert den Teufel, ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert, unter dem Titel: Le Dit de Robert le Diable *). Es ist derselbe aus einer Zeit, wo die Ritterschaft noch strenge an ihren Formen hielt, und in denselben ihr Wesen zu sehen glaubte. Und so ist denn das Hauptmittel, das Roberts Vater, nachdem jener als Knabe schon seinen Lehrer ermordet, und sonst viel Unwesen getrieben hat, anwendet, um ihn zu bessern, die Aufnahme desselben in den Ritterstand. Robert aber bleibt vor wie nach unter dem Fluche, besiegt auf dem ersten Turnire, dem er auf dem Mont St. Michel beiwohnt, alle andern Ritter, und will ihnen sämmtlich den Kopf ab-

*) Revue de Paris. 6. Juli 1834.

schneiden. Dann stürmt er ein Nonnenkloster, tödtet deren dreißig, und verbrennt das Kloster mit den Leichen u. s. w. Endlich zwingt er seine Mutter, ihm zu gestehen, woher er so böse, und droht ihr:

Si vous i mentés gramment
Ceste épée tranchante et belle
Feraie boivre en vostre cervelle. *)

Daß hier das Drama viel würdiger ist, brauche ich wohl nicht zu bemerken. In der Liebe Roberts zu seiner Mutter liegt der letzte Funke des bessern Menschen, und an ihn knüpft das Drama gleichsam seine Bekehrung an. In dem Dit ist diese Bekehrung ohne Uebergang.

Ein Hauptunterschied findet zwischen beiden in der Art der endlichen Entwickelung statt.

Hier das Ende des Dit:

En la fin mourut el boscage
La ou il est en heremitage
Cil de Rome, quant il le sorent
Al plus bel que il onques porent
Vinrent par grand devotion
Por lui e la procession
Del heremitage l'ont mis fors
A Rome emporterent le cors;
En terre l'ont a St. Johan
Celui qu'on dit le Lateran

---

*) Wenn Du lügst,
So soll dieses scharfe und schöne Schwerdt
In Deinem Hirne trinken.

Comme on entre el mostier a destre
L'enfouirent et clerc et prestre . . . .
    Fors tant com je vous voily dire
A Rome ont pris un grand conchile
Gens i vinrent de maints terre
Et fissent pais de plussor guerres
Icel conchile issi avient
C'uns riches hom del Pui i vient
De St. Robert conquis la vie
Et cil en sa tombe ravie
L'ossement quil i trouva
Plus devoir porter ni rova
En son pais revient arière
Pres del Pui sor une rivière
El nom Robert, qui Rome prist,
Une riche Abéie i fist
Abé i mist, moigne et prestre
Qui moult fa glorieus li estre
Encore la ville moult belle
St. Robert tous li mons l'appelles. *)

*) Endlich starb er in dem Holze,
Wo seine Einsiedelei war.
Die von Rom, als sie dies hörten,
Kamen auf die glänzendste Weise
In großer Frömmigkeit
Und in Prozession zu ihm,
Nahmen ihn aus der Einsiedelei heraus,
Und brachten den Leib nach Rom,
Begruben ihn in der Kirche St. Johann,
Die, die man den Lateran nennt,
Da wo man ins Kloster hineinkommt rechts
Wurde er von Priestern und Laien beigesetzt.
. . . .
    Dann wie ich Euch sagen werde,

So wurde also in dem Roman Robert der Teufel zu einem heiligen Robert, um ein altes deutsches Sprüchwort zu bewahren. Man muß gestehen, daß der Dichter des Romans noch freigebiger war gegen seinen Helden, als der des Drama's, der sich doch damit begnügte, ihn zum Schwiegersohne eines Kaisers zu machen.

Endlich giebt es ein drittes Document über Robert den Teufel. Es findet sich dies in der Chronique der Normandie. *) Hier ungefähr dieselbe Geschichte. Ro=

War ein großes Concilium zu Rom,
Leute kamen aus vielen Ländern,
Und machten Friede wegen vieler Kriege.
In diesem Concil trug sich zu,
Daß ein reicher Mann von Puy (d'Auvergne) hinkam,
Das Leben Roberts hörte,
Aus seinem Grabe nahm
Die Gebeine, die er hier fand,
. . . .
Und mit ihnen in sein Land zurückkam.
Nahe bei Püy an einem Flusse
Im Namen Roberts, den Rom preißt,
Eine reiche Abtei gründete,
Einen Abt einsetzte, und Mönche und Priester,
Die sehr ruhmvoll hier lebten;
Noch jetzt die sehr schöne Stadt
St. Robert alle Welt nennt.

*) Histoire de Normandie, contenant les faits et gestes des Ducs et princes du dit pays depuis Aubert premier duc et gouverneur d'celuy. Rouen 1558.

bert ist unter Pepin dem Kleinen der Sohn des ersten Herzogs der Normandie, Namens Aubert, von dem, beiläufig gesagt, die Geschichte nichts weiß. Die Sache ist hier etwas einfacher:

Avaint, que le duc par un iour de Samedi venai de chasser à la forest de Rouveray, et eut desir de coucher avec Inde, sa femme; mais la Dame voulut dellayer la compagnie de son seigneur lequel fut tres fort embrasé de son amour, et comme la Dame n'oza desobeir a la volonté de son mary par courroux luy dit, que ja Dieu n'eut part a chose quils fissent. Et ainsi d'iceluy duc la bonne Dame concuit fruiet. *)

Wenn überhaupt in der ganzen Sage über die Ursache der Teufelsnatur in Robert ein Sinn liegt, so sind die beiden ältern Unterstellungen, wenigstens sinniger als diese hier. Denn die gute Dame verweigerte Etwas, weil sie glaubte, daß Gott kein Theil daran habe, was ihr Herr verlange, und wahrlich der liebe Herrgott müßte

*) Es geschah, daß der Herzog eines Samstags von der Jagd im Walde Rouveray kam, und große Sehnsucht hatte, bei Inde seiner Frau zu schlafen. Aber diese wollte die Gesellschaft ihres Herrn zurückweisen. Dieser glühte sehr in seiner Liebe. Und da die Dame nicht wagte, ihm ungehorsam zu sein, so sagte sie im Zorne, daß Gott keinen Theil an dem habe, was sie trieben. Und so empfing die Dame von dem Herzoge die Frucht.

sehr eifersüchtig auf seine Autorität sein, wenn er gerade deswegen einem Teufel erlaubt hätte, sein Wesen mit der guten Dame zu treiben. Doch wie die Sache auch sei, Robert wurde geboren, war erst ein wahrer Teufel, und starb endlich in Jerusalem als Bußethuender Einsiedler.

Man sieht, daß er auch hier als Einsiedler endet, und so muß man denn wohl die Geschichte mit der Kaisertochter, die Kämpfe gegen die Ungläubigen, die endliche Heirath auf Rechnung des Dramaturgen bringen, was ihm jedenfalls zur Ehre gereicht, und überdies beweist, wie es schon vor fünf Jahrhunderten die dramatische Gerechtigkeit forderte, daß der Held eines guten Schauspiels am Ende unter den Hut gebracht werde, daß das Schauspiel mit einer standesmäßigen Heirath endige.

Die Sagen über Robert den Teufel sind in der Normandie ins Volk übergegangen, oder besser wohl aus den Erzählungen des Leztern hervorgegangen. Das Volk hatte den Menschenhaß und die Menschenverhöhnung eines Roberts ertragen müssen, es hatte seines Schwertes Schärfe gefühlt, und nannte ihn: den Teufel. Noch jezt leben diese Sagen hier im Volke, aber dasselbe ist ein strengerer, ein gerechterer Richter, als alle Dichter, die sie besungen haben. Es kannte nur seine Missethaten, und spricht sein Urtheil und sagt: „Er sei verdammt, ewig verdammt!“ Und so geschah; denn wer könnte daran

zweifeln, wenn die Alten in der Umgegend des Schlosses von jenem grauen Wolfe erzählen, den kein Schütze verwunden kann, gegen den keine Grube und Falle etwas vermag, und der mitunter in den Ruinen des Schlosses sich zeigt, und hier in Wolfesart, aber mit einer Menschenstimme über seine Sünden wimmert und heult, daß ein unerklärliches Grausen Alle die erfaßt, die in der Nähe sind, und die gräßlichen Töne hören. Andere aber erzählen, daß Robert im Leichengewande mitunter sein Schloß besuche, und daß ihn dann das Jammern und Weheklagen seiner Opfer in den Gewölben empfange, und daß sich die Gräber seiner Geliebten öffnen, und die Leichen dem Mörder die blutende Wunde zeigen. Einzelne Hirten aber wollen ihn auch im Thale auf dem Kirchhofe gesehen haben, wo er um Mitternacht die Leichen seiner Opfer um Gnade anflehe, und von diesen stets mit einem neuen Fluche zurückgetrieben werde.

Man wird gestehen, daß die Phantasie des Volkes hier großartiger als die aller Dichter, und daß sein Urtheil furchtbarer, aber auch gerechter, denn der Ritter hatte kein Mitleiden mit ihm, und es hat ein Recht, ihm seines zu verweigern.

So weit die Sagen. Endlich noch die Geschichte. Es haben die Geschichtschreiber ernstlich darum gestritten, welchem von den verschiedenen Roberten der Normandie die

Ehre des Beinamens: der Teufel zukomme. Gewöhnlich nennt man den Vater des Eroberers so, obgleich er meist le magnifique heißt, und gegen seine Freunde benin et doux war. *) Andere, besonders der Herausgeber des obigen Mirakels wollen dagegen für den Sohn Wilhelms des Eroberers den Titel: der Teufel vindiziren. Beruhigt Euch, Ihr guten Leute, es hat unter den Herzogen mehr als einen gegeben, der den Namen verdient hätte, und man würde bei vielen nicht in Verlegenheit sein, ihn zu rechtfertigen. Der Robert aber, von dem die Volkssage spricht, war wahrscheinlich ein Ritter, den die Geschichte zur Strafe seiner Thaten aus ihrem Buche ausgestrichen hat, und der in der Poesie nur fortlebt, um Jahrhunderte hindurch zur Warnung und Belehrung zu dienen.

---

*) Histoire generale de Norm. Rouen 1631 u. f.

IV.

R o u e n.

Die Stadt.

Rouen, — 1837.

Mir wurde wunderlich zu Muthe, als ich zum ersten Male in den Straßen von Rouen herumschlenderte. Schon als eine Stunde vor der Stadt, nach einer durchwachten Nacht im Postwagen, sich das Thal der Seine in der schönsten Morgenbeleuchtung vor uns öffnete, rief eine Stimme in mir: „der Rhein!“ Und es braucht eben meist nur eines Gedankens, einer dunkeln Ahndung, um eine Menge von Erinnerungen in uns aufzuregen, und uns über Zeit und Raum hinweg in die Vergangenheit hinein zu versetzen. Es fehlt viel, daß die Seine dem Rheine gleichkäme, aber es giebt einzelne Stellen der erstern, die uns unwillkürlich an unsern Strom erinnern, und eine Stunde oder zwei oberhalb Rouen, wo die Straße von Paris aus den Hochebenen in das Seinethal hinabführt, ist eine solche. Die Felsen streben hier

an der einen Seite keck den Wolken zu, während sich auf der andern ein schönes frucht= und baumreiches Thal zeigt. Genug, ich kam in Rouen mit einer schö=nen Erinnerung an den Rhein und an Deutschland an.

Je mehr wir uns der Stadt näherten und eine Uebersicht über dieselbe gewannen, desto lebendiger wurde dies Gefühl. Die Menge der Kirchen, die gothischen Thürme waren Landsleute, und begrüßten mich in der Sprache, in der der Dom zu Cöln mir als Knabe so manche schöne Geschichte erzählte. Und als wir endlich in die Stadt einfuhren, als sich der Postwagen in den engen Straßen, zwischen diesen altfränkischen Häusern durchwin=den mußte, regte sich nur um so lebendiger in mir das Gefühl, als ob ich meine Heimath wieder begrüßen dürfte, als ob sich die Thore meiner Vaterstadt vor mir geöffnet, und ich hoffte beinahe, in dem nächsten Vorübergehenden einen alten Bekannten, einen Schulfreund, oder gar meine Schwester oder meinen Vater zu sehen.

Im Hofe des Posthauses wurde ich endlich enttäuscht, und ich suchte sobald als möglich aus dem bunten Getreibe, das stets dem Aussteigen der Reisenden folgt, herauszu=kommen, um mich meinen Träumen wieder ungestört überlassen zu können.

Nachdem ich meine Sachen in's Wirthshaus hatte bringen lassen, und der Staub von meinem Rocke abge=

schlagen war, ging ich auf gut Glück und ohne Compaß und Steuer hinaus, und durchzog die Straßen. In Rouen ist eine solche Wanderfahrt vom höchsten Interesse. Ich will nicht mehr davon sprechen, daß diese Häuser, diese Straßen, diese Kirchen uns auf Schritt und Tritt an Deutschland erinnern. In Bezug auf die Baukunst, auf die Sitten des Volkes, die sich in diesen Häusern mehr oder weniger klar abschildern, sind die von Rouen eine wahre Hochschule, eine Sammlung aller Bauarten der letzten vier Jahrhunderte, eine Art Geschichte der Baukunst, die nur um so interessanter ist, da sich an dieselben auch ganz andere, viel lebendigere und lehrreichere Geschichten knüpfen.

Ich bin eben kein Architect, und werde es daher Andern überlassen, hier die Häuser nach den Jahrhunderten zu classifiziren, und an ihnen die Fort- oder Rückschritte der Kunst zu zeigen. Einzelne dieser Häuser, ohne von den Kirchen zu sprechen, sind aber wahre Meisterwerke, an denen in ihrer Zeit das Höchste geleistet wurde, was man zu bieten im Stande war. Zu diesen gehört besonders das hôtel de Bourg-Meroude am Place de la Pucelle. Das Gebäude ist aus dem 16. Jahrhundert, und ist durch eine Menge Basreliefs verschönert, die noch jetzt die Bewunderung der Künstler erregen, obgleich sie vielfach beschädigt sind. Ein Theil derselben in fünf

Feldern stellt die Zusammenkunft Franz I. mit Heinrich VIII. von England dar, und ist, da sie beinahe gleichzeitig mit den Ereignissen entstanden, nicht nur für die Kunst im Allgemeinen, sondern selbst für die Geschichte und insbesondere für das Costüm der Zeit von Bedeutung; und es ist nur zu bedauern, daß der Künstler nicht in Farben arbeitete; denn sonst würde man auch die Pracht der Höflinge und Ritter beider Könige sehen, von denen ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt: Plusieurs y portaient sur leurs epaules leurs bois, leurs moulins, et leurs près. Eine andere Reihenfolge dieser Basreliefs in den Feldern eines sechseckigen Thurmes stellt Scenen aus dem Hirtenleben dar, in denen sich die kecke Galanterie jener Zeit verewigt hat, denn mehrere der Herrn Hirten benehmen sich sehr zutraulich gegen die Damen Hirtinnen. In dem einen dieser Felder sieht man die Hirten im Bade, im andern schäkern sie mit den Hirtinnen, im dritten wird Gras gemäht, im vierten werden die Schafe geschoren, im fünften endlich ruhen sie aus, und spielen à la maime chaude, — ich weiß nicht gerade, wie das Spiel auf deutsch heißt — wo eine Schöne einem Hirten die Augen zuhält, während die Andern in die auf den Rücken hingehaltene Hand schlagen, und Jener errathen muß, wer ihn geschlagen hat. —

An einem andern Hause in der Straße St. Romain Nr. 8, der Ecke der Straße de la Croix, sieht man eine Reihenfolge von Basreliefs, die ebenfalls für die Kunst von Bedeutung sind. Sie führen die Jahreszahl 1576, und zeigen in sieben Abtheilungen im ersten Felde eine Kinderschule, dann in den folgenden die Beredtsamkeit, die Dialectik, die Mathematik, die Musik, die Geographie und endlich die Astronomie. Alle diese Basreliefs sind kunstreich genug geschnitten, und charakterisiren jedes vollkommen seinen Gegenstand. In Bezug auf die Wissenschaft sind dieselben wohl ebenfalls von Bedeutung, denn sie sind wahrscheinlich die Verzierung des Hauses irgend eines Würdenträgers der alten gelehrten Schule von Rouen, und zeigen so, worauf sich die Vorlesungen und Studien jener Zeit erstreckten.

Die Menge der mit Basreliefs, Arabesken, Säulen oder sonst kunstreich verzierten Häuser, die dem äußern Ansehn und der Unbedeutenheit derselben nach zu schließen meist einfachen Bürgern gehörten, zeugen dafür, daß das Volk die Kunst liebte, und stechen daher grell gegen die flache Einseitigkeit der Bauten neuerer Zeit ab. Es macht einen gar wunderlichen Eindruck, wenn man neben einem solchen von der Zeit und ihren Stürmen ergrauten Häuschen die windige Schönheit einer Boutique des neunzehnten Jahrhunderts sieht, und ungefähr den=

selben, den auf einem Maskenballe ein Ritter mit einer Schönen à la mode gepaart hervorruft. Aber auch ganz andere, ernstere Gedanken erregt eine solche anachronistische Nachbarschaft. In jenen alten Häusern und Häuschen spiegelt sich die Ruhe und der Ernst der Zeit ab. Wenn man in denselben das Aeußere nicht vernachlässigte, so geschah dies wenigstens nicht auf Kosten der innern Gemächer. Die Fenster waren klein, weil man zu Hause eben zu Hause sein wollte. Im Innern herrschte ein ernstes, schauerliches Halbdunkel, weil man dadurch die schönen Geheimnisse des Familienlebens veredelte, weil ein solches Halbdunkel dem Gemüthe zusagte und der Phantasie den nothwendigen Spielraum ließ. Wenn heute jener Philosoph, der einst sagte, daß man die Häuser aus Glas bauen sollte, wieder aufstände, so könnte er auf den ersten Anblick glauben, daß seine Ansicht seit ein paar Jahrtausenden bedeutende Fortschritte gemacht habe. Die Sache ist ganz einfach die, daß man etwas unverschämter geworden ist. Ich war nie ein Freund der gläsernen Häuser, und glaube, daß es viel klüger gehandelt ist, die Sünden oder Schwächen des Menschen mit dem Mantel des Socrates zuzudecken. Ich lobe mir die Polizei, die wenigstens gebietet, an gewissen Häusern das Oberlicht zu vernageln, und ich würde, wenn ich die Polizei wäre, noch an einer guten Anzahl Häuser

Thüren und Fenster vernageln, daß keine Maus mehr aus noch ein könnte.

Die Häuser des Mittelalters waren kleine Kirchen, die Kirchen unserer Zeit große Boutiquen. Das ist der Unterschied. Und wer daran zweifeln wollte, der komme nach Rouen, sehe sich hier die kleinen Häuschen des 15. und 16. Jahrhunderts von innen und von außen an, suche die schauerliche Ruhe des Halbdunkels in den Zimmern, den Ernst der Kamine, dieser Hochaltare, auf denen die Hausgötter unserer Ahnen standen, in sich aufzufassen, und setze sich dann Abends auf den Postwagen, so daß er andern Morgens in Paris in der Kapelle zur Notre Dame de Lorette, Rue Lafitte, die Frühmesse mit anhören kann. Es wird ihm dann die Sache schon klarer werden. — Die Zeit, ihre Gedanken, ihre Ansichten und ihre Bedürfnisse spiegeln sich in Allem ab, was die Menschlein treiben, und deswegen ist jeder Stein, der eine Spur seines Jahrhunderts trägt, auch ein Zeuge von dem Wesen und Treiben der Menschen desselben. Die Tempel und die Triumphbogen der Alten, die die Geistesarmuth unserer Zeit uns nachzuäffen zwingt, bekunden der Griechen und Römer innere Größe, die gothischen Dome unserer Ahnen gewaltige Glaubenskraft. — Und unsere Zeit? Wo ist ihr Glaube? Wo ihre Thaten? Im Juli regte sich die Menschheit, reckte einmal wieder

die erstarrten Glieder, und die Welt krachte, zum Beweise, daß auch unsere Zeit, wenn sie wollte, ihre Thaten haben könnte. Aber Tags nachher sahen die Menschlein erstaunt ihr Werk an, fuhren erschreckt zusammen, und verkrochen sich wieder in die Boutiquen und hinter das Comptoir, als ein paar Nachzügler der großen Tage durch die Straßen schritten. Wir sind eben nervenschwach geworden, und können sowohl einen Augenblick noch zu einer vielleicht höhern Anstrengung aufgeregt werden, als die kerngesunde Menschheit der alten Zeit, aber leider spannen sich die zu hochgezogenen Nerven morgen wieder ab, und Alles ist dann doppelt schlaff.

Unsere Zeit kennt nur ein Interesse, das materielle, das sich in Thaler, Groschen und Pfennige berechnen läßt, das der Boutique, und deswegen muß sie den Römern ihre Triumphbogen und Säulen ableihen, wenn sie einen sogenannten Helden feiern, oder ihre Tempel copiren, wenn sie nicht in einer Boutique, wie jene Kapelle der Rue Lafitte den lieben Herrgott anbeten und langweilen will.

Es muß eine große Zeit gewesen sein, in der man die gothischen Dome baute. Und doch kam mir oft der Zweifel, ob sie die Triumphbogen oder die Grabsteine des Katholicismus — oder, wie der Triumphbogen meist, Ein und Anderes zugleich — seien; wenigstens war, als

sie gebaut wurden, die Glanzepoche der römischen Herrschaft ihrem Ende nahe. Die ganze denkende Welt bezweifelte bereits die Allgewalt des Stellvertreters Petri, und wenn sie noch ein Jahrhundert hindurch aufrecht stand, so war dies nur in Folge des Gesetzes der Schwere der Fall, das auch ein morsches Gebäude aufrecht erhält, bis endlich ein einziger Stein losbricht, und der Tempel zur Ruine wird. In der Masse des Volkes aber lebte noch der kräftige Glaube, denn es vertraute noch, als bereits die, die dies Vertrauen predigten, es selbst nicht mehr besaßen. — Die Dichter, würdig ihres Berufes, besingen nur die todten Helden, und mir kam es oft so vor, als ob jene Poeten, die in den gothischen Domen, in Säulen und Kuppeln den Titanengedanken des Katholicismus besangen, auch nur einen todten Helden verewigt. Wie dem aber auch sei, — Triumphbogen oder Grabsteine — so sind die gothischen Dome Monumente des Riesengedankens eines einigen Gottes, eines einigen Glaubens, und eines einigen Gott- und Glaubensvertreters für die Menschheit würdig.

Die beiden Hauptwerke der gothischen Baukunst in Rouen, die Cathedrale und die Kirche des heiligen Ouen, gehören zu den ausgezeichnetsten, die es giebt. Die Cathedrale ist oft in ihren Zierrathen überladen, und die Einzelnheiten stören mitunter den Totaleindruck, und fes-

seln den Geist an die Form, wenn er zum Gotte hinaufstrebt. Der Eindruck, den die Façade hervorruft, ist ganz geisterhaft. Oft glaubte ich, wenn ich dieselbe Abends, von dem ungewissen Lichte des Mondes durchschimmert, betrachtete, daß ein Wundermährchen der Phantasie des keckstẽn Barden versteinert vor mir stehe; oft auch kamen mir jene Rosen wie Riesenspinngewebe vor, in denen der Sturm der Zeiten hier und dort die steinernen Fäden zerrissen hatte. Ich wußte manchmal nicht, ob ich dies Alles — wenigstens wo die Ueberladung, wie an der Façade der Cathedrale zu Rouen den Totaleindruck stört — schön nennen sollte, aber tiefer ergreifend, grausenerregender und erhabener hat nie ein Volk den Gedanken: Gott, weder in Bildern, noch in Gebäuden ausgesprochen, als er in den gothischen Domen vor uns tritt.

Die Kirche des heil. Ouen ist reiner und einfacher, kleiner und doch großartiger, als die Cathedrale. Sie wird noch heute jedem starken Geiste ein unwillkürliches Schauern abzwingen. Entweder unter freiem Himmel oder in einem gothischen Dome, dem Bilde des Weltalls, muß man beten. In den Kirchen unserer Zeit aber ist es schwer, an etwas Anderes zu denken, als an die Geschäfte des Tages, die Börse und den Kram.

Die Börse, — ja! das sind die Tempel unseres

Jahrhunderts. Auch in Rouen hat man in der neuesten Zeit einen solchen Tempel errichtet. Das Bauwerk ist eben flach und gehaltlos, wie der Gedanke, der es geschaffen, und ich würde nicht von ihm sprechen, wenn nicht einer der wenigen Künstler, die in unserer Zeit der Kunst einen höhern Beruf wiederzugewinnen streben, an dieselbe ein paar neue Gedanken in Stein gehauen hätte. Der Bildhauer David hat die Façade der Börse mit zwei Gruppen verziert, die dem Gebäude selbst einen Werth geben. Jedermann weiß, wie David den Stein zu beleben versteht, wie er Fleisch und Bein aus demselben schafft; aber nicht nur sein Meißel ist bei seinen Arbeiten thätig, sondern auch der Geist lebendig. Und gerade dadurch unterscheidet sich David von der Masse der Künstler unserer Zeit. Die beiden Statüen oder eigentlich Gruppen stellen den Handel und die Schifffahrt dar. Daß die Figuren edel, die Gruppen kunstreich sind, brauche ich nicht mehr zu sagen, denn sie sind von David. Daher nur die Gedanken, die er in denselben ausgesprochen. Merkur, der Gott des Handels, war bis jetzt zugleich der Gott der Spitzbuben. David aber sagte: „Er soll gerecht sein," und deswegen gab er ihm das Symbol der Göttin der Gerechtigkeit, die Wage, in die Hand. Es genügt das, um das ganze Werk zu charakterisiren. —

— Es ist eine eigne Wohllust, eine fremde Stadt, in der man keine Seele kennt, zu durchziehen. Die Phantasie hat hier den freiesten Spielraum, sie kann Geschichten schaffen, ohne zu befürchten, daß ein besser Berichteter den Zauber der Poesie durch die Wahrheit der Prosa zerstört. Ich habe oft zwei, drei Tage meine Empfehlungsbriefe in der Tasche behalten, um mich diesem Genusse zu überlassen, und ich freue mich um so mehr, daß ich in Rouen dieser deutschen Träumerleidenschaft nicht entgegen gehandelt habe, da ich ja mit jedem Franzosen französisch hätte sprechen müssen, und ich dagegen die germanischen Nachklänge, die hier das Ohr des Geistes berühren, ungestört in mich aufnehmen konnte. In den Kirchen, durch die Straßen, auf den Staden zog ich herum, ohne daß mich auch nur ein bon jour oder bon soir an das Alltagsleben erinnert hätte. Auf den Quais wurde mir freilich weniger Spielraum gelassen, denn ich sah da die Lastthiere ihre Pflicht thun, und das ist sehr prosaisch. Es regt sich dort das Leben des Bedürfnisses, und nur am Abende ändert die Scene. Die Arbeiter verschwinden nach und nach, und wo so eben noch die Menschenklasse, auf die der Fluch Adams vorzugsweise gefallen zu sein scheint, sich geschäftig herumtrieb, zeigte sich, als die Sonne nicht mehr brannte und nur die ganze Gegend mit ihrem Abendgolde be-

legte, ein anderes Volk, wenn man so will, das plaudernd, schäkernd und lachend sich eine Stunde Bewegung machte, um der Ruhe theilhaftig zu werden. Auf den Quais, auf den Brücken schlenderte die ganze schöne Welt von Rouen, und ich freute mich, denn sie war wirklich oft schön. Ich habe kaum je in einer französischen Stadt in dem höhern, im Mittelstande und selbst im Volke so viel schöne Frauen gesehen, als in Rouen. Dann aber fiel mir noch besonders auf, daß sie in Mehrzahl blond, dunkelblond und nur wenige schwarz waren, daß sie blaue Augen hatten, und selbst der Schnitt des Gesichtes war eher germanisch als gallisch. Die Rouenerinnen können den Barbaren nicht genug danken, daß sie das alte gallisch-römische Rothomagus zu ihrer Hauptstadt gemacht haben.

Ich bin ein ächter Barbarenfreund, und weiß nicht, ob ich mich arg widersetzen würde, wenn wieder einmal ein unverdorbener Barbarenstamm der im Dunkeln herumtappenden Civilisation unserer Zeit den Kehraus machen wollte. Ueberall, wo die Germanen hinkamen, haben sie den Völkern neue Kraft gegeben, sie der Natur näher gebracht, die Menschen verschönert und veredelt, so daß man noch heute diese anschauend, die Stellen bezeichnen könnte, wo sie durchzogen, oder besser, lange genug blieben, um die Zeugen ihrer Gegenwart zurück zu

lassen. Der Gedanke, daß die Barbaren am Ende die Civilisation mehr förderten als hinderten, müßte freilich die Geschichtsphilosophen des Fortschrittes in einige Verlegenheit setzen. Doch ist dies nur der Fall, weil eben diese Herrn in ihrem Fortschreiten glauben, es genüge der Nase nachzugehen, um das Ziel zu erreichen, oder besser, weil sie das Ziel des Fortschrittes nicht sehen, und sich darum nicht kümmern. Die Geschichte war bis jetzt ein beständiger Fortschritt dem Ausgangspunkte der Cultur, der Natur, zu. Die junge Menschheit hat, wie der neugeborne Mensch, ein Instinkt, und diesem folgend, huldigt sie den Gesetzen der Natur, ist gerecht und natürlich, weil sie den Bedingungen ihres Seins gemäß handelt. —

Die Befriedigung des Instinktes wird zum Genuß, der Genuß führt zur Begierde, und das ist der Baum der Erkenntniß. Erst sind es nur Einzelne, die, ihren Begierden folgend, das Gesetz der Natur mit Füßen treten; und dann erhebt sich die Masse, die rein geblieben ist, gegen den Einzelnen, bekämpft ihn und weist ihn in seine Gränzen zurück. So entstehen die ersten Gesetze, die dann stets d i e der Natur, die wahre, einzige Stimme Gottes sind. Es ist dem Geschichtsforscher nur selten erlaubt, die Geschichte eines Volkes bis zu jener Stufe, wo seine ersten Gesetze entstanden, zurück zu verfolgen,

weil selten ein Volk auf derselben Geschichte macht. Ich kenne nur Eines, bei dem dies in etwas der Fall war, und zwar die Germanen. Diese wohnten neben einem Volke, das hochgebildet genug war, und mehrere Jahrhunderte hindurch, als die Germanen selbst noch nicht ahneten, daß sie ein Volk waren, so weit sie dieselbe, mit römischen Augen sie anschauend, zu verstehen im Stande waren, niederschrieben. Wir finden im Tacitus die Anklänge der Gesetze der Natur, wie sie ein unverdorbenes Volk, seinem Instinkte folgend, feststellte, und ich möchte einen Lycurg oder Solon sehen, der sich nicht in Demuth vor ihnen beugte, und der nicht mit dem Dichter sagte:

> Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Auf diese Periode der Kindheit, in der die Menschen dem Instinkte, ich möchte lieber sagen: dem Gefühle, der Natur, der Stimme Gottes, folgen, kommt dann die Zeit des Knabenalters und die der Flegeljahre. Alles stürmt, tobt gegeneinander, und in der Noth sucht man überall Hülfe, macht Gesetze für den Augenblick und glaubt, welche für die Ewigkeit geschaffen zu haben, und will die Menschheit an diese Machwerke der Noth fesseln, wie wenn die Planke, die den Schiffbrüchigen aus dem Sturme gerettet, zum ewigen Wohnhause desselben geschaffen sei.

Aber der Mann strebt wieder zur Beruhigung, und

das zum Manne gewordene Volk, das die Spuren und die Folgen seiner Flegeljahre trägt, sucht wieder die Natur zu begreifen, und ihre Gesetze für seine neuen Bedürfnisse einzurichten. Der Fortschritt aber ist, daß das, was für das Kind nur Instinkt, nur Gefühl war, für den Mann Bewußtsein wird, daß er schafft, was ihm früher gegeben war; daß er, was für das Kind ausreichte, so ordnet und mehrt, daß es dem Manne genügt; daß das, was die Natur freiwillig für die kleine Zahl des Volkes schuf, er, ihr nachhelfend, für die unendlich vermehrte Menschheit, ihr abzwingt. Mit einem Worte: das Ziel der Menschheit, die Auflösung des Räthsels, das die Geschichte den Philosophen aufgiebt, ist die Versöhnung zwischen Civilisation und Natur, die Anerkennung des Gesetzes der Letztern durch die Erstere.

Rousseau hat mit dem Finger an die Lösung der großen Weltfrage gerührt; aber er fuhr erschreckt zurück, als ihm das Orakel antwortete: Retournons chez les égaux! Denn er sah in den égaux nur die Kinder, nur die Wilden, er sah nur das Gesetz des Instinktes, und begriff nicht, daß dies zum Gesetze des Bewußtseins werden, und daß so Civilisation und Natur neben einander bestehen können. —

Geschichtliches von Rouen.

Rouen, — 1837.

Man braucht in Havre nur die Häuser anzusehen, um überzeugt zu sein, daß die Stadt keine Geschichte hat, was auch ihre Geschichtsschreiber thun mögen, um das Gegentheil zu beweisen. In Rouen beherrscht uns, von dem ersten Augenblicke an, daß wir uns durch diese engen Straßen durchwinden, ein entgegengesetztes Gefühl, und auf Schritt und Tritt fesseln uns ein Haus, eine Kirche, ein zerbrochener, in ein neues Gebäude eingemauerter Stein, um uns an eine andere Zeit, andere Gewohnheiten und Ansichten zu erinnern. In dem Dome treten uns die Schatten der Normannenherzoge und der einst so mächtigen Erzbischöfe von Rouen entgegen; der Justizpallast erinnert uns an den Echiquier der Normandie, an die germanischen Rechtsinstitutionen, aus denen er hervorge=

gangen ist; jener Brunnen ist das Denkmal der Jungfrau, die hier die Feuertaufe ihrer Größe erhielt. Und alle jene Häuser sprechen von der Kraft und Männlichkeit der Bürger Rouens; und sie erzählen uns, wie sie ihren Fürsten gegenüber ihre Selbstständigkeit zu behaupten wußten.

Die Geschichte von Rouen, der Vertreterin des normannischen Bürgerstandes, um die sich die Geschichte des ganzen Landes reiht, verliert sich im grauen Alterthume der Sagen. Der Name Rothomagus, den sie schon unter den Römern führte, und der den römischen Ohren barbarisch genug klingen mochte, bekundet, daß sie schon vor den Römern des Nennens und des Namens werth war. Die Gelehrten streiten über dessen Ursprung; aber die Kirche zu Rouen entschied, daß er von dem Götzen Roth herstamme, und sang länger als ein Jahrtausend: extirpato Rotho idolo, obgleich es jetzt so ziemlich außer Zweifel ist, daß nie ein Gott oder Götze Roth hier existirt hat.

Erst unter den Franken werden die Fasten von Rouen interessanter, da sich hier ein Theil des blutigen Dramas, dessen Hauptheldinnen Brunehold und Fredegunde waren, abspielte.

Der Geist der Geschichte wollte der Welt eine Lehre geben, und schrieb sie, damit sie Jahrtausende nicht ver-

nichteten, mit Blut in sein Buch, als ob er befürchte, daß die Menschen sie Jahrtausende lang nicht verstehen möchten. Und so geschah.

Die römischen Seeprovinzen in Gallien, zu denen die spätere Normandie gehörte, schüttelten zu Anfang des fünften Jahrhunderts (408) das Joch der römischen Herrschaft ab, und wußten bis zum Ende desselben Jahrhunderts (497) ihre Freiheit und Selbstständigkeit unter selbstgewählten Beamten zu behaupten. Clovis eroberte endlich das Land, das unter seinen Nachfolgern eine Kettenreihe von Verbrechen in der Familie seiner Beherrscher erlebte, wie selten ein Volk und eine Zeit eine ähnliche aufzuweisen hat. „Die Geschichte dieser Epoche ist die des Mords und Todschlags. Wenn man einen Bruder seinen Bruder erwürgen, den Sohn seinen Vater erdolchen, den Vater seinen Sohn ermorden, den Gemahl seine Frau tödten, den Sieger seinen besiegten Feind, ihn, seine Frau und seine Kinder in einen Brunnen werfen; einen König der Franken (Thiery) einen König der Thüringer (Hermanfroy) zur Berathung einladen, und von den Mauern seines Schlosses stürzen; einen Vater verordnen, daß sein Sohn lebendig verbrannt werde, Mönche den nächtlichen Meuchelmord gegen ihre Bischöfe versuchen; Bischöfe in dem versammelten Concilium wegen Ehebruch und Meuchelmord entsetzen; Frauen, um sich eines beschimpften

Ehemannes oder eines gefährlichen Gegners zu entledigen, bald das Eisen, bald Gift anwenden; — wenn man das Gemälde dieser Verbrechen und noch viele andere sehen will, so braucht man nur die Annalen der Franken von Clovis bis Carl d. G. zu durchlaufen. Bei der Beschreibung jener Schandthaten, Gräßlichkeiten und Meuchelmorde glaubt man in Blut zu waden, und mit jedem Schritte an eine Leiche zu stoßen." *)

In der Geschichte von Rouen tritt der Charakter dieser Epoche in einem Beispiele lebendig vor uns. Chilperich, König von Neustrien, heirathete Fredegunde, nachdem er seine erste Frau, Galsiunde, hatte ermorden lassen. Sigebert, sein Bruder, und Bruneholds, der Schwester Galsiundes Gemahl, wurde von seiner Frau getrieben, den Tod seiner Schwägerin zu rächen, und nachdem er auf dem Schlachtfelde den Sieg davongetragen, und seinen Bruder von Stadt zu Stadt verfolgt hatte, wußten dieser und seine Frau kein besseres Mittel, um sich zu retten und zu rächen, als den Meuchelmord. Die Königin Fredegunde ließ zwei ihrer Pagen vor sich kommen, und sagte ihnen: „Verfügt Euch zu Sigebert, thut so, als ob ihr zu ihm übergehen wolltet, und tödtet ihn. Ich werde Euch und die Eurigen mit Ehren

*) Liquet, hist. de la Norm. I. 11. 12.

überhäufen, wenn Ihr zurückkommt. Unterliegt Ihr, so will ich für Euch auf den Gräbern der Heiligen Almosen in Menge vertheilen.“ Das reichte hin. Der vergiftete Dolch, den die Königin den Mördern überlieferte, traf Sigebert, als er eben zum Könige von Neustrien ausgerufen wurde.

Bruneholb wurde nach dem Tode ihres Gemahls nach Rouen verwiesen. Hier sah der Sohn Chilperichs seine Tante, verliebte sich in sie, und Pretextat, der Bischof von Rouen, segnete diese Ehe ein. Die Rache Fredegundens und Chilperichs blieb nicht aus. Beide eilten nach Rouen, lockten die Schwägerin und den Sohn aus der Kirche, in die sie sich geflüchtet hatten, heraus, und ließen dann den Letztern ermorden, und den Bischof seines Amtes entsetzen, und ins Exil verweisen. Sieben Jahre später wurde Chilperich ebenfalls ermordet, und Pretextat, nachdem das Volk in Rouen seinen Nachfolger Melance vertrieben hatte, wieder in seine Würde eingesetzt. Aber Fredegunde kam nach Rouen, um hier als Wittwe zu leben. Ihre Rache ruhte nicht, und Pretextat wurde von ihren Meuchelmördern am Altare erdolcht, ohne daß einer der versammelten Priester ihm zu Hülfe zu eilen, und so die Königswittwe zu reizen, den Muth hatte. Nur ein Bürger von Rouen wagte es, sie zu Rede zu stellen, sie anzuklagen; und sie reichte ihm zum

Lohne den Giftbecher. Sie hatte Stirne genug, vor den sterbenden Bischof zu treten, um zu sehen, ob seine Wunde tödtlich sei, und dieser sagte: „Wer sollte das Verbrechen begangen haben, wenn nicht die, die Könige gemordet, und so oft das Blut Unschuldiger verspritzt hat? Ich werde sterben, und du, die Urheberin des Verbrechens, du wirst von Jahrhundert zu Jahrhundert verflucht werden, und mein Blut soll über dein Haupt kommen." So geschah!

Diese Vorfälle in Rouen charakterisiren die ganze Epoche der Herstellung der fränkischen Herrschaft in Gallien. Wenn man all diese schaudererregenden, sich von Tag zu Tag erneuernden, von Generation zu Generation fortpflanzenden Verbrechen sieht, so fragt man erstaunt nach der moralischen Ursache derselben, und antwortet meist, daß die Roheit des Volkes, der Mangel an Cultur und Bildung sie zu verantworten habe. Aber es ist diese Antwort im Widerspruche mit der Geschichte. Ein paar Jahrhunderte früher würden solche Thaten unter den sicher damals weniger gebildeten, weniger civilisirten Germanen, und unter den Franken insbesondere, den Abscheu des ganzen Volkes erregt haben, wie noch zur Zeit, als dies im Frankenreiche geschah, nichts Aehnliches unter den in Deutschland lebenden Germanen stattfand. Dann aber sehen wir ein paar Jahrhunderte später ähnliche

Erscheinungen in Italien, und wieder später Aehnliches in Rußland sich in einer Zeit wiederholen, wo bereits unendliche Fortschritte in der Cultur gemacht worden waren. Hier und dort aber treten diese Erscheinungen in einem Augenblicke hervor, wo die innern Verhältnisse des Staates beinahe dieselben waren.

Die alten Germanen kannten nur das allgemeine Interesse, dem sich jeder unterordnete. Der Einzelne verschwand in der Masse. Nur im Kriege erkannten sie die Oberherrschaft eines Einzelnen an. Die ewigen Kriege gewöhnten sie mehr und mehr an diese Anerkennung, und so sehen wir bald Herrscherfamilien entstehen. Factisch waren sie die Könige, aber der Gedanke des Königthums hatte noch so wenig die Menge des Volkes als die Herrschergeschlechter selbst durchdrungen, und so betrachteten Volk und Könige das Interesse der Herrscher eben nur als ein Familieninteresse, ihre Kämpfe nur als Familienkriege, an denen das Volk meist nur aus Gewohnheit oder Lust am Kriege und um der Beute willen Theil nahm. In der Regel aber mußte der Streit zwischen den herrschenden Familien eben auf diese beschränkt bleiben, und die Bedeutenheit der in Frage stehenden Interessen erklärt dann in Etwas die Schändlichkeit der Mittel, die man, um sie zu vertheidigen, anwendete, weil sie rascher und sicherer zum Ziele führten. Bei dem Un-

tergange der Republiken in Italien wiederholt sich diese Erscheinung zwischen den die Herrschaft in Anspruch nehmenden Familien, und im Norden sahen unsere Väter Aehnliches, weil noch dort kein Volk, das von der Idee des Königthums durchdrungen, war. Sobald diese Idee im Volke und in den Herrschern fester stand, verschwanden diese Verbrechen oder wurden wenigstens zur Ausnahme, und wir sehen dann später eine andere Epoche, der Gegenfüßler jener, in der die Herrscher, die Großen wie die Kleinen, das Land und die Städte verwüsteten, so oft sie einen Streit unter sich auszumachen hatten. Und wie gräßlich auch die Zeit, in der wir den blutigen Gespenstern einer Brunehuld und Fredegunde begegnen; so könnte der Geschichtsforscher, der die Ereignisse des 12. und 13. Jahrhunderts durchläuft, in Versuchung kommen, in dieser Beziehung wenigstens, dieselbe zurückzuwünschen.

Wie wenig überhaupt damals noch der Gedanke des Königthums im Volke Wurzel gefaßt hatte, zeigt die Entsetzung der Merovinger und das Aufkommen der Carolingischen Linie. Eine Familie hatte ihr Ansehen und ihre Macht so zu vermehren gewußt, daß sie bald der Herrscherfamilie das Gleichgewicht zu halten im Stande war. Und als endlich dies Gleichgewicht selbst nicht mehr stattfand, mußte die schwächere Familie der stärkern wei-

chen. Erst Carl d. G. legte den eigentlichen Grundstein des Königthums in Frankreich und Deutschland. Aber er konnte dies nur auf Kosten des germanischen Prinzipes; der ganze Staat beruhte bei den Germanen auf den Volksgerichten, die die einzige gesetzgebende, rechtende und vollstreckende Gewalt waren. Carls des Großen Kriege, und die Chikanen seiner Grafen machten aus diesem Rechte eine das Volk erdrückende Last, und so konnte er bald diese Basis der germanischen Institutionen untergraben, und endlich die Gerichte an bestellte königliche Richter übergeben. Der Schatten Roms hat den größten Helden Germaniens besiegt, und sollte von nun an Deutschland unterjochen. Das ganze Volk, sein inneres Wesen, war aus seinen Angeln gehoben, und war von nun an so lange, bis der Grundgedanke Carls des Großen Boden gefaßt hatte, ohne innern Haltpunkt. So erklärt sich nach seinem Tode die moralische Schwäche des gewaltigen Frankenreichs, vor dem sich ein paar Jahrzehnten früher die ganze Welt beugte, so die Thatlosigkeit und Entartung der Franken, die noch so eben erst die Tapfersten der tapfern Germanen, die Sachsen, zu Paaren getrieben hatten. Die Neuerungen Carls des Großen waren eine wahre Revolution, und mußten die Folge haben, daß jeder in der neuen Gestaltung sich einen Platz suche, auf dem er für die verlornen Rechte neue

erwerben könne. Daher die Selbstsucht der Großen, und ihre Laster und ihre Verbrechen; daher auch die Theilnahmlosigkeit des Volkes an Allem, was geschah; daher endlich seine moralische Erschlaffung, die den Normannen den Weg ins Herz Frankreichs bahnte.

Es ist nicht nöthig, darzustellen, wie diese Gestaltung der Dinge — durch andere Verhältnisse befördert — gewirkt hat; ein Nachkomme Carls des Großen, Carl der Kahle, überhebt mich dessen. Er schilderte den Zustand des Landes, indem er in einem Concil zu Pitres (Pistis), 5 Meilen von Rouen, ausrief: „Der Fremde verschlingt unser Land vor unsern Augen; die Verwüstungen des Feindes machen dasselbe zur Einöde; die Bewohner werden getödtet und zerstreut; die Kirchen und Städte werden in Ruinen verwandelt; die Leiber unserer heiligen Fürsprecher werden aus ihren Gräbern gerissen; die Diener und Dienerinnen des Herrn werden aus ihren Asylen vertrieben ...., weil wir unser Herz dem Teufel geöffnet, weil wir aus unserer Seele die Blüthen und Früchte des Glaubens, der Hoffnung, der Mildthätigkeit und aller andern Tugenden herausgerissen, weil wir uns selbst mit dem Schwerdte der Sünde getödtet haben, weil wir ohne Scham und Reue im Feuer des Geizes, der Raubsucht, des Neides, des Ehebruchs und anderer Verbrechen, nicht nur gegen das natürliche Ge-

schlecht, sondern auch gegen das Geschlecht, das gegen die Natur ist, (non solum per naturalem sexum, sed etiam per sexum, qui est contra naturam) glühen; weil wir den Angriffen des Dämons nicht widerstehen; weil wir die Gerechtigkeit verkaufen, und man zu ihr nur durch den Weg der Geschenke gelangt." *)

Die Geistlichkeit hatte ziemlich sicher Carl dem Kahlen diese Sprache eingeflüstert, aber wie mystisch sie auch ist, so ist sie doch klar genug, um den Zustand des Landes zu schildern. Was er in Bezug auf die Gerechtigkeit sagt, bestätigt nur um so mehr die obige Ansicht.

Je mehr sich der Same, den Carl der Große in die Erde gelegt, entwickelte, desto klarer zeigte sich, welcher Art die Frucht war. „Das Königthum, in Verachtung gefallen" — man könnte eher sagen: noch nicht in seinem Wesen ins Leben des Volkes übergegangen, — „war nur noch ein Titel ohne Macht, in der Hand eines Mannes ohne Geist. Unter Carl dem Einfältigen, im Begriffe, einen Herzog der Normandie zu schaffen, konnten die Großen ohne Mühe eine Autorität, die bis jetzt persönlich und zeitlich gewesen war, in ihrer Familie erblich machen. Die Herren zweiter Klasse schlossen sich

*) Dom Bessin, Conc. Rothom. prov. p. 18. 19. Liquet. I. 55.

ohne Widerstand dem Banner des Führers, den sie Andern vorzogen, an. Daher jene Menge von Despoten, die als Gleichen den behandeln, der ihr Souverain sein sollte, und dessen Königthum sich zu Ende des zehnten Jahrhunderts so zu sagen auf die Stadt Laon beschränkte. Daher jene Unordnung, jene Herrschsucht, jener Haß und die innern Kriege; jene Gewaltthätigkeiten, das einzige Mittel, seine Absichten zu erreichen; alle jene Verbrechen, der Straflosigkeit gewiß. Vergebens versuchten zwölf Prälaten, unter ihnen der Bischof von Rouen, diesen Uebelständen abzuhelfen. Ihr Versuch hatte kein anderes Resultat, als ein sprechendes Zeugniß von der Unverbesserlichkeit der Geistlichkeit und der Erschlaffung des Königs zu geben. „„Wir sind Bischöfe,““ sagten sie, „„aber wir erfüllen keineswegs unsere Pflichten als solche. Wir vernachlässigen unsern Beruf als Prediger. Diejenigen, die uns anvertraut sind, verlassen Gott; sie geben sich unter unsern Augen dem Unrechte hin, und wir schweigen. Entschlüpft uns je ein Vorwurf, der diesen rohen Gemüthern mißfällt, so wenden sie jene Worte des Herrn an die Pharisäer auf dem Stuhle Moses auf uns an, und sagen: „Sie binden die schweren und erdrückenden Lasten und legen sie auf die Schultern der Menschen, aber sie wollen nicht einen Finger rühren, um sie fortzubewegen.““ Die Heerde Gottes geht durch unser Still-

schweigen unter. Wo sind die Sünder, die wir bekehrt haben?" *)

Carl der Große hatte das Volk politisch zernichtet. Das Königthum war noch in den Geburtswehen begriffen. Den Zustand des Adels und der Geistlichkeit schildern die angeführten Stimmen der Zeit. In diesem Augenblicke erschienen die Normannen, und das Land wurde ihre Beute, weil kein Volk mehr vorhanden war, das sich ihren Einwanderungen hätte widersetzen können. Ohne diesen Zustand des Landes in Betracht zu ziehen, ist es rein unmöglich, sich zu erklären, wie ein paar tausend nordische Seeräuber ungehindert das Reich der Franken durchziehen und verwüsten konnten, denn wenn jene auch sehr tapfer waren, so hatten die Franken oft genug gezeigt, daß sie in dieser Beziehung Niemandem nachstanden, daß sie die Mauren, den Schrecken des Südens, eben so wenig als die Sachsen, den des Nordens, zu fürchten brauchten.

Es ist nicht meine Absicht, die Kämpfe der Normannen gegen die Franken zu schildern. Man kann das in jedem Geschichtswerke lesen, und dort sehen, wie erst vereinzelte Haufen ankamen, auf ihre Faust plünderten,

---

*) Liquet. I. 64. Concil. Frool. ap. Lalbe et Cossart T. IX. col. 523.

und mit der Beute wieder nach Hause zogen; wie die Beute selbst neue Einwanderungen zur Folge hatte; wie endlich Rollo, ein Norweger, mit einem Heere, großentheils aus Dänen bestehend, in der Normandie anlangte, und bald den König von Frankreich zu einem Frieden, (dem von Claire d'Epte 912) zwang, in welchem ihm die Normandie als von Frankreich abhängiges Herzogthum überlassen wurde, wogegen er den christlichen Glauben annahm. Ob und wie Rollo dem Könige von Frankreich huldigte, darüber streiten die Geschichtsforscher und die Mehrzahl sieht in den von den Chroniken erzählten Nebenumständen — von denen ich anderwärts sprach, — nur ein Mährchen. Es ist dies aber jedenfalls eines von den Mährchen, die die handelnden Personen schildern, und somit, selbst wenn sie nur vom Volke erdacht wurden, für den Geschichtsforscher, der eine gegebene Zeit würdigen will, von hohem Interesse sind. Alle diese Einzelnheiten sind übrigens von geringerer Bedeutung, als die Folgen der Einwanderung der Normannen in Frankreich in Bezug auf die Institutionen des Landes und auf das Volksleben. Wir haben gesehen, wie das germanische Prinzip durch und nach Carl dem Großen aus den Institutionen Frankreichs verschwand, und ich werde an einem andern Orte zeigen, wie die Normannen dasselbe wieder herstellten, wie es sich in der Normandie ent-

wickelte, und endlich von hier nach England übergepflanzt wurde. Hier nur ein paar Worte über den Culturzustand der einwandernden Normannen.

Alle Chroniken der Zeit sprechen mit seltener Ausnahme von den Normannen nur als von wilden, wüsten, kampflustigen und blutdurstigen Barbaren. Die einwandernden Normannen selbst hatten keine Geschichtsschreiber, denn sie mußten kämpfen, und so überließen sie eben ihren Feinden, sie zu schildern. Das erklärt schon Vieles. Dann aber mögen sie wirklich im Kriege furchtbar gewesen sein. War doch noch viele Jahrhunderte nach ihnen das Gesetz des Siegers stets mit Blut geschrieben. Aber bei näherm Betracht zeigt sich, daß die Normannen in Bezug auf Cultur wenigstens nicht unter der Masse ihrer Besiegten, und in Bezug auf Sittlichkeit, Männlichkeit, Recht und Pflichtgefühl hoch über denselben standen. Die alten Volkslieder und Sagen der Normannen dürfen keck allem gegenübertreten, was bis dahin die Bastardliteratur der halbwegs romanisirten Franzosen hervorgebracht hatte. Dann aber sehen wir aus diesen Sagen selbst, daß die Poesie, geachtet von den Großen, vom ganzen Volke geübt wurde, daß die Frauen geehrt wie in keinem Lande waren, daß die Scalden in Ansehen standen, daß endlich die Bäder bei den Normannen so häufig wie bei den Völkern Roms und Asiens waren,

daß bei ihren Festen Ueberfluß und Luxus herrschte, daß sie ihre Schiffe und ihre Waffen zu schmücken verstanden, ohne daß sie deswegen zum Sturme und Kampfe weniger tüchtig gewesen. All das bekundet eine Culturstufe, wie man sie bei einem Volke nicht voraussetzen sollte, von dem die Chroniken nur wie von wilden Thieren und der Pest sprechen.

Was aber lauter als all das spricht, ist der Zustand, der sehr bald nach geschlossenem Frieden in der Normandie eintrat. Rollo steckte sein Schlachtschwerdt nicht in die Scheide, es wurde zum Schwerdte der Gerechtigkeit. Auch hier ist es eine Volkssage, die nämlich von dem Armbande im Walde von Roumare, die klarer als das Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller spricht. Dann aber sind selbst diese darüber einverstanden, daß Rollo und seine Normannen gleich nach dem Frieden Gesetze gaben, die die Person und das Eigenthum schützten und daß sie diese Gesetze mit Kraft aufrecht zu halten wußten. Die Normannen selbst bauten die Städte wieder auf, die sie früher zerstören zu müssen glaubten; und der Ackerer an seinem Pfluge, der Bürger in seiner Werkstatt konnten ohne Furcht ihren Geschäften nachgehen.

Vergleicht man endlich den Zustand Frankreichs in den nächsten Jahrhunderten nach der Eroberung mit dem der Normandie, so wird das Resultat noch bedeutender;

denn während dort ein grenzenloses Chaos herrschte, erheben in der Normandie das Gesetz und das Recht und die Cultur ihr Haupt bis zu einer Höhe, daß sehr bald die Normannen die Schiedsrichter über das Geschick Frankreichs wurden, und ihnen noch Kraft übrig blieb, endlich selbst in Italien, in Griechenland und England der Welt zu zeigen, wie sie an Bildung und Männlichkeit allen übrigen Völkern vorangeeilt waren; bis sie zuletzt gar durch ihre Trouvers und das Ritterthum der ganzen Literatur, so wie dem ganzen Kriegswesen eine neue Richtung gaben.

Die Geschichte von Rouen liefert uns einen Beweis, daß das Volk sehr bald einzusehen begann, wie es durch die Einwanderung der Normannen nur gewonnen habe. Kaum dreißig Jahre nach dem Frieden von Claire d'Epte, (im Jahre 943), nachdem Wilhelm Langschwerdt, Rollos Sohn, von Arnold, Herzog von Flandern, ermordet worden war, kam Louis d'Outremer, König von Frankreich, nach Rouen, und nahm Richard, den unmündigen Sohn Wilhelms, zu sich. Das Volk aber sah in der Fürsorge des Königs nur eine List, um den jungen Herzog zu entführen und gefangen zu halten, und rottete sich in den Straßen zusammen, und erhob sich in Masse für seinen Herzog. Der Aufstand wurde von Minute zu Minute drohender. Die bewaffnete Menge schickte sich end-

lich an, das Haus, in dem der König wohnte, anzugreifen, und den Herzog mit Gewalt zu befreien. Der König sah sich gezwungen, den Knaben auf seinen Arm zu nehmen, und sich so vor dem versammelten Volke zu zeigen, und dasselbe zu versichern, daß er weit entfernt sei, dem Herzoge ein Leids anthun zu wollen, und daß er nur wünsche, ihn bei sich zu behalten, um ihm eine Erziehung zu geben, die ihn würdig mache, dereinst die Normannen zu beherrschen. Es waren das in großer Mehrzahl die Männer, die als Knaben die Einwanderung der Normannen gesehen, die Söhne, die wenigstens die Erzählungen ihrer Angehörigen über dieselbe in ihrer Jugend gehört hatten. Und sie standen auf für ihren Normannenherzog. Das Volk bestand in Mehrzahl aus Abkömmlingen der Gallier und Franken, und sie bedrohten den Abkömmling der Könige, die über ihre Väter geherrscht hatten. Das Benehmen der Normannen, die von ihnen vorgenommenen Neuerungen mußten, nur nach diesem einzigen Ereignisse zu schließen, der Art sein, daß sie das Volk seine Geschichte, sein Herkommen, und seine frühern Sympathien hatten vergessen machen können; was dann das triftigste Zeugniß ist, das sich für sie auffinden ließe.

Louis d'Outremer hatte nur dem Andrange des Volkes nachgegeben; aber er wollte die Gelegenheit nicht vor-

übergehen lassen, die Normandie wieder an seine Krone zu bringen. So vergaß er bald sein Versprechen, drang mit Heeresmacht in die Normandie ein, und zwang dieselbe zum Theile zu einer augenblicklichen Unterwerfung. Ein dänisches Hülfsheer, und die Befreiung Richards, der sich durch die Flucht seiner Gefangenschaft entzog, zerstörten seine Plane. Er mußte vor den neuangekommenen Normannen zurückweichen. Hier sehen wir denn auch das Volk von Rouen wieder thätig auftreten, und (944) den König von Frankreich, als er auf seinem Rückzuge durch ihre Stadt kam, gefangen nehmen, was dann zu beweisen scheint, daß jener erste Aufstand mehr als eine augenblickliche Aufregung war. Dies wird nur noch klarer, wenn man in den Geschichtsbüchern dieser Zeit liest, wie bei dem endlichen Einzuge Richards in Rouen das Volk ihm in solcher Menge entgegenströmte, daß die Geistlichkeit, als sie das Ende der Vorstadt erreicht hatte, durch die Volksmasse gehindert wurde, bis zum Herzoge zu gelangen. Die spätere Belagerung von Rouen durch Louis, Otho, den Kaiser der Deutschen, und Arnold von Flandern dauerte nicht lange genug, um die Ergebenheit des Volkes auf eine entscheidende Probe zu stellen, und gab den Normannen nur Gelegenheit, als sich die Belagerer über Nacht zurückziehen wollten, ihre Tapferkeit zu beweisen, indem sie an der Rougemare, einem Platze, der von dem dort an jenem

Tage vergoßenen Blute so genannt wurde, den Belagerern eine Menge Volks tödteten, und sie dann bis auf das Gebiet von Amiens verfolgten.

Die Folgen der Gesetze und Institutionen der Normannen zeigten sich stets als den Vortheil des Landes befördernd, und wenn auch hier Manches, insbesondere die mehr und mehr um sich greifende Demoralisation der Geistlichkeit, der Entwickelung ihrer Folgen entgegentrat, so war doch der Zustand des Landes in politischer Beziehung stets dem aller umliegenden Länder voraus. „Während des 10. Jahrhunderts war die religiöse Stellung der Normandie ungefähr dieselbe, wie die der andern Länder, weil der alte Glaube nicht ohne Mühe dazu gelangte, die neue Generation zu unterjochen; die politische Stellung war dagegen eine andere, weil die neue Generation, Besitzer durch die Eroberung, unabhängig durch ihren nationalen Instinkt, dahin gelangte, die bestehende Regierungsweise zu besiegen, und überall die Ordnung an der Stelle der Anarchie zu begründen.“ *)

Die Wirksamkeit der germanischen Ansichten sollte sich bald auf eine den Eroberern, — die wie alle Eroberer eine Aristokratie bildeten — selbst gefährliche Weise zeigen. In den Städten hatten sich die Sieger und

---

*) Liquet. I. 179.

Besiegten durch den täglichen Umgang, durch das Bedürfniß mehr und mehr verschmolzen. Die Bürger nahmen an der Wohlthat der normannischen Institutionen auf ihre Weise Theil, und man vergaß hier bald, wer der Sieger, und wer der Besiegte sei. Auf dem Lande mußte sich diese Verschmelzung langsamer bilden. Hier blieb eine Zeitlang der Bauer rein Plebs, und in vieler Beziehung rechtlos, der eingewanderten Aristokratie unterworfen und von ihr abhängig. Aber der Einfluß dessen, was jeder Bauer, so oft er in die Stadt kam, sah, das Selbstgefühl der Bürger und ihre Freiheit konnten nicht ohne Wirkung bleiben, und so kam es, daß die normannischen Bauern die ersten Europa's waren, die ihre Menschenrechte in Anspruch nahmen, als überall sonst der Landbauer noch der willige Knecht seines Herrn war. Die Normandie sah, noch ehe ein Jahrhundert nach der Einwanderung der Söhne des Nordens verflossen war, den ersten Bauernaufstand. In mehrern Grafschaften versammelten sich die Dorfbewohner und beschlossen, sich von dem Joche der Herrn zu befreien, und in Zukunft nur den Gesetzen zu gehorchen, die sie sich selbst auflegen würden. Jedes der Dörfer wählte zwei Abgeordnete, die beauftragt waren, in einer allgemeinen Versammlung die Vorschläge der einzelnen Dörfer zu berathen und dann zu beschließen, was sie für billig und recht hielten.

Wie in dem deutschen Bauernkriege, sahen die Herrn hierin den offenbarsten Hochverrath, und Raoul, der Oheim des Herzogs Richard II., wurde beauftragt, die übermüthigen Bauern zu züchtigen. Er überfiel die Versammlung, ließ mehrere der Abgeordneten lebendig verbrennen, und den übrigen Hände und Füße abhauen, die Augen ausreißen, Ohren und Nasen abschneiden, um sie, wie der Geschichtschreiber jener Zeit sagt, unnützlich zu machen. In Deutschland erklärt man ähnliche Gräßlichkeiten nach dem Bauernkriege durch die Greuel, die die Bauern selbst vollbracht hatten. In der Normandie haben die hohen Herrn keine solche Entschuldigung, und wohl auch anderswo wäre sie überflüssig, da man auch ohne dieselbe ziemlich sicher nicht anders gehandelt haben würde. Ein Thier, das seine Kette zerbricht, und seinen Herrn zerreißt, fängt man wieder ein, und legt es wieder an die Kette. Aber einen Sklaven, einen Knecht, der nur die Kette sprengt, oder nur zu sprengen versucht, um ein Mensch zu werden; — o! das ist eine ganz andere Sache, und erlaubt nur eine Berufung an den Henker! —

Einige Jahre später fand in der Bretagne, die ebenfalls theilweise von den Normannen erobert worden war, ein ähnlicher Aufstand statt, und hier kam es zwischen den Bauern und den Herrn ebenfalls zum Kampfe, der sich aber zum Vortheile der Letztern entschied. Der Geist,

der diese Aufstände hervorgerufen, wurde dagegen nicht besiegt, und bald nachher finden wir in der Geschichte der Normandie freie Bauerngemeinden.

Man mag über Revolutionen und Bauernaufstände denken, wie man will, so muß man doch gestehen, daß sie mehr oder weniger stets eine Folge des vorgerückten Culturzustandes der Empörer sind; denn sie erklären sich nur durch das erwachende Selbstgefühl, durch das Erkennen der Rechte, die man als Mensch in Anspruch nehmen zu können glaubt, und die man den Muth hat, zu fordern. Alles Beweise einer vorgerückten geistigen und bürgerlichen Reife, wenn auch die Frucht eine vorzeitige wäre.

Diese Aufstände sind dann noch indirect für die Geschichte der Normandie von Bedeutung. Von dem Gesetzgebungsrechte der freien Normannen ist in den Quellen nur selten die Rede; dagegen zeugt dieser Bauernaufstand, in dem die Knechte dies Recht in Anspruch nahmen, dafür, daß die Freien dasselbe besaßen, da jene ziemlich sicher nichts forderten, als was sie täglich im Besitze Anderer sahen.

Es wäre wunderbar, wenn in einem Lande, wo bereits der Bauer zu denken, und sich selbst zu fühlen begann, nicht auch die übrigen Stände ihrem Denken eine freiere Bahn zu öffnen gesucht hätten. Wie in Deutsch-

land sollten der Bauernaufstand und die Reformations-ansichten Hand in Hand gehen, und Zeitgenossen sein. Und so sehen wir, daß beinahe um dieselbe Zeit (seit 1000) die normannische Geistlichkeit die Auflösbarkeit der Ehen aus der Bibel zu beweisen suchte, daß man die Bilder in den Kirchen zerstörte, daß man die Nothwendigkeit des Zehnten zum Seelenheile bezweifelte, daß man endlich sogar die Gegenwart Christi in der Hostie in Frage stellte und selbst Bischöfe diese Frage aufwarfen, und so den Herzog Richard II. zwangen, sie mit der Entsetzung von ihrem Amte zu bedrohen *). Es geschah dies in der Normandie 500 Jahre vor Luther.

Diese Ereignisse beweisen mehr als alle Raisonnements den moralischen Zustand der Normandie, und bekunden den Einfluß des germanischen Principes.

Wir treten einer Erscheinung näher, die das eklatanteste Zeugniß von der politischen Kraft des Landes ablegte. Die Eroberung Englands durch Wilhelm, den siebenten Herzog der Normandie, kaum hundert und fünfzig Jahre, nachdem Rollo als Seeräuber in Frankreich landete, erklärt sich selbst, wenn man dem Genie des Eroberers alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren läßt, nur durch das moralische Uebergewicht der Normannen über

*) Liquet I. 109.

die Angelsachsen. Wem dies Alles aber nicht genügt, der bedenke endlich noch, daß in dem Augenblicke, wo die Normandie diese Eroberung zu vollenden und zu vertheidigen hatte, zu einer Zeit, wo ein deutscher Kaiser barfuß vor einem Papste seine Absolution erbetteln mußte, Wilhelm seiner Geistlichkeit jede Correspondenz mit Rom und jede Excommunikation ohne seine vorherige Erlaubniß untersagen, die Gerichtsbarkeit der Geistlichen beschränken, und zugleich den Adel durch den Gottesfrieden und das Volk durch das Gesetz des Couvre feu in Schranken halten, und bei der Ausführung dieser mit Zustimmung der Stände des Volkes genommenen Maßregeln stets auf die Unterstützung der Mehrzahl desselben rechnen konnte; während anderwärts die Blitze der Geistlichkeit Kronen zerschmetterten, und die Macht des Adels das Volk erdrückte, und die Throne untergrub.

Die Eroberung Englands gab der Geschichte der Normandie eine andere Richtung. Der moralische und politische Zustand dieses Landes hatte dessen Herzöge zu einem Ansehen erhoben, das mit der Größe ihres Landes in keinem Vergleiche stand. Ganz Frankreich war mittelbar unter ihrer Oberherrschaft, und sobald Hugo Capet des Herzogs der Normandie versichert war, sah er den Weg zum Throne Frankreichs gebahnt. — Die alte Neigung der Normannen zu Auswanderungen und

Eroberungen trieb sie noch immer an, außer ihrem Lande ein Feld für ihre Thätigkeit zu suchen, sobald sie in der Heimath nichts zu schaffen hatten. Italien, Sicilien und Griechenland beugten sich vor einer Schaar vereinzelter normannischer Ritter. Die moralische Kraft des Landes, diese Neigung zu Auswanderungen, zu Abenteuern und Eroberungen würde ziemlich sicher über kurz oder lang, wenn wieder eine Epoche eingetreten wäre wie die, wo Richard I. seinem Freunde Hugo Capet die Krone aufsetzte, die Normannenherzoge zu Königen von Frankreich gemacht haben. Die Eroberung Englands wies ihnen ein anderes Feld an.

Mit der Eroberung Englands wurde die Normandie eine Provinz dieses Landes und trat bald zu diesem in das Verhältniß eines von ihm, als Hauptsache, abhängigen Theiles. Die innern Streitigkeiten in England, das getheilte Interesse des zugleich normannischen und englischen Adels, die Schwäche, die Fehler und die Verbrechen der Nachfolger des Eroberers, die, wie die Söhne aller andern Eroberer, den Fluch der unter dem Schwerdte ihrer Ahnen gefallenen Völker trugen, die Ausartung des Adels durch den Reichthum und die Beute, die er in England erlangt hatte, endlich die unter Wilhelms Söhnen nie endenden Kriege der Barone unter sich, brachen die Kraft der Normandie und entfremdeten das Volk allmäh-

lig den Beherrschern Englands. Die Frage, ob Frankreich normannisch werden solle, wurde umgekehrt, und es handelte sich von nun an nur darum, ob die Normandie französisch werde.

Die Geschichte der Normandie, von dem Augenblicke der Eroberung Englands an, zeigt einen unablässigen Kampf der Aristocratie unter sich und gegen ihre Fürsten, bei der das Volk stets der Sündenbock war, der die Folgen dieses Zustandes ertragen mußte, bis er zuletzt mit dem moralischen Untergange des Adels selbst, und mit der Eroberung der Normandie durch Frankreich endigt. Es giebt wenige Epochen, die dem Forscher einen so tiefen Ekel erregen. Die Söhne Wilhelms des Eroberers, ebenso kraft- und thatlos wie die Carls des Großen, kämpften wie diese um die Beute ihres Vaters, und gaben so, wieder wie jene, die schönste Gelegenheit, sie selbst zu zernichten. Wilhelm, König von England, suchte seinem Bruder Robert Courteseuze das Herzogthum der Normandie abzujagen. Die Bewohner von Rouen sahen während diesen Zwistigkeiten und besonders durch die dadurch veranlaßte und beförderte Ungebundenheit des Adels ihre Rechte mit Füßen getreten, und ihren Handel zernichtet. Noch dachten sie nicht daran, sich einem Fremden in die Arme zu werfen, und so suchten sie nur bei dem Stärkern, dem Könige von England, Schutz, und er-

boten sich, einen der reichsten Bürger, Conan, an ihrer Spitze, ihm die Thore der Stadt zu öffnen. Und wirklich ließen sie eine Anzahl königlicher Krieger in die Stadt ein. Aber in demselben Augenblicke zogen die Barone Roberts, dem der Plan der Rouener verrathen worden war, zu einem andern Thore in die Stadt ein. Die Straßen wurden zum Kampfplatze, zum Schlachtfelde. Wie die Fürsten selbst sich, der Bruder den Bruder, bekämpften, so auch die Bürger. Robert, der so wenig Herz im Leibe als Hirn im Kopfe gehabt zu haben scheint, flüchtete aus der Stadt, aber sein zweiter Bruder Heinrich blieb und trug endlich mit seinen Rittern den Sieg über die Bürger, die dem Könige anhingen, davon. Die Rache der Anhänger des Herzogs war jener Zeit würdig. Heinrich selbst warf mit eigner Hand Conan zum Fenster des herzoglichen Schlosses hinaus, daß er auf den Steinen zerschmetterte, und Richard übergab die Bürger, deren Zorn er nicht gewagt hatte, ins Auge zu sehen, auf Gnade und Ungnade seinen Rittern, die sie in Schaaren wegführten, fürchterlich mißhandelten, in ihren Gefängnissen verkümmern und verhungern ließen, wenn sie nicht mit Geld das Leben und die Freiheit erkaufen konnten. Der Geschichtsschreiber jener Zeit sagt hier: „So sehen wir jene stolze Normandie, die glaubte, Alles thun zu dürfen, um England zu unterjo-

chen, zu plündern und zu verwüsten, eine Beute alles Unglückes! Sie hat die Beherrscher Englands vertilgt, und jetzt zerreißt sie sich selbst und macht ihre eignen Bewohner unglücklich. Sie strotzt von den Reichthümern Englands, und zerfleischt sich jetzt selbst um dieser Reichthümer willen, und wie Babylon muß sie jetzt selbst den bittern Kelch austrinken, den sie früher fremden Völkern aufgedrungen hatte.*)

Trotz dieser Ausschweifungen und Kämpfe, vielleicht gerade in Folge derselben, wußten die Bürger, besonders in den bedeutendern Städten, immer mehr und mehr ihre Reihen zu schließen. Sie nahmen an Kraft und Ansehen zu, und bald sehen wir ihre Rechte mehr oder weniger von den Herrschern öffentlich anerkannt. Heinrich ertheilte oder besser bestätigte das schon lange thatsächlich bestehende Recht der Gemeinde mehreren Städten (Pont-Audemer, Eu etc.), und in Rouen sehen wir bei einem Feste, der Heirath Heinrich Geoffroy Plantagenets mit der Kaiserin Mathilde, einen Beweis, daß die Herrn allmählig die Gegenwart des Volkes merkten, da die Bürger hier zum erstenmale öffentlich durch Herolde zur Theilnahme an dem Feste aufgefordert und eingeladen werden.

Bei dem Kampfe um den Besitz der Krone der Nor-

*) Odarie Vital. l. 8. Depping I. 227.

mandie, der sich nach dem Tode Heinrichs, dem letzten männlichen Abkömmling Wilhelm des Eroberers, unter Heinrich Plantagenet und den Großen entspann, sehen wir den Adel getheilt und das Volk theilnahmlos. Rouen öffnéte ohne den geringsten Widerstand dem Gemahle der Kaiserin Mathilde, Geoffroy Plantagenet, seine Thore.

Die tiefe Immoralität der Plantagenets, wo ein Vater Heinrich II. die Braut seines eignen Sohnes zur Befriedigung seiner Lust zwang, mußte nur mehr und mehr das Volk seinen Fürsten entfremden. Den Königen von Frankreich konnte dies Alles kein Geheimniß bleiben, und so sehen wir denn jetzt wieder die Absichten Frankreichs auf die Normandie näher hervortreten. Bei dem Streite Heinrichs II. mit der englischen Geistlichkeit flüchtete Thomas Beckct, Erzbischof von Kanterbury, der die Grundsätze Gregors VII. in England verfocht, nach Frankreich und fand hier einen willigen Beschützer in Ludwig VII., der sich selbst für die englische Geistlichkeit aussprach und verwendete, und ebenso die Verwendung der französischen Geistlichkeit beförderte. Es war dies ein Mittel, sich zugleich die Vertreter der Kirche in der Normandie gewogen zu machen, was denn auch gelang. Von nun an versäumten die Könige Frankreichs nichts, um diese mehr und mehr in ihr Interesse zu ziehen. Bald aber bot sich eine Gelegenheit dar, wirksamer zu handeln.

Streitigkeiten in der Familie Heinrichs II. selbst, von dem Könige Frankreichs, wenn nicht veranlaßt, doch gefördert, hatten die Flucht des jungen Königs Heinrich, Sohn Heinrichs II., nach Frankreich zur Folge, und Ludwig ergriff die Waffen für jenen. Aber noch war die oft bewährte Treue der Normannen stark genug, diesen Angriff zurückzutreiben, und wenn auch die französische Armee, ohne Widerstand zu finden, bis Rouen vorrücken konnte, so wurde sie hier blutig abgewiesen.

Der Kreuzzug Richards Löwenherz trug nur noch mehr dazu bei, den Fürsten das Volk zu entfremden. Der Erzbischof von Rouen war, während der Abwesenheit Richards, Reichsverweser, und man kann sich leicht denken, daß die Geistlichkeit diese schöne Gelegenheit, ihre Vorrechte stets auf Kosten des Volkes zu vermehren, nicht unbenutzt vorüber gehen ließ. In Rouen selbst trieben diese Anmaßungen das Volk bis zur Empörung, da die Priester aus den Kirchen und deren Umgebung Märkte gemacht hatten, und dort die Waare fremder Kaufleute gegen Prozente feil bieten ließen, wodurch der Handel der Bürger geschmälert wurde. Die Rouener rissen die Ringmauern der Kirchen nieder und trieben die von der Geistlichkeit geschützten Krämer aus. Aber wenn auch die Bürger hier die Uebermacht hatten, so wich doch die Geist-

lichkeit nur auf Augenblicke zurück, und suchte ihre Forderungen andern Ortes durchzusetzen.

Die Normandie hatte nach und nach den Druck der verschiedenen Stände, der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit gefühlt, und wenn auch mitunter die Könige nicht im Interesse der beiden andern Stände handelten, so hatten doch die Bürger wenig von ihnen zu hoffen, da sie ihre Thätigkeit zwischen zwei Ländern theilen mußten, und meist aus der Normandie abberufen wurden, wenn ihre Gegenwart dort am nothwendigsten war. Die Reihen des Adels waren bereits durch die Kreuzzüge gelüftet, die Geistlichkeit würde von den Königen von Frankreich in ihr Interesse gezogen, und konnte wenigstens nichts verlieren, wenn sie die immer noch in gewisser Beziehung dem römischen Joche trotzenden Herrscher gegen die frommen sehr christlichen Könige von Frankreich vertauschten.

So war Alles zu dem Ereignisse, das seit der Eroberung Englands durch Wilhelm in den Sternen geschrieben stand, vorbereitet, und Philipp August, König von Frankreich, war der Mann, der zum Vollstrecker dieses Spruches berufen schien. Ein Johann ohne Land, der nur den Muth hatte, an einem Knaben, seinem Neffen Arthur, zum Meuchelmörder zu werden, förderte nur, was unausbleiblich war; da selbst der wenigstens tapfere und ritterliche Richard Löwenherz nicht mehr im Stande

gewesen war, die Anmaßungen Philipp Augusts zurückzuweisen. Etwa 300 Jahre nach Rollos Einfall in Neustrien, und 150 Jahre nach der Eroberung Englands wurde die Normandie wieder französisch, und zwar nach der Einnahme des Chateau Gaillard fast ohne Kampf. Nur die Städte Rouen, Arquets und Verneuil versuchten einen Bund zu bilden, und sich Frankreich zu widersetzen. Aber sie waren zu schwach, dem Geschicke zu widerstehen, und gaben ebenfalls fast ohne Schwerdtstreich nach, als sich Philipp August erbötig zeigte, ihre Rechte zu achten und zu bestätigen.

Die Privilegien der Stadt Rouen wurden drei Jahre später 1207 zu Passy-sur-Eure bestätigt, und man sieht aus denselben, zu welcher Entwickelung der Handel und insbesondre die Commune bereits gelangt waren. Sie enthielten, in Bezug auf die letztere, nur, was unter den Herzogen der Normandie und den Königen von England anerkannt war, wie es aus den Artikeln hervorgeht, in denen es heißt: „Wir haben unsern geliebten und treuen Unterthanen und Bürgern von Rouen alle ihre Gebräuche und Freiheiten anerkannt und gegeben,... Wir haben das Recht der Gemeinde, Bürgerschaft, Banlieue und Rechtspflege in den Gränzen, die der König Richard ihnen angewiesen hat, ohne jedoch den Rechten der Herrn, die in der Umfassung der Stadt Grundeigenthum besitzen,

zu nahe zu treten, anerkannt.“ — Diese Rechte aber bestanden in der Befugniß der Civilgerichtsbarkeit, in der Execution derselben, theilweise selbst in der Gerichtsbarkeit über Vergehen und Verbrechen bis zu einem gewissen Grade, denn bei den Ausnahmen heißt es nur „pourvue quil n'y ait point des morts ou mutilations, ou que la cause ne depende pas du plet de l'épée.“ Das Plet de l'épée war aber die höhere Criminalgerichtsbarkeit. „Der Maire soll die Assignationen der Leute seiner Gerichtsbarkeit haben, und ihnen Recht verschaffen, und Niemand soll Hand an sie legen dürfen, ohne ihn und seinen Sergeant, wenn sie nicht dem plet de l'Epée verfallen sind; und zu dem Ende ist der Maire verpflichtet, unserm Bailly zur Seite zu stehen, damit er Recht üben könne in seiner Gerichtsbarkeit oder Baillage.“ Somit konnten die Bürger nur durch ihren eignen Maire verhaftet werden, und nur in ihm fand der Bailly des Königs einen Vollstrecker seiner Beschlüsse. — Dann aber sichert dieser Akt den Bürgern das Recht, sich nach freier Wahl zu verehelîgen, befreit sie von der Pflicht, die fouage zu zahlen, die Gefangenen des Königs zu bewachen, die Wache der Münze des Vicegrafensitzes zu übernehmen, so wie im Allgemeinen die taille ordinaire zu zahlen, si non qu'ils l'accordent de bonne volonté, wodurch ihnen dann das Recht, die Steuer zu verweigern, zugestan-

den wurde. Nur vom Weine bezahlten sie eine gewisse Abgabe; dagegen verpflichtet sich der König, den Wein, den er selbst oder seine Leute nehmen würden, zu zahlen, und zwar zu dem Preise, wie er Andern verkauft werde. Die Bürger hatten nach demselben Akte für ihre Hausthiere das Weiderecht in allen Domäinenwäldern der Normandie. Alle Güter der Rouener gingen frei durch die Douanen des Königs, und überhaupt zollfrei auf der Seine. Dagegen hatte Rouen ein Stappelrecht für alle Waaren, die die Seine auf und abgingen. Dann konnte kein Schiff von Frankreich nach Irland — mit Ausnahme Eines jährlich von Cherbourg — gehen, oder von Irland kommend, in Frankreich landen, ohne in Rouen anzulegen; und endlich konnten Fremde in Rouen nur durch Vermittelung eines Bürgers der Stadt dort Waaren kaufen oder verkaufen.*) —

Die Geschichte der Normandie als selbstständiger Staat schließt mit der Eroberung derselben durch Philipp August und gleichsam mit jenem Acte, in dem er die Privilegien der Bürger von Rouen anerkannte. Derselbe ist somit von hoher Bedeutung, da er einmal klar beweist, auf welcher Stufe der Freiheit und Selbstständigkeit da-

---

*) Siehe jene Charte in Gaube hist. du duché de Norm. II. 15.

mals bereits die Bürger der Städte standen, und dann als Grenzstein den Moment bezeichnet, wo die Normandie aufhörte, als solche fortzubestehen. Denn von nun an, wenn auch noch eine geraume Zeit die normannischen Institutionen fortvegetiren, und die Engländer noch einmal vorübergehend in Rouen herrschen, ist doch die Normandie stets nur eine Provinz von Frankreich und nur als solche ist ihre Geschichte noch von Interesse. Ich kann mich daher von nun an darauf beschränken, nur die Punkte herauszuheben, in welchen sich der Charakter des Volkes mehr oder weniger klar enthüllt.

Plilipp le Bel, der Sohn Philipp Augusts, beraubte den Grafen Robert d'Artois seines Eigenthums, und dieser flüchtete nach England. Ein normannischer Ritter von Harcourt begleitete ihn, und dieser wußte den König Eduard bald zu bereden, daß er nichts Besseres zu thun habe, als in Frankreich einzufallen, um die Normandie wieder an England zu bringen. Die Normannen hatten sich aber bereits so mit der französischen Herrschaft ausgesöhnt, daß sie (1340) ihrem damaligen Herzoge Jean, dem Sohne des Königs von Frankreich, 4000 Ritter und 20000 Fußsoldaten zur Abwehrung der Engländer anboten.

Die Heldenthaten der Engländer, die Ritterlichkeit des Königs Eduard und seines Sohnes, des Prinzen

von Galles, sind bekannt. Interessant ist es aber, daß in der Schlacht bei Crecy (1346) die Kanonen der Engländer auf die Franzosen denselben Einfluß ausübten, wie die der Eroberer von Amerika auf die Wilden. —

Die Normandie blieb in der ersten Hälfte dieses Kampfes verschont, aber ein Mord sollte den Krieg, der durch einen Raub veranlaßt worden war, von neuem anfachen, und später in die Normandie, die Zeugin dieses Mordes gewesen, hinein versetzen.

Jean I. hatte, nachdem er König geworden war, das Herzogthum der Normandie seinem Sohne Charles verliehen. Dieser lud zu dem Feste, das er bei seiner Ankunft in Rouen gab, die Großen der Normandie ein. Unter ihnen befanden sich Charles roi de Navarre und Jean und Wilhelm d' Harcourt, und mehrere andere Adelige, die im Rufe standen, zur englischen Partei zu gehören. In dem Augenblicke, wo die Speisen zum Festmahle aufgetragen wurden, kam der König Jean selbst in Rouen an, ließ diese Ritter verhaften, verzehrte ruhig das für sie bereitete Mahl, und befahl dann, viere derselben — unter diesen Jean d' Harcourt, der Sohn Geoffroy's d' Harcourt, der den König Eduard zur Landung in Frankreich gereizt, und einen Theil seines Heeres befehligt hatte — zu enthaupten. Aus dem Fenster des

Festsaales sah der König zu, wie die Henker ihr Amt verrichteten.

In der ganzen Normandie erregte diese That den tiefsten Abscheu, und überall stand das Volk auf, sobald dieselbe bekannt wurde. Geoffroy d'Harcourt aber eilte nach England zurück, und seine Vaterrache gab ihm Beredtsamkeit genug, eine furchtbare Vergeltung über Frankreichs Könige, und leider auch über Frankreichs Völker herabzuschwören. Die Engländer landeten von neuem, wo dann in der Schlacht von Poitiers (19. Sept. 1356) 8000 Engländer 60,000 Franzosen besiegten, und den König Jean gefangen nahmen.

Der Haß zwischen dem Könige von Navarre, Charles le Mouvais, und dem Könige von Frankreich verhinderte diesen, den Engländern mit der nothwendigen Kraft entgegentreten zu können, und giebt uns Gelegenheit, ein Ereigniß zu beobachten, was in der neuern Geschichte bis jetzt ohne Beispiel war, und zeigte, daß eine totale Umgestaltung der Dinge bereits tiefer Wurzel gefaßt hatte, als damals ein Mensch und am wenigsten die Hauptpersonen des Drama's ahneten. Charles, König von Navarre, ist der Feind des Königs von Frankreich. Eine Schlacht, ja selbst ein Zweikampf würden noch vor einem Jahrhundert den Streit entschieden, und die beiden königlichen Kämpfer würden höchstens ein Aufgebot an ihre

tapfern Ritter erlassen haben, das Volk würde dabei nur die Kriegskosten getragen, und die Mißhandlungen der durchziehenden Heere zu erdulden gehabt haben. Aber die Zeiten waren nicht mehr. Charles le Mouvais, wie gesagt ein König von Navarra, läßt sich in Paris eine Schaubühne errichten, um das Volk zu harranguiren, und zwingt den Dauphin Charles (später Charles V.) ebenfalls von den Fußstapfen des Thrones herabzutreten, um auf dem offenen Markte zum Volke zu sprechen. Ein Commentar ist hier überflüssig, die Thatsache spricht an und für sich klar genug, und zeigt, daß die Zeit gekommen, wo selbst die Herrscher fühlten oder ahneten, daß das Volk zu Etwas nütze sein könne, daß es überhaupt außer den Rittern und der Geistlichkeit noch einen andern des Redens werthen Stand gäbe. Wenn wir erst lange später den Tiersétat einen politischen Einfluß bekommen sehen, wenn dieser erst fünf Jahrhunderte später seine ganze Kraft fühlt, und sie seine Feinde fühlen läßt, so wiederholt sich hier nur eine Erscheinung, wie wir sie in der Geschichte auf jedem Blatte aufgezeichnet finden, wo die gereifte aber unerkannte Kraft einer neuen Zeit noch Jahrhunderte lang wie von einem Zauber gebannt schlummert, bis ein Mann auftritt, der die Formel kennt, die den Zauber bricht, und dem jungen Riesen sagt: „Stehe auf, und wandre deinen Weg!“

Die Normandie sah den Kampf zwischen den beiden königlichen Parteien, und erst der tapfere Duguesclin, zu dessen Heer die Rouener allein 10,000 Mann geliehen hatten, zwang den König von Navarra zur Ruhe. Aber er konnte ihm nur das Schwerdt aus der Hand ringen, und nicht auch dem Gifte gebieten, das in den Adern des Königs von Frankreich, Charles V., wühlte, und das ihm der König von Navarra gereicht hatte.

Die Minderjährigkeit Charles VI. war ein neues Unglück für Frankreich; denn es brachte eine Raubherrschaft über dasselbe, die nur an ihre eigene Bereicherung, nicht aber an des Volkes Wohlfahrt, an des Landes Befreiung vom äußern Feinde dachte. Die Intriguen der Großen, zu Kämpfen kam es unter ihnen schon seltener, hatten unterdeß freien Spielraum. Hier treten wir dann wieder einer Erscheinung entgegen, die noch mehr als die Reden eines Charles le Mouvais an's Volk beweisen, daß sich eine neue Zeit vorbereitete. In den meisten größern Städten, Paris an ihrer Spitze, empörten sich die Bürger wegen der neuen Staatslasten, und in Rouen sehen wir das aufgestandene Volk sogar einen König aus seiner Mitte wählen. Der gute Bürgerkönig aber mochte fühlen, daß er der Last einer Krone nicht gewachsen sei, und benutzte daher die nächste Gelegenheit, um aus seinem Reiche zu entfliehen. So blieb diese

Geschichte nur als eine Stimme der Zeit in den Annalen der Normandie.

Die Verwirrung in ganz Frankreich wurde nur noch größer, als endlich Charles VI. verrückt wurde, und dann die Schaaren der Armagnen und Bourgognen, wie sich die Anhänger des Herzogs von Orleans und des Herzogs von Bourgogne nannten, das Land durchzogen und verwüsteten. In diesem Augenblicke landeten die Engländer in der Normandie und schlugen die Franzosen bei Aziecourt (24. Octbr. 1415). Der König von Frankreich und sein Sohn kamen nach Rouen, um von hier aus die Vertheidigung des Landes zu betreiben. Aber die eignen Truppen der Franzosen, die sich, wie damals, wo bereits der Adel nicht mehr ausreichte, und die Söhne des Volkes als Lohnsoldaten dienten, Brauch war, nach der Schlacht von Aziecourt zerstreut hatten und Freund und Feind auf ihre eigene Faust bekämpften und plünderten, reizten die Rouener zum Aufstande, wodurch dann der König zu kräftigern Maßregeln gegen diese seine eignen und seiner Anhänger Soldaten gezwungen wurde.

Es hat selten in der Geschichte Frankreichs einen Augenblick gegeben, wo das Land in einem wüstern Zustande war. Sein Untergang schien unausbleiblich. Ein König ohne moralische und ohne materielle Kraft, ein Adel, der nur noch in Intriguen und durch gemiethete

Soldaten ein Lebenszeichen gab, ein Heer, das nur so lange diente, als es bezahlt wurde, und Jedem diente, der es bezahlte, endlich ein Volk, das noch nicht zum Bewußtsein seiner eigenen Kraft gekommen war, und nur in der dunkeln Ahndung derselben von Zeit zu Zeit die gewaltigen Glieder regte, waren die Fundamente, auf denen der Staat ruhte. Innerer Krieg war die Folge dieses Zustandes und ein starker, siegreicher Feind kam noch zu all diesem, um, wie es schien, die letzte Hand ans Werk zu legen, und den Namen Frankreich aus dem Buche der Geschichte auszustreichen, und durch den Englands zu ersetzen. In Frankreich selbst hörte man nur mitunter in den Empörungen der Bürger eine Stimme, die diesen Zustand der Dinge beklagte; die Fürsten und die Großen aber hofften in ihm wieder zu erlangen, was sie im Laufe der Zeit verloren hatten. Nur ein Fürst Europa's nahm sich den Zustand Frankreichs zu Herzen; er war ein Deutscher, Sigismund; aber seine Stimme verhallte in dem Chaos, das in Frankreich herrschte.

Daß die Engländer unterdeß nur Fortschritte machen konnten, ist leicht erklärlich. Am 30. Juli 1418 erschienen sie endlich, nachdem sie den größten Theil der Normandie erobert hatten, vor Rouen. Die Bürger der Stadt gaben bei dieser Gelegenheit einen glänzenden Beweis ihrer Anhänglichkeit an ihr neues Vaterland, aber

auch ihrer Kraft und Selbstständigkeit Freund und Feind gegenüber. Die Belagerung, obgleich die Bürger beinahe gänzlich auf sich selbst beschränkt waren, und einem siegreichen Feinde gegenüberstanden, dauerte sechs Monate. Während derselben schickten die Bürger eine Gesandtschaft nach Paris, und hier hörte der König aus dem Munde der Männer des Volkes eine Sprache, die wieder die neue Zeit bekundete. Der Gesandte von Rouen sagte: „Sehr exellenter Monarch! die Bewohner von Rouen, das Euch angehört, haben mir aufgetragen, gegen Euch und gegen die Herren von Bourgogne, die die Regierung des Königs haben, den großen Harro auszurufen wegen der Unterdrückung, die sie von den Engländern zu ertragen haben, und Euch durch mich zu sagen, daß, wenn sie aus Mangel an Hülfe von Euch zu Unterthanen der Engländer werden, Ihr auf der ganzen Welt keine schlimmern Feinde als sie haben sollt, und wenn sie können, so werden sie Euch und Eure Generation zernichten *).“ Noch vor einem Jahrhundert wäre eine solche Sprache unmöglich und lächerlich gewesen und hätte höchstens eine Züchtigung des verwegenen Redners, und seiner Vollmachtgeber nach sich gezogen.

---

*) Gaube II. 166.

Der König von Frankreich war nicht im Stande, den Bürgern von Rouen irgend eine Hülfe zukommen zu lassen, und so mußten sich diese selbst vertheidigen. Und sie thaten es mit einem Heldenmuthe, der in Erstaunen setzt. Die Chroniken sprechen von 30,000 Rouenern, die bei der Vertheidigung ihrer Stadt geblieben sein sollen. Der Hunger nur konnte sie endlich zwingen, daran zu denken, dieselbe aufzugeben. Als sie endlich bis aufs Aeußerste gebracht waren, beschlossen sie, die Stadt an vier Enden in Brand zu stecken und sich durch die Engländer durchzuschlagen oder mit Ehren zu sterben. Es kam nicht zu diesem Aeußersten, denn die Engländer boten endlich eine so vortheilhafte Capitulation an, daß die Mehrzahl der Bürger dieselbe ohne Scham annehmen zu können glaubte. In dieser Capitulation erkannten die Engländer die Privilegien der Stadt an, und forderten nur einen Gelderſatz von 345,000 Goldthaler, und die Auslieferung dreier Vertheidiger der Stadt, Robert Livet, Generalvicar, Jean Jourdan, Capitain der Artillerie, und Alloie Blanchard, Capitain der Bürger, was die Rouener, in der Hoffnung, diese auslösen zu können, eingingen, Die beiden ersten Gefangenen kauften sich wirklich los. Blanchard aber antwortete: „Ich habe keine Güter; aber wenn ich welche hätte, so würde ich sie nicht dazu verwenden, um zu verhindern, daß sich

ein Engländer selbst entehre." Und sie entehrten sich, denn der tapfere Kämpfer wurde hingerichtet.

Rouen blieb dann dreißig Jahre unter der Herrschaft Englands. Seine Bürger waren Zeugen der schnöden Hinrichtung der Jungfrau, und sahen diese Schmach mit der höchsten Entrüstung an. Kurze Zeit nachher empörte sich die ganze Normandie; und als sich die Truppen der Franzosen der Stadt näherten, standen auch die Bürger von Rouen auf, und kämpften Mann gegen Mann in den Straßen gegen die Mörder der Jeanne d'Arc, überlieferten die Schlüssel der Stadt den Franzosen, und halfen diesen endlich Talbot in dem Schlosse von Rouen bekämpfen, bis er dasselbe übergeben mußte.

Wir haben die Fortschritte des Selbstgefühls der Bürger bis jetzt oft genug beobachtet. Das ganze Kriegswesen hatte sich allmählig geändert. Die Söhne des Volkes fochten von nun an die Schlachten aus. In Frankreich aber bezeichnet ein einziger Name, der eines Jacques Coeur, die neue Gestaltung der Dinge. Ich brauche die Bedeutung dieses Namens nicht erst zu zeigen. Die Geschichte Jacques Coeurs ist allbekannt.

Als endlich Charles VII. ein sehr radikales Mittel gegen die Vergiftungsversuche, die er befürchtete, anwendete, d. h. sich verhungern ließ, hatte Ludwig XI. nur

noch die letzte Hand ans Werk zu legen. Er vernichtete mit Hülfe des Volkes den Rest alles politischen Einflusses des Adels, und bahnte so seinem Nachfolger, Ludwig XII., den Weg, auf dem er fortschreiten konnte, um sich den Namen eines Père du peuple zu gewinnen. Der Freund Ludwigs XII., der Cardinal d' Ambois, Erzbischof von Rouen, war sein Vertreter in der Normandie, und wurde hier der Wohlthäter des Volkes.

Die religiösen Streitigkeiten zwischen den Protestanten und Katholiken, denen wir immer näher treten, gaben endlich dem Gange der Ereignisse eine neue Richtung. Der Adel glaubte in denselben das Mittel gefunden zu haben, seine alten Rechte wieder erlangen zu können; das Volk, die seinigen auszudehnen, und beide wurden durch die Entwickelung des blutigen Dramas getäuscht, da diese in Frankreich nur zum Siege der königlichen Macht über beide führte. Die Normandie war der Hauptschauplatz dieser Kämpfe, indem hier das Volk sehr bald in Mehrzahl der neuen Lehre huldigte. Coligny versuchte durch einen Fußfall vor Franz II. den Normannen die Glaubensfreiheit zu erbitten; aber es bedurfte anderer Maßregeln, um diese zu erlangen; und so stand denn unter Charles IX. die Partei des neuen Glaubens in der Normandie auf, und hatte in kurzer Zeit in der Mehrzahl der Städte die Oberhand. Das Parlament

mußte sich nach Louviers zurückziehen, um nicht den Protestanten in Rouen zu gehorchen. Rouen wurde dann erst vergebens vom Herzoge von Aumale belagert, und endlich vom Könige Charles IX. erobert. Der Scheiterhaufen wurde der Beweisgrund gegen die neue Lehre in der Hauptstadt der Normandie wie im ganzen Lande.

Es liegt nicht in meinem Plane, den Kämpfen beider Parteien in der Normandie zu folgen, und es genügt, nur darauf aufmerksam zu machen, daß wenigstens an vielen Orten der Normandie die Katholiken selbst das Racheschwerdt zurückhielten, als eine Catharine von Medicis die Furienfackel in der Bartholomäusnacht geschwungen hatte; daß ein Cardinal Bourbon Erzbischof von Rouen, ein Bischof Hennuger in Lissieux, ein Gouverneur Sigagnes in Dieppe u. s. w. ihren Gott höher achteten, als den Befehl eines blutdürstigen Wüstlings, dessen Glaube: messe, mort ou bastille hieß, einer rachesüchtigen Königin, die nach der Gefangennehmung eines Constable von Montmorency ausrief: Eh bien il faudra donc prier Dieu en francais! die also nicht einmal durch den Glaubenseifer zu dieser Schandthat getrieben wurde. — Trotz der Anstrengungen vieler katholischen Geistlichen und Beamten fielen dennoch in acht Baillagen der Normandie (Rouen, Caen, Alençon, Evreux, Bayeux, Séez, Coutances, Avranches) in den

Schreckenstagen nach der Bartholomäusnacht, nach authentischen Actenstücken, nicht weniger als 141,560 Opfer durch den Dolch oder das Schwerdt der Gerechtigkeit, das die Regierung Meuchelmördern in die Hand gegeben hatte.

Aber selbst dies gräßliche Mittel war nicht im Stande, eine Idee auszurotten. Ein paar Jahre reichten hin, den Protestanten wieder eine solche Macht zu geben, daß sie schon Heinrich III. zwingen konnten, sie anzuerkennen, ihnen acht feste Städte im Lande zu überlassen, und ihnen in jedem Parlamente Sitz und Stimme zuzugestehen. Nach Heinrichs III. Tode aber waren sie stark genug, einem protestantischen Fürsten, troß der Ligue, troß allen Priestern und Großen von Frankreich, dem Papste und dem Könige von Spanien, den Weg zum Throne zu bahnen.

Die Kämpfe der Ligue geben wieder oft genug Gelegenheit, die neue Gestaltung der Dinge zu beobachten. Die Ligue selbst erkannte die erstandene Macht des Volkes an, denn sie verbündete sich mit den Bürgern, und erklärte sich zur Vertreterin der Rechte des Volkes, drang auf die Abschaffung der Mißbräuche der Gewalt, und forderte Gerechtigkeit für Alle. In Paris sehen wir gar nach Heinrichs III. Tode die Vorsteher der Bürger sich berathen, ob sie nicht die Republik proclamiren, und die übrigen großen Städte Frankreichs zu einem Bunde

freier Städte nach dem Beispiele der Schweiz auffordern sollen.

Die Proclamationen der Ligue, im Geiste der Bürger abgefaßt, gewannen ihr diese allwärts zu Anhängern. Beinahe die ganze Normandie, obgleich hier viele Protestanten lebten, sprach sich für dieselbe aus. Dies erklärt denn auch den hartnäckigen Widerstand, den Heinrich IV. in der Normandie und unter andern auch vor Rouen fand.

Heinrichs Uebertritt zum Katholicismus, noch mehr aber sein Benehmen gegen die Bürger der von ihm eroberten Städte führten ihn endlich zum Throne. Er war der letzte König von Frankreich, der begriffen hatte, daß die Zeit eine andere geworden, daß das Volk zu einer selbstständigen Kraft erstanden war. Er erklärte (1596) den in Rouen versammelten Staaten: „Ich habe Euch keinesweges wie meine Vorgänger berufen, um Euch meinen Willen anerkennen zu lassen. Ich habe Euch versammelt, um Euern Rath zu hören, an ihn zu glauben, und ihn zu befolgen, kurz, um mich in Eure Vormundschaft zu begeben; ein Wunsch, den selten die Könige, die Graubärte und die Sieger haben *).“

Vielleicht wußte er selbst nicht, daß er, so sprechend,

*) Gaube, II. 496.

im Gefühle der Gestaltungen der Zeit, der Nothwendigkeit nachgegeben hatte, daß er gesprochen, wie es sein guter Genius verlangte; denn als seine Gabriele sich über diese Vormundschaft wunderte, antwortete er ihr: ventre - sainte - gris, je l'entends avec mon épée à côté. Im Ganzen aber kommt darauf nicht viel an, denn jene Worte im Parlamente sind der Geschichte und dem französischen Volke verfallen, und jene im Boudoir seiner Geliebten verhallten an den Wänden desselben.

Ganz Frankreich und insbesondere die Normandie fühlten die wohlthätigen Folgen der Regierung eines Königs, der wenigstens dem Geiste seiner Zeit nicht entgegenhandelte. Sein Tod ist der Wendepunkt in der Geschichte des französischen Volkes, und von nun an gehen wir mit Riesenschritten der französischen Revolution entgegen. Keiner der Nachfolger Heinrichs IV., die bis zu Ludwig XVI. sämmtlich als Knaben zur Herrschaft gelangten, hat je begriffen, wie, aus welchen Ursachen und durch wen der Adel vom politischen Schauplatze verdrängt worden war; keiner von ihnen schien je zu ahnen, daß das allmählige Mündigwerden des Volkes nur den Königen die Macht gegeben hatte, den Adel und die Geistlichkeit zur politischen Nichtigkeit zu zwingen. Der Adel selbst war dagegen zum Höflingsdienste herabgetreten, bereit, jedem Wink und jedem Gelüste des Königs und seiner Höf-

linge zu huldigen. Die Könige konnten keine ergebenern Lohndiener finden, und überließen so das Volk und die Regierung den Großen, die in den Intriguen nur ein Mittel sahen, ihre ehemalige politische Macht wieder zu erlangen.

Nur der Tiersetat sah in dieser trüben Zeit klar, und versuchte sogar als Beschützer der königlichen Macht aufzutreten. Er verlangte in den Generalstaaten, die Ludwig XIII. (27. Oct. 1614) zusammenberufen hatte, „der König möge, um einer verwerflichen Lehre zu steuern, die sich seit einiger Zeit verbreite, und die Unabhängigkeit der Könige in Bezug auf ihr Temporel bedrohe, in der Versammlung der Generalstaaten als ein Fundamentalgesetz der Regierung beschließen lassen, daß, da der König als Souverain von Frankreich anerkannt sei und seine Macht nur von Gott habe, es auf Erden weder eine geistliche noch eine weltliche Macht gäbe, die das Recht habe, ihn seines Königreiches zu berauben, noch seine Unterthanen, aus welchen Gründen es auch sei, von ihrer Treue und Anhänglichkeit, die sie ihm schuldig wären, zu dispensiren oder loszusprechen.“ Aber die Stimme der Vertreter des Volkes verhallte, wie die Stimme in der Wüste; der König verstand sie nicht, und die, die sie verstanden, der Adel und die Geistlichkeit widersetzten sich der Annahme des

vorgeschlagenen Artikels, und sorgten dafür, daß von nun an unter Ludwig XIII. nur noch die Notabeln, nie wieder die Generalstaaten zusammenberufen wurden.

Der Adel und die Geistlichkeit, — nicht mehr wie früher in Folge ihrer politischen Macht, sondern in Folge der Intriguen, nicht mehr wie in den ersten Gestaltungen nach der Völkerwanderung als die kräftigen Vertreter eines Bedürfnisses der Zeit und der Verhältnisse, sondern nur noch als die Schmeichler der Leidenschaften und Launen eines Knaben, eines Weibes, eines Günstlinges, — waren bald allein herrschend, und erlangten ohne viele Mühe die Aufhebung der Edicte, die die Bürger als von der Taille befreit erklärten, und wußten selbst die geadelten Bürger ihrer Adelsbriefe zu berauben.

Die Intriguen eines Herzogs von Longueville riefen sehr bald Unordnung und Aufstände in der Normandie hervor, ohne dadurch dem Gange der Ereignisse eine andere Wendung geben zu können.

Richelieu endlich war der klarste Ausdruck jener Richtung der Herrscher Frankreichs, des Adels und der Geistlichkeit. Mit welchen Augen das Volk in der Normandie diese Herrschaft betrachtete, bewies ein Aufstand in Rouen, wo man sich mit Gewalt der Execution der Edits bürseaux, die er erließ, widersetzte, und nur der gewandtern Intrigue und der bewaffneten Macht wich.

Die Minderjährigkeit Ludwigs XIV., die Carnevalsfarçe der Ligue, die damals la Fronde hieß, vermehrten nur die allgemeine Verwirrung, bis endlich der Krieg die Blicke des Volkes von den innern Angelegenheiten ablenkte, und so einen Ruhepunkt hervorrief, indem der erwachten Volkskraft in der Gloire für eine Zeitlang ein anderes Feld, eine andere Thätigkeit angewiesen wurde.

Man hat die Revolution durch die unter Ludwig XIV. und später gepredigten philosophischen Ideen, durch den Einfluß der Schriftsteller auf Frankreich erklären wollen. Aber diese Erscheinung selbst war nur eine Folge des erwachten Volksgeistes, und wahrlich nicht die Ursache. Nur ein Mißkennen oder eher ein förmliches Nichtkennen der vorhergegangenen Ereignisse kann zu einer solchen Unterstellung führen. Die geistige und physische — wenn man die im Kriege entwickelte Energie so nennen will — Kraft, die Frankreich unter Ludwig XIV. zeigte, erklärt sich eben nur durch das Erstehen des Volkes, durch sein Erwachen aus einem tausendjährigen Schlafe; die ihm dann die Macht gab, schon als es selbst noch nicht recht wußte, was es wollte, schon in der Wiege die Schlange zu erdrosseln und, als es endlich zum Bewußtsein gekommen war, die Welt in ihren Angeln zu erschüttern.

Während der Regierung eines Ludwig XV. gelangte

die Schmarozerpflanze, die auf den Schutthaufen des Mittelalters Wurzel gefaßt hatte, zur Blüthe und zur Frucht, bis sie unter Ludwig XVI. mit dem dürren Baume, an dem sie sich hinaufgezogen und dem sie das letzte Mark ausgesaugt hatte, gefällt wurde. Der Kampf der Parlamente unter Ludwig XV. gegen die Höflinge und Günstlinge war nur das Vorbild des Kampfes der constituirenden und gesetzgebenden Versammlungen in dem letzten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts. Die Gens de la robe waren die letzten Vertreter des Tiers-etats und des Volkes, und die Creaturen des Kanzlers Maupeau versuchten es, auch sie zum Schweigen zu bringen. Die Normandie zeichnete sich durch ihre Hartnäckigkeit in diesem Kampfe aus. Das Parlament von Rouen erklärte in einem Arêt vom 15. April 1771 die begünstigten Diener des Hofes für entrus parjures, et violateurs de leurs serments, und das am 18. Nov. 1772, nachdem das Parlament der Normandie aufgelöst worden war, erschienene bekannte Manifest aux Normands ging gar so weit, mit der Trennung der Normandie von Frankreich zu drohen, wenn die alten Rechte des Landes in Zukunft wie bis jetzt mit Füßen getreten würden. Es berief sich darauf, daß der Vertrag von 1204, durch den die Normandie an Frankreich kam, gegenseitig, daß, wenn die eine Partei denselben

nicht achte, die andere von demselben entbunden sei, daß hierdurch die Provinz in ihren damaligen Zustand zurückversetzt, und somit an England zurückgegeben werde, oder sich ein beliebiges neues Vaterland suchen könne. Dann heißt es in diesem Aktenstück ungefähr weiter: Außer diesem Vereinigungsvertrage haben die Normannen den famösen Codex: la charte aux Normands zu verlangen. Dieser enthält drei Hauptbestimmungen. Nach der ersten können die Coûtumes des Landes und seine Gewohnheiten unter keinem Vorwande und zu keiner Zeit geändert werden; nach der zweiten soll das Herzogthum im Besitze seines alten Gerichtshofes, oder souverainen Echiquiers, der über alle Prozesse des Herzogthums in letzter Instanz zu entscheiden hat, so daß keiner einem Richter eines andern Landes übertragen werden kann, erhalten werden; nach der dritten können die Könige und Herzoge der Normandie in keinem Falle und unter keinem Vorwande die Provinz mit Auflagen, welcher Art sie seien, belegen, ohne die dringendste von den drei Ständen des Landes anerkannte Nothwendigkeit. Dies war der Vertrag, unter dessen Schutz die Normandie die Könige von Frankreich als ihre Herzoge annahm. Ihre Unterwürfigkeit hängt somit von der Erfüllung des Vertrages ab, der den Preis derselben bestimmt hat. „Alle Nationen," heißt es hier endlich, „sind von der Natur zu Rächern des ver-

letzten Volksrechts, und zu Beschützern des unterdrückten Volks bestellt." Zwanzig Jahre später wurde dieser Grundsatz in ganz Frankreich feierlich proclamirt. Das Manifest aux Normands aber zeigt, wie sich die Ansichten des Volkes entwickelt hatten, wie man allmählig sich klarer über das wurde, was seit Jahrhunderten im Boden gekeimt hatte. Die Verfasser dieses Manifestes waren Mitglieder des Parlaments zu Rouen, selbst Adelige, aber sie mußten, um ihre eignen Rechte zu vertheidigen, wie später Mirabeau und Lafayette, zu Volkstribunen werden, und die Sprache des Volkes sprechen, auf seine Bedürfnisse fußend, dessen Feinde bekämpfen. Der ganze Adel der Normandie, ferne vom Hofe, schloß sich in einer lettre au roi (17. Nov. 1772) dieser Ansicht an, doch war seine Sprache eine andere, indem er in seiner lettre unterstellte, daß der König von seinen Günstlingen unterdrückt sei, und deswegen ihn bat, sich zu emanzipiren.

Ludwig der XVI. versuchte wieder gut zu machen, was seine Vorgänger verdorben hatten. Wie er in diesem Streben abermals durch den Hof und die Günstlinge beschränkt wurde, wie sie niederrissen, was er aufbaute, wie sie ihm in den Weg traten, wo er einen Schritt vorwärts machen wollte, wie er endlich, durch sie verleitet, mit dem äußern Feinde sich verbündete, um zu zernich=

ten, was in der Constituante und in der Assemblée legislative geschehen war, was er dort beschworen hatte, und wie ihn dies aufs Schaffot brachte, ist bekannt.

Vier, fünf Jahrhunderte lang bereitete sich vor, was endlich geschehen sollte. Je näher wir der Epoche der Revolution treten, desto deutlicher sehen wir die Zeichen und Vorbedeutungen der da kommenden Ereignisse. In den Schriftstellern, in den Streitschriften wird die Frage immer klarer, aber noch fehlt die entscheidende Antwort, noch war das Losungswort nicht gefunden. In allen großen Epochen der Zeitgeschichte sehen wir so sich die Zukunft Jahrhunderte lang vorbereiten, und dann erst tritt der Mann auf, der die Auflösung des Räthsels kennt, der die ganze Streitfrage resumirt, und entscheidet. Sieyes war für die Revolution von 1789 dieser Mann, denn er sagte: Was ist der Tiersetat, der Bürgerstand? — Nichts! — Was sollte er sein? — Alles! — und der Gott der Geschichte sagte: Amen! — Und so geschah!

Die Revolution schloß die letzte Epoche der Geschichte Frankreichs, um eine neue zu beginnen. Sie verwischte die Namen der Provinzen, und so auch den der Normandie. —

Wir stehen auf dem Felde, das sie in allen Richtungen durchfurcht hat, sehen die Früchte, die auf demselben

überall aufschießen, und die erstaunte Welt sucht zu erkennen, ob die neue Pflanze, der junge Baum, der Fruchtbaum der neuen Zeit, Nahrung Allen oder nur Wenigen gebend, oder gar nur eine Giftpflanze sei. Die Zukunft wird die Frucht anerkennen, und der Gott der Geschichte wird sie segnen, theilen, und Jedem das Seinige geben.

Place de la Pucelle.

Rouen, Aug. — 1837.

Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft frug ich nach dem Platze, auf dem die Jungfrau hingerichtet worden. Ich wollte die Stelle sehen, wo die Heldin den schönen Tod des Märtyrthums gestorben war; ich wollte die Erde betreten, auf der sie, von den heißen Zungen des Feuers angeleckt, dem Tode so muthig wie früher den Feinden ihres Vaterlandes in's Auge sah.

Der mir im Wirthshause angegebene Weg führte mich auf mehrere Plätze, über einen Markt, und endlich wieder in enge Straßen, wo sich die Menge geschäftig vorübertrieb. Ich mußte irre gegangen sein, und bat daher einen Eckteher, mich auf den Platz der Jungfrau zu führen. Er begleitete mich, und ich kam bald auf einen kleinen Platz, über den ich schon ein paar Mal

überall aufschießen, und die erstaunte Welt sucht zu erkennen, ob die neue Pflanze, der junge Baum, der Fruchtbaum der neuen Zeit, Nahrung Allen oder nur Wenigen gebend, oder gar nur eine Giftpflanze sei. Die Zukunft wird die Frucht anerkennen, und der Gott der Geschichte wird sie segnen, theilen, und Jedem das Seinige geben.

Place de la Pucelle.

Rouen, Aug. — 1837.

Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft frug ich nach dem Platze, auf dem die Jungfrau hingerichtet worden. Ich wollte die Stelle sehen, wo die Heldin den schönen Tod des Märtyrthums gestorben war; ich wollte die Erde betreten, auf der sie, von den heißen Zungen des Feuers angeleckt, dem Tode so muthig wie früher den Feinden ihres Vaterlandes in's Auge sah.

Der mir im Wirthshause angegebene Weg führte mich auf mehrere Plätze, über einen Markt, und endlich wieder in enge Straßen, wo sich die Menge geschäftig vorübertrieb. Ich mußte irre gegangen sein, und bat daher einen Eckstehen, mich auf den Platz der Jungfrau zu führen. Er begleitete mich, und ich kam bald auf einen kleinen Platz, über den ich schon ein paar Mal

ten, und eine solche Bußfahrt in meinem Vaterlande predigen, damit das Blut, das den Platz der Jungfrau in Rouen düngte, durch die Thränen meines Volkes ausgewischt würde. Denn dies Blut ist ein Schandflecken in der Geschichte Englands, wie kaum die Geschichte irgend eines Volkes — und sie sind Alle mehr oder weniger reich an dergleichen — Einen aufzuweisen hat. Die Barbarei der Wilden, die Meuchelmorde des asiatischen Mörderbundes, die Bartholomäusnacht, die sicilische Vesper, der Bauernkrieg und der Schrecken endlich erklären sich mehr oder weniger; aber dieser feige, gerichtliche Meuchelmord eines Heldenweibes ist ohne alle Erklärung, ohne alle Entschuldigung, eine nicht wieder in den ewig sich erneuernden Schandthaten des Egoismus und der Rachsucht, der Noth und der Selbsthülfe vorkommende That. Thut Buße, Ihr Söhne der Mörder der Jungfrau!

Es giebt nur eine größere Schmach, und zwar die eines Voltaires. Es genügte ihm in seinem Hasse gegen die Priester nicht, daß die Feinde Frankreichs seine Heldin oder besser seine Jungfrau verbrannt hatten, er wollte auch ihr Andenken besudeln. Und schuf dann ein Machwerk, das nicht seines Gleichen an kothigem Schmuze hat, das von einer Phantasie zeugt, die aller Laster und Niederträchtigkeiten voll. Die Engländer und die Pfaf-

sen hatten aus der Jungfrau eine Hexe gemacht; Voltaire glaubte aus ihr eine sodomitische Hure machen zu müssen.

Es ist, als ob schon jener König, auf dessen Haupt sie die Krone gesetzt, sich seiner Unmännlichkeit bewußt, vor ihr erröthet sei. Denn während sie in Rouen gerichtet und verurtheilt wurde, blieb er ruhig unter seinen Höflingen, und hatte weder ein Schwerdt noch ein kräftiges Wort für sie in die Wagschale zu werfen. Wenn die Maitresse eines Höflings, ein Günstling des Königs in Gefahr gewesen wären, so hätte sie sicher die Drohung, daß man Gleiches mit Gleichem an den gefangenen Engländern vergelten werde, gerettet. Für die Jungfrau, die Tochter des Volkes, regte sich keine Hand am Hofe, und nur das Volk in Rouen drohte für sie aufzustehen, und mußte mit Uebermacht zurückgehalten werden, als das Urtheil vollstreckt wurde.

Aber die Poesie der Geschichte wollte, daß der Heldenlauf der Jungfrau so und nicht anders schließen sollte. Ihr Werk war vollbracht, ihr Beruf erfüllt. Frankreich war gerettet, und seine Retterin mußte sterben, um der Nachwelt rein und ohne Schatten zu erscheinen, um den schönen Namen, die Jungfrau, zu verdienen. Es wäre ein Mißton in dem Plane des reinen Epos gewesen, wenn die Heldin selbst, die Tochter des Volkes,

am Hofe unter Hoflingen zum Weibe, zur Gräfin, Fürstin, endlich zur Mutter geworden wäre. Sie mußte sterben, um für alle Ewigkeit ein reiner Grenzstein zu sein zwischen einer Zeit, wo das Volk nichts war, und einer Zeit, wo es sich seiner Kraft bewußt werden sollte. Deswegen erschien, als die ritterlichen Helden wie Spreu vor dem Winde, der die Engländer über die Manche führte, zerstoben, eine arme Hirtin, ein namenloses Weib, und flößte dem Volke Begeisterung, Selbstvertrauen und Vaterlandsliebe ein, um ein Zeichen der Zeit, eine Hoffnung für die Zukunft zu sein. Sie war die erste Heldin des Volkes in Frankreich.

Und nicht einen Augenblick hat das Volk dies vergessen. Wie es in Rouen mit Gewalt niedergehalten werden mußte, während sie hingerichtet wurde, wissen wir. Dann aber feierte sie das Volk in seinen Sagen. Die Hirten, mit denen sie vor Zeiten die Schaafe hütete, erzählten sich, daß sie, wie der Messias, von Propheten vorhergesagt worden, daß seit Jahrhunderten die Sage gegangen, es werde einst ein junges Mädchen aus der Umgegend von Bois-Chenu Frankreich retten, wenn es dem Untergange nahe. Sie erzählten ihren Söhnen und Enkeln, daß, wenn die Jungfrau die Schaafe gehütet, die Vögel zu ihr gekommen seien, ihr gehuldigt und aus ihren Händen gegessen hätten. Dann sprachen sie von

Der Handelsstand.

Rouen, — 1837.

So lange Rouen die Hauptstadt eines selbstständigen Staates war, war sie zugleich die erste Handelsstadt des Landes. Nach der Eroberung der Normandie durch die Franzosen wurden die Privilegien der Stadt bestätigt, sie behielt das Stappelrecht für alle die Seine auf und abfahrenden Schiffe, eine Menge Handelszweige, so wie die Schiffe verschiedener Nationen wurden gezwungen, in Rouen zu landen und auszuladen, und so blieb Rouen vor wie nach die bedeutendste Handelsstadt der Normandie. Die Revolution hob diese Privilegien auf. Die Kriege gegen England, allen auswärtigen Handel in Frankreich zerstörend, dagegen die Fabrikation fördernd, ließen vorerst die Folgen dieser Aufhebung nur wenig verspüren. Nach dem Frieden aber zeigte sich bald, daß

gedankenvoll vor dem Steinbilde. Allmählig wurde der Stein lebendig. Die todten Züge überfloß ein himmlisches Lächeln, wie sie am Tage des ersten Sieges auf ihr blutiges Tagewerk in Ruhe und Frieden herabgesehen haben mag. In ihrem Auge aber glühte das Schwerdt des Himmels, das die Feinde niederschmetterte, die Helme zersplitterte und die Mauern umriß. Und neben ihr regte sich ein hoher Schatten. Es war ein Heldendichter, ein Deutscher, unser Schiller. Und er neigte sich vor der Jungfrau und reichte ihr, in Liebe und Andachtsbegeisterung erglühend, eine Krone weißer Rosen. Und unter ihrem Fuße lagen die Schlangen zertreten, die sie angezischt hatten, und ich sah hier die feisten Züge der Pfaffen, die sie verurtheilten, und zwischen diesen das Haupt eines Voltaires.

Und der ganze Platz füllte sich. Das Volk drängte sich hier zusammen, und fiel aufs Knie, und eine unwiderstehliche Kraft riß mich mit nieder, und ich betete wie Alle zu dem schönen Engel, zur Tochter des Volkes, zur Jungfrau! —

Der Handelsstand.

Rouen, — 1837.

So lange Rouen die Hauptstadt eines selbstständigen Staates war, war sie zugleich die erste Handelsstadt des Landes. Nach der Eroberung der Normandie durch die Franzosen wurden die Privilegien der Stadt bestätigt, sie behielt das Stappelrecht für alle die Seine auf und abfahrenden Schiffe, eine Menge Handelszweige, so wie die Schiffe verschiedener Nationen wurden gezwungen, in Rouen zu landen und auszuladen, und so blieb Rouen vor wie nach die bedeutendste Handelsstadt der Normandie. Die Revolution hob diese Privilegien auf. Die Kriege gegen England, allen auswärtigen Handel in Frankreich zerstörend, dagegen die Fabrikation fördernd, ließen vorerst die Folgen dieser Aufhebung nur wenig verspüren. Nach dem Frieden aber zeigte sich bald, daß

Havre mit seltener Ausnahme allen auswärtigen Handel an sich gezogen habe. Die Herstellung der Dampfschiffe auf der Seine, die Chalans, lange große Plattschiffe, von Dampfschiffen ins Schlepptau genommen, gaben dann dem Rouener Handel den letzten Stoß.

Die Seine von Havre bis Rouen hat sehr gefährliche Stellen, und bei Quillebeuf sind vielleicht Tausende von Schiffen untergegangen. Hierzu kam, daß die Ebbe und Fluth, die sich bis Rouen und weiter erstrecken, keine Leinpfade anzulegen erlaubten, und so die nach Rouen gehenden Segelschiffe noch außer der Gefahr, die sie hier laufen, oft mehrere Wochen lang in Havre oder Honfleur auf günstigen Wind warten mußten. All das konnte die Segelschifffahrt bis Rouen nur zerstören, sobald einmal die Dampfschiffe eingerichtet waren, und große Lasten auf eigends dazu eingerichteten Plattschiffen die Seine hinauf gebracht werden konnten. Rouen mußte dann nothwendig aufhören, der Zwischenhändler zwischen Paris, dem Innern Frankreichs und den überseeischen Ländern zu sein, da die Plattschiffe direct von Havre bis Paris gehen können.

Es ist natürlich, daß diese Umgestaltung der Dinge für Rouen und seinen Handelsstand sehr unangenehm sein mußte. Eine Menge Rouener Kaufleute fügten sich in das, was nicht mehr zu ändern war, siedelten sich in Ha-

vre an, und errichtete dort wenigstens Commanditen. Viele aber durchschauten die Lage und die Verhältnisse beider Handelsstädte nicht, blieben in Rouen, und versuchten alle möglichen Mittel, um gegen den Strom zu schwimmen. Gegenwärtig charakterisirt sich der Handelsstand in Rouen eben durch sein Streben, die alten Verhältnisse durch künstliche Mittel wieder herzustellen, was ihn dann nothwendig zu einer schroffen Opposition gegen Havre führt.

Die alten Privilegien sind todt, aber nicht vergessen; sie gehen in Rouen um und brechen den Kaufleuten die Köpfe, stören ihren Schlaf. So oft sich eine Gelegenheit bietet, suchen sie dieselben wieder ins Leben zurückzurufen, was aber schwerlich auf die Dauer gelingen wird, und nur den allgemeinen Fortschritt hemmen kann.

Schon im Jahre 1831 schrieb Hr. Rondeaux, einer der tüchtigsten Kaufleute von Rouen, der kurz vorher selbst erklärt hatte, daß, wenn er nur 30 Jahre alt wäre, er augenblicklich Post nehmen und nach Havre gehen würde, eine Brochüre, die beabsichtigte, die Cabotage-Schifffahrt (aus einem französischen Hafen in den andern durch kleine Schiffe) wieder nach Rouen zu ziehen. Er suchte zu beweisen, daß einmal das Aufhören der Segelschifffahrt auf der Seine die Anzahl der französischen Seeleute sehr verminderte, daß dann die directe Uebersendung

der Waare nach Rouen anstatt nach Havre wohlfeiler und für die Spediteurs vortheilhafter sei. Ich halte es nicht für nöthig, hier ins Einzelne einzugehen, und daher nur so viel, daß nach seiner Berechnung der Vortheil, den Rouen den Spediteurs biete, sich auf viele Hundert und Tausend Franken, je nach der Größe der Schiffe, belaufe. In dem Journale du Havre wurde diese Berechnung angegriffen, und ein ganz entgegengesetztes Resultat aufgestellt. Die Rechtfertigung dieser Berechnungen denen überlassend, die sie aufgestellt haben, bemerke ich nur, daß diese selbst, wenn sie für Rouen sprechen sollten, was jedenfalls höchst zweifelhaft ist, die obigen allgemeinen für Havre sprechenden Verhältnisse nicht widerlegen; denn die Beschwerden der Seinefahrt, ihre Gefahren, der Zeitverlust sind hier von höherer Bedeutung als ein paar hundert Franken, da man oft in der Zeit, die man braucht, um von Havre nach Rouen und zurück zu kommen, nach Bordeaux und wieder zurück oder nach Marseille fahren kann. Dann aber ist es natürlich, daß der kleinere Handel dem Großhandel folgt, da er nothwendig bei diesem seine Waare austauschen muß, und dieser durch die Natur auf Havre angewiesen ist.

Das fühlte denn auch der Rouener Kaufmannsstand, und so schlug Hr. Rondeaux vor, um wenigstens den Gefahren und dem Zeitverluste der Seineschifffahrt vorzu-

hindern, die Remorcage der auf der Seine fahrenden Schiffe zur gesetzlichen Pflicht zu machen, d. h. ein Gesetz zu bewirken, das jeden Segelschiffer auf der Seine zwinge, sich von einem Dampfschiffe ins Schlepptau nehmen zu lassen. Der Handel von Rouen trug förmlich auf dies Gesetz zum Vortheile einer in Rouen zu errichtenden Société de remorcage in der Deputirtenkammer an, fiel aber natürlich mit demselben durch, da keine städtische Privilegien, sondern höchstens nur noch persönliche, und zwar so viel als möglich unter der Maske des Gemeinwohls versteckte, bestehen.

Aber der einmal in Rouen herrschende Geist, das Andenken an die alten Privilegien der Stadt, die Uebersiedelung des auswärtigen Handels nach Havre und die in Folge dieses Zustandes in Rouen herrschende Opposition gegen Havre dauerten fort, und wußten sich noch oft geltend zu machen. Im Jahre 1833 errichtete Hr. Elie Lefebure, Kaufmann und Mitglied der Handelskammer in Rouen, in Verbindung mit mehrern andern Mitgliedern der Handelskammer und mehrern Kaufleuten, eine Gesellschaft zur Remorkirung der Segelschiffe bis Rouen. Es wäre dagegen nichts einzuwenden gewesen, wenn man es nicht versucht, und nicht dazu gelangt wäre, derselben ein Privilegium zu verschaffen, das die Concurrenz unmöglich machte. Dies Privilegium bestand in der Ein-

führung eines englischen Dampfschiffes gegen eine Abgabe von 15% zahlbar nach zwei Jahren, wenn bis dahin das Dampfschiff nicht wieder ausgeführt sei. Der Kauf des Dampfschiffes war nur bedingungsweise gemacht worden, die Havrer Kaufleute behaupteten gar, daß nur ein Miethvertrag mit den englischen Eigenthümern des Dampfschiffes stattgefunden habe. Es bestanden damals bereits acht französische Dampfschiffe, dazu bestimmt, die Chalans und die Segelschiffe auf der Seine ins Schlepptau zu nehmen. Aber diese waren durch das obige Privilegium außer Stand gesetzt, mit dem französisch-englischen Dampfschiffe zu concurriren. Es ist bekannt, daß alles ausländische Eisen in Frankreich einen sehr hohen Eingangszoll zahlt, und daß das französische Eisen bedeutend theurer ist. Die Einführung von Dampfmaschinen muß mit 33% verzollt werden, so daß eine einzige Maschine 30—40,000 Fr. und oft mehr Zoll kostet. Jene Rouener Gesellschaft hatte diesen bedeutenden Zoll zu umgehen gewußt, und konnte somit viel annehmbarere Bedingungen bieten, als alle andere Dampfschiffe, die die Zinsen jenes Capitals mit in Anschlag bringen mußten. Das Privilegium verletzte überdies noch ein anderes Gesetz, das jede Einfuhr fremder Schiffe verbietet, und deren Confiscation verordnet.

Der Rouener Handelsstand konnte übrigens selbst

durch dies Privilegium nur einen zeitigen Vortheil ziehen. Nach Ablauf der zwei Jahre kaufte die obige Gesellschaft das Schiff wirklich, und es ist jetzt wieder Alles in demselben Zustande wie vorher.

In der neuesten Zeit hat sich endlich der Geist des Rouener Handelsstandes bei einer andern Gelegenheit abermals bekundet. Eine Eisenbahn von Paris bis Havre würde dem natürlichen Zuge des überseeischen Handels, der sich einmal in Havre angesiedelt hat, entsprechen. Eine Eisenbahn, die nur von Paris bis Rouen ginge, würde dagegen aus der letztern Stadt wieder einen gezwungenen Stappelplatz machen. Die Kaufleute von Rouen haben Alles aufgeboten, damit die Eisenbahn nur bis Rouen gehe, und steckten sich zu dem Ende hinter die einflußreichsten Handelshäuser von Paris, und machten überdies die politisch höhere Bedeutung ihrer Stadt geltend. Der Handelsstand von Havre ahnete in der Ueberzeugung der innern Nothwendigkeit einer Eisenbahn von Paris bis Havre kaum die Möglichkeit einer Ausschließung seines Platzes von der Wohlthat derselben, bis Rouen bereits so weit den Sieg davon getragen hatte, daß der ihm vortheilhafte Plan vom Ministerium des Handels angenommen, und in die Kammer gebracht war. Hätte Alles vom Minister abgehangen, so wäre sicher die ganze Sache im Geiste der Rouener Kaufleute bereits entschieden. Da aber die Kam-

mer über diese Frage ihr Urtheil abgeben mußte, so zerstörte schon die Oeffentlichkeit allein vorerst den Plan des Rouener Handelsstandes und zwang wenigstens im Grundsatze anzunehmen, daß die Eisenbahn bis Havre fortgesetzt werden solle. Es ist damit die Frage zwischen Havre und Rouen noch lange nicht entschieden, denn es wurde der erste Plan in kluger Vorsicht so eingerichtet, daß der Fortsetzung derselben bis Havre fast unübersteigliche Hindernisse, Flüsse und Berge in den Weg treten, so daß, wenn selbst mit der Bedingung der Fortsetzung der Eisenbahn bis Havre der jetzt vorliegende Plan angenommen wird, die Herstellung der Eisenbahn bis Havre wenigstens durch die ihr entgegentretenden Hindernisse weit genug hinausgeschoben wird, und am Ende gar eine zweite neue Eisenbahn von Paris bis Havre nöthig machen könnte.

Die Rouener Kaufleute sind, wenn auch nicht sehr reich, doch durch ihre Fabriken, durch die politische Bedeutenheit der Stadt sehr einflußreich. Ihr Blick richtet sich überdies mehr nach Paris, der des Havrer Handelsstandes mehr nach den überseeischen Ländern. Und so erklärt es sich, wie es kommt, daß Rouen in Paris so leicht Gehör erhält. Ueberdies aber hat Rouen als Handelsstadt nur Ein Streben, Opposition gegen Havre, Wiederherstellung der alten Privilegien, wodurch sie dann alle

ihre Mittel, ihren Einfluß und ihre Thätigkeit diesem einigen Streben widmen kann.

So oft eine Handelsfrage in Frankreich zur Sprache kommt, die dies getrennte Interesse der Rouener und Havrer Kaufleute berührt, ist es nothwendig, nie diesen Standpunkt aus den Augen zu verlieren, da man nur von ihm aus, was geschieht, gehörig zu beurtheilen im Stande ist. Rouen und Havre sind die Vertreter feindlicher Interessen, die Eine die der Handelsbeschränkungen, die Andere die der Handelsfreiheit, und ihre Thätigkeit bekundet sich, so oft sich die Gelegenheit dazu bietet.

Die Fabrikarbeiter.

Rouen, — 1837.

Rouen war schon im siebenten Jahrhundert eine Manufacturstadt; denn schon St. Ouen spricht von den hier gewobenen Tüchern. Sie ist gegenwärtig unstreitig eine der ersten Fabrikstädte Europas. Schon im Jahre 1823 besaß sie nicht weniger als 95 hydraulische Spinnereien. 1830 waren im Arrondissement von Rouen 162 und in der Stadt selbst 49 Färbereien, sodann im Departement 70 und in Rouen 34 Druckereien. Die verschiedenen Flüsse und Bäche des Departementes trieben bereits 1827:

Kornmühlen	1464
Oelmühlen	223
Papiermühlen	98
Alizari und Indigo-Mühlen . . .	37
Latus	1822

Transport	1822
Kleienmühlen	67
Stoß- und Preß-M. (für Tuch) . .	38
Spinnereien	220
Tuchdruckereien	119
Curanderies	209
Färbereien	217
Wäschereien	48
Gärbereien	214
Summa Summarum	2954

Also zusammen 2954 Manufacturen und Fabriken. Die Zahl derselben hat seit der Zeit nur zugenommen.

Rouen hat dem gewürfelten und gestreiften Catun seinen Namen geliehen, der in ganz Frankreich als Rouennerie bekannt ist. Ueberhaupt ist die Verarbeitung der Baumwolle einer der Hauptindustriezweige des Departements. Die Normandie war die erste französische Provinz, in der (seit 1700) Baumwolle gesponnen wurde. Im Jahre 1747 ließen die Rouener mehrere Griechen nach Frankreich kommen, um durch sie die scharlachrothe Farbe, damals indisches oder andrianopolisches Roth genannt, einzuführen, und bald überboten sie selbst ihre Meister. In England wurden die ersten Maschinen zum Wollenspinnen hergestellt, und die Ausfuhr derselben wur-

de mit der Todesstrafe bedroht; was dann aber nichts destoweniger eine englische Compagnie in Rouen nicht verhinderte, bereits 1776 die ersten Maschinen, petits Jennys genannt, einzuführen. Nach und nach vervollkommneten sich diese Maschinen. 1784 wurde von der Regierung einer Maschine d'une filature continue ein brevet gegeben, und bald wurden dann deren mehrere eingerichtet. 1786 schloß der Minister Vergennes mit England einen Handelsvertrag, der die Einfuhr der englischen Waaren erlaubte, und versetzte dadurch den französischen Fabriken eine tödtliche Wunde, von der sie sich erst nach und nach wieder erholten. Schon 1791 wurde dieser Vertrag wieder aufgehoben, aber noch eine gute Weile dauerte der traurige Zustand der Fabrikländer. Die Revolution rief ein neues Leben im ganzen Volke hervor, das dann schon unter dem Directorium schöne Früchte trug, bis endlich Napoleon durch die Continentalsperre das goldene Zeitalter der französischen Fabriken hervorrief. Die Restauration dagegen machte diesem wieder ein Ende. England forderte auf Kosten der französischen Fabriken den Lohn seiner Anstrengungen zur Wiederherstellung des bourbonischen Thrones, und der Feilste aller Feilen, Talleyrand, schämte sich nicht zu proklamiren, daß Frankreich berufen sei, ein Ackerbauerstaat zu sein, woraus er dann zum Vortheile der treuen Bundesgenossen

schloß, daß England das Ackerbauerland mit seinen Industriestoffen versehen müsse.

Bald aber mußte die damalige Regierung einsehen, daß sie sich durch ein ähnliches System ganz Frankreich nur noch mehr zum Feinde mache, worauf denn das Prinzip der Prohibition wieder anerkannt, oder besser beibehalten wurde, da die Einfuhr der englischen Waaren nie gesetzlich erlaubt gewesen war, sondern nur im Gefolge der einwandernden Heere statt gefunden hatte. So stellte sich das Vertrauen allmählig wieder her, und die Industrie machte wieder bis zum Jahre 1828 Fortschritte. Von da an aber nahm die Thätigkeit wieder ab, und man schrieb diesen Zustand dem ausgedehnten Schmuggelhandel zu. Im Jahre 1829 wurde endlich eine enquête commerciale verordnet, die nur Hoffnungen zur Folge hatte.

Die Julirevolution fand die Industrie bereits in einem wenig befriedigenden Zustande und es ist bekannt, wie dann auf eine Zeit lang aller Handel und alle Industrie stockten. Ueber 3000 Arbeiter wurden in dem Jahre, das der Julirevolution folgte, bei den travaux de la charité in Rouen beschäftigt, und eine noch viel größere Zahl blieb arbeit- und brodlos. „Nichts kann mit ihrem tiefen Unglücke verglichen werden, wenn nicht der heroische

Muth und die bewunderungswürdige Ergebenheit, mit denen sie dasselbe ertrugen." *)

Seit 1832 traten dann wieder bessere Zeiten ein, bis endlich 1837 sich auch hier die Crisis fühlbar machte. Im Allgemeinen zeigt dagegen die letztere Zeit die Baumwollen-Fabriken in Rouen als im Abnehmen begriffen. Der Tagelohn ist hier zu theuer, und so versuchte man von Rouen aus anderswo Fabriken zu begründen, deren Erfolg (St. Marie aux mines, St. Quentin etc.) bald zur Nachahmung in diesen Orten aufrief, so daß die Colonien gegenwärtig den Mutterstand mehr und mehr bedrohen, und ihr ihre Industrie zu entziehen beginnen. Ob die Theure des Tagelohns, die Seltenheit der Arbeit, die verhältnißmäßig größere Besteurung der Lebensmittel durch octroy allein hieran schuld sind, oder ob, wie man wohl auch mitunter behauptet, die geringere Bildung der Fabrikanten mit dazu beiträgt, muß ich Andern überlassen zu behaupten oder zu widerlegen. —

*) Ich entlehnte das Factische, so wie die obige Stelle aus einem offiziellen Manuscripte: Aperçus historiques et statistiques sur l'industrie cotonnière dans le Dep. de la Seine inferieure par M. P. S. Lelong, adjoint au maire de Rouen, communiqués au juri departemental pour l'exposition general des produits de l'industrie à Paris, dessen Mittheilung ich der Güte seines Verfassers verdanke.

Im Jahre 1834 bestanden in dem Departement der Seine inferieure 280 Spinnereien, die etwa 21,000 Arbeiter beschäftigen.

	21,000 Arb.
Die Werkstätte zur Construction der Maschinen beschäftigen, als Schreiner, Dreher, Schmiede, Feiler, Richter, Gießer, ...	5000 Arb.
Die Webereien	65000 —
Die Färbereien	5000 —
Die Fabriken der gefärbten Tücher.	9000 —
Die Fabrikation der Watten zu den Webereien	2000 —
Zusammen	107,000 —

Rechnet man hierzu noch die Wäscher, Appreteurs, couvreurs de rouleauxs, canneleurs, Bürstenbinder, Kleinwaarenhändler, Bordenwirker, Bandmacher, Mützenfabrikanten, die Kaufleute endlich, die durch die Baumwollenfabrikation leben, so kann man deren Summe wenigstens auf 150000 Familien und 400000 Individuen stellen. —

Der denkende Mann fühlt in jeder Fabrikstadt nothwendig widersprechende Gefühle sich in seinem Innern regen. Man kann sich nicht enthalten, die Thätigkeit,

die Ausdauer der Menschen, die hier ohne Unterlaß arbeiten, den Geist, der hier Alles ordnete, der aus jenen tausend und aber tausend Händen ein Ganzes — eine Maschine — machte, anzustaunen. Das ist der erste Eindruck, der uns bei einer allgemeinen Uebersicht, in der wir eben nur das Staunen erregende, Ehrfurcht gebietende Ganze sehen, belebt. Ein tieferer Blick aber in die Einzelnheiten, in das Räderwerk der großen Maschine, zeigt uns, daß diese Räder Menschen sind, und es erfaßt uns dann ein Grauen, das uns kalt durchläuft. Die Immoralität der Fabrikarbeiter ist eine fast nothwendige Folge dieses Zustandes, in der die Menschenmaschine verlernt, daß sie ein Mensch ist. Sechszehn, zwölf oder auch nur acht Stunden einer ganz geistlosen, rein maschinenartigen Arbeit müssen nach und nach den Geist so tödten, daß von dem Menschen nur noch das Thier übrig bleibt. Der Müßiggang ist aller Laster Anfang, und die Fabrikarbeiter leben in einem fortwährenden Geistesmüßiggange. Das innere Wesen, das Geistesuhrwerk des Menschen, steht still, und nur die Hand ist geschäftig und regt sich. Es ist eine Frage, ob diesem Uebelstande selbst durch eine geistige Thätigkeit außer den Arbeitstunden, durch Schulen etwa, entgegen gewirkt werden kann; denn diese würden die Ursache und die Folgen des Uebelstandes nicht zerstören, und die Minderzahl, die wirklich zu einer höhern

geistigen Thätigkeit gelangte, würde für die Fabriken verloren sein, sie fliehen, oder in ihnen sich aufreiben und untergehen.

Herzbrechend ist der Anblick einer Fabrikstube, in der die Kinder arbeiten. Des Menschen Geist entwickelt sich nur, wenn seine Thätigkeit von außen angeregt wird. Die äußere Erscheinung veranlaßt ihn zu Fragen, die er an sich selbst oder an Andere richtet; die er sich selbst beantwortet, oder auf die Andere ihm Antwort geben. Ohne die äußere Erscheinung, ohne dies ewige Forschen des Kindes, dies Haschen auf Schritt und Tritt nach Aufklärung ist keine geistige Entwickelung möglich. Bei einem Kinde aber, das vom 6ten, 8ten, 10ten Jahre an tagtäglich nur von Hause in die Fabrik und aus der Fabrik nach Hause geht, das hier sich körperlich abmattet, und nach den Arbeitstunden nur das Bedürfniß zu essen und dann zu ruhen fühlt, ist es beinahe total unmöglich, daß sich der Geist auch nur im Entferntesten entwickelt. Es bleibt eine lebendige Leiche, ein Körpergespenst ohne Geist. Wahrlich! die Schulen selbst sind nicht im Stande hier abzuhelfen, denn nicht die Schule, sondern das Leben entwickelt die geistige Thätigkeit des Kindes. Es wäre eine Kleinigkeit, solche Kinder lesen und schreiben zu lehren, aber es wäre ein Riesenwerk, ihren Geist zu bilden, da dies nicht Gegenstand des Lernens und Lehrens sein kann,

sondern nur Gegenstand der Erfahrung, des Schauens, des in sich Auffassens der äußern Erscheinungen, über die sich der junge Geist Rechenschaft giebt, und so seinen Stoff verarbeitet. Ein Knabe, dessen Leben nur in einer Abwechselung zwischen Arbeit in der Fabrik, und Lernen in der Schule bestanden hat, wird unter hundertmal nur einmal über die Stufe des Thieres steigen. Das Leben ist die Schule des Lebens, und diese gräßlich unglücklichen Kinder werden aus demselben herausgerissen, um, der Himmel weiß, welchen furchtbaren Fluch sühnend, in der Fabrik zu vergessen, und mehr als das, es nie zu ahnen, daß sie Menschen sind, oder vielleicht es dereinst auf einen Augenblick zu ahnen, und dann, in der Wuth ihrer Verthierung, zu reißenden Bestien zu werden.

Aber dies sind nur allgemeine Gründe. Es giebt der besondern noch viel verletzendere. Die Kinder in den Spinnereien sind meist zwei, drei, einem ältern Arbeiter zugesellt. Dieser, brutal und geistlos, ist ihr unumschränkter Herr und Meister. Die geringste Nachlässigkeit, die für ihn stets zu einem kleinen Verluste führt, entfesselt seine Wuth, und entladet sich in den schnödesten Mißhandlungen. Wurde er doch ebenso von seinem Spinner behandelt, als er noch die aufgelösten Fäden wieder befestigte — die ganze Arbeit des Kindes während — 16 — 18 Stunden täglich! — Beinahe jeder

Spinner ist so der unumschränkte Herrscher eines Knaben von 7 — 10, eines Mädchens von 10 — 13 Jahren; und das Mädchen hat nicht nur seinen brutalen Zorn zu ertragen, sondern muß auch meist seine brutale Lust befriedigen. Alles, was endlich diese Kinder während der Arbeitzeit hören, sind die schnöden Reden ihrer verthierten ältern Gesellen. Das ist ihre Erziehung, ihre Schule, ihr Religionsunterricht, und ihre zur That gewordene Moral. O! ich wollte, daß man mich Lügen strafen, mich einen Verläumder der Menschheit nennen könnte. Ich gäbe viel darum!

Man braucht sich diese Knaben und Mädchen nur anzusehen, um die gräßliche Wahrheit in ihren Zügen mit unverkennbarer geistiger Schrift geschrieben zu sehen. Geistlose Dummheit, Tücke, das schleichende Laster sind auf Auge und Stirne gelagert, und klagen die Menschheit an.

Nicht einmal körperlich entwickelt gehen sie aus dieser Vorschule hervor. Doch, ist es nöthig, dies erst zu sagen? Ich besuchte eine solche Fabrik in Marom, eine Stunde von Rouen, in die mich der Maire von Marom führte. Sein sechsjähriger Sohn begleitete uns. Gesundheit und kindlicher Frohsinn sprachen aus den Zügen dieses Knaben, und es kam mir so vor, als ob sie hier eine Art Hohn gegen das Unglück seien; denn an allen

Kindern, an welchen dieser Knabe vorüberging, wurde er zu einem Messer ihres trostlosen Zustandes. Der sechsjährige Sohn des Maires war größer und stärker, als die 10 und 12 jährigen Spinner, die überdies meist durch Scroffeln, Triefaugen, oder krippelhafte, verkümmerte Glieder entstellt waren.

Nur ein Glück, ein gräßliches, aber ein Glück blüht diesen Unglücklichen; ein früher Tod!! Wenige erreichen 40 Jahre, die Mehrzahl sterben schon, bevor sie das dreißigste erreicht haben, und die Brustschwindsucht ist sehr oft die Brücke, die sie aus dem Thale des Elends entführt. Die Arbeit selbst ist sehr anstrengend, — und dauert für die Kinder, wie für die Männer von Morgens sechs Uhr bis Abends 11, mit einer Unterbrechung von 1½ Stunde zum Frühstück und Mittagsmahl —; dann aber herrscht in den Fabriken meist ein Staub, der sich auf die Lunge legt, und sie zerstört.

Bei den Weibern in den Wollspinnereien begegnet man in jedem Blicke der schamlosesten Immoralität. Ich sah hier Mädchen, bei deren Geburt die Natur gesagt zu haben schien: „du sollst schön sein!“ Und bei Einzelnen sah man noch die Spuren dieses Spruches. Aber so wie dieser schöne Mund sich zum Lächeln in Falten legte, wurde er eine Lästerung gegen jene Schönheit selbst, und verkündete die unverschämteste Begierde;

so wie sich das Auge aufschlug, glüheten in demselben die Feuer, aber keine Wärme gebenden Strahlen der schmachvollsten Erniedrigung, des um einen Spottpreis feilen Lasters. Und wie könnte es anders sein! Die Ursache hat hier dieselben Folgen. Das Zusammenleben müßiger — geistesmüßiger, denn wahrlich sie rasten körperlich nicht, — Weiber führt diese sämmtlich zu einer Art von Vertrautheit, in der sie kein Geheimniß mehr gegen einander haben. Jede giebt ihre Geschichten des gestrigen Abends Preis, und denkt nur an die des heutigen. Der verthierte Geist sucht nach der Arbeit Genuß, und dieser Genuß ist dann eben nur der des Thieres. Die Arbeit dauert, — Sommer und Winter — bis in die Nacht, und so wie die Stunde der Erlösung geschlagen, versammeln sich die Männer und Weiber im Hofe oder vor der Thüre der Fabrik, ziehen zusammen aus, um, wenn sie ein paar Sous erübrigt haben, sie zusammen zu verprassen, — ich möchte ein anderes Wort kennen, denn diese Unglücklichen und Prassen paßt nicht zusammen, doch weiß ich kein besseres, — oder wenn dies nicht der Fall, wenigstens in dem Genusse, den ihnen, so lange sie Kraft genug haben, kein Abzug in schlechten Zeiten schmälern kann, ihren Sinn zu betäuben. Die Kinder kennen hier meist nur ihre Mütter, und die Mütter selbst oft den Vater nicht. — Einer meiner

Bekannten sah einst einen Spinner — ich könnte den Namen nennen — seine Tochter mißhandeln, worauf diese, sich beklagend, zu den Anwesenden sagte: „Le monstre! kann mich so mißhandeln! und seit meinem dreizehnten Jahre zwingt er mich, bei ihm seine Frau zu vertreten!“ Genug! O! zu viel! Aber ich wollte die Wunde zeigen, auf daß Andere sie heilen, und mußte sie deswegen entdecken.

Um all dies zu ahnen, braucht man nur eines Sonntags die Kneipen zu besuchen, in denen sich die Fabrikarbeiter vor den Thoren versammeln, und ihrem stupiden Gespräche, das sich nur um den viehischen Genuß und das Laster dreht, zuzuhören. Eine Frage darüber, was aus der Arbeit, die sie ihr Lebenlang täglich treiben, werde, wie sie endlich in dem Ganzen eine Stelle einnehmen, würde durch ihre Antwort in der Regel beweisen, daß die Spinner zwanzig Jahre gearbeitet, ohne einen Augenblick daran gedacht zu haben, was sie arbeiten.

Wo es unter diesen Menschenmaschinen einen Menschen giebt, ist er eine Ausnahme, ein beinahe noch größeres Unglück als die Regel. Diese Ausnahmen aber werden in Frankreich allmählig weniger selten. Und die Bildung des Lebens und der Ereignisse — wahrlich nicht die Schule — ist die Ursache davon. Die Julirevolution, die Aufstände

in Lyon, die Arbeiterverbindungen haben die Gesellschaft in Frankreich bis in ihre tiefsten dunkelsten Schachte hinein erschüttert. Sie haben allwärts einzelne Arbeiter zum Denken veranlaßt, und es verbreiten sich diese Gedanken mehr und mehr. Der Menschenfreund kann nur mit Angst in die Zukunft der Fabrikländer und Städte hineinsehen, denn die Unnatur wird dort dereinst gräßliche Früchte tragen, wenn nicht das ganze Fabrikwesen, ehe es zu spät, eine totale Reform erleidet, wenn man nicht aus diesen sich allmählig selbst zu fühlen beginnenden Maschinen Menschen macht, oder die Menschen durch wirkliche Maschinen zu ersetzen im Stande ist.

Was ich oben gesagt, war meist das Resultat eigenen Anschauens. In Rouen hat ein Arbeiter selbst seine Stimme erhoben, und ich will ihm hier auf ein paar Augenblicke den Platz räumen. Ein Weber, Namens Noiret, hat im Jahre 1836 eine kleine Brochüre: memoires d'un ouvrier rouonais veröffentlicht, aus der hier ein paar Stellen.

Noiret scheint, wenigstens so oft er von den Webern spricht, ein competenter Richter zu sein. Er beschreibt (S. 23) die Werkstatt eines solchen: „Es giebt der Werkstätten viele, sie sind klein und enge, und wie eine Kiste hermetisch verschlossen, damit die Trockenheit nicht

eindringe. Sie sind gewöhnlich dunkel, und zwar so, daß die Sonne nie hineinscheint. Sie sind auch sehr feucht, und ein Theil sind wahre Keller; diese letztern werden von den Arbeitern, die nicht einsehen, wie nachtheilig sie ihnen sind, vorgezogen, und sind sehr häufig."

„Die tissus de fil et de coton — (da ich die technischen Weberausdrücke nicht kenne, so muß ich sie wohl unübersetzt lassen) —, aus denen man die Kette bereitet und vorzüglich die lisses müssen in Werkstätten mit gemäßigter Temperatur, nicht zu trocken und nicht zu feucht, zubereitet werden; weil der Arbeiter dann weniger Fäden bricht, weil die Kette sich besser in der duite ebnet, und das Gewebe besser und glänzender wird; aber es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß feuchte Räume zum Arbeiten nöthig sind."

Daß in diesen feuchten Kellerlöchern der Körper zu Grunde gerichtet wird, wird man leicht glauben. Noiret sagt (S. 24): „Die durch ihr Gewerbe bei den Webern am häufigsten hervorgerufenen Krankheiten sind Scroffeln, Laßheit in den Beinen, Schwächen und Brustkrankheiten. Die Scroffeln kommen von den feuchten Orten her, wo die Weber meist arbeiten." Ihre Arbeit verursacht dann die Schwäche in den Beinen und die Brustkrankheiten. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier mit dem Verfasser ins Einzelne eingehen wollte. Also nur noch

so viel, daß die Weber meist kränklich und gebrechliche Menschen sind. Mit siebzehn, achtzehn Jahren haben die obigen Ursachen bereits so gewirkt, daß die Stimme des jungen Mannes hohl und klanglos wird, so daß man leicht den Weber von allen andern Arbeitern unterscheiden kann.

Nachdem wir ihre Wohnungen besucht, laßt uns ihnen auch zu ihrem Mahle folgen. „Ein Theil der Arbeiter lebt in den Aubergen" sagt Noiret (S. 45), „die große Mehrzahl dagegen in ihrer Familie. Der kleine Verdienst, den sie haben, erlaubt ihnen nicht, eine gesunde, hinreichende und geordnete Nahrung zu haben. Das Frühstück besteht oft aus trocknem Brodte, oft haben sie auch ein viertel Pfund neuchateller Käse dazu. Zu Mittag, da ihre Mittel ihnen nicht erlauben, selbst zu kochen, gehen ihre Frauen und Kinder in die Aubergen, die man gewöhnlich gargotes nennt, um hier ein wenig schlechte Suppe und schlecht gekochtes Fleisch, oder schlechte ratatuille — die französische Sprache der höhern Gesellschaft hat keinen Begriff und ich somit keine Uebersetzung für dies Wort — zu holen. Die Abendmahlzeit ist ungefähr ebenso eingerichtet." —

Ueber den moralischen Zustand der Weber giebt ebenfalls Noiret Aufklärung. „Die Weber", sagt er (S. 39), „sind fleißig, und sie sind dazu gezwungen, da

sie selbst, wenn sie ihre Zeit zum Arbeiten verwenden, dennoch das Nothwendige entbehren. Man ist wenig gestimmt, spazieren zu gehen, wenn man schlecht zu Mittag gegessen hat, und überdies nicht anständig gekleidet ist. Uebrigens giebt es eine gewisse Zahl Arbeiter, die sich nicht enthalten können, den Montag zu feiern. Diese alte und unglückliche Gewohnheit ist so tief eingewurzelt bei den Arbeitern in der Stadt, daß sie sobald nicht auszurotten sein wird. Wenn man aber nicht arbeitet, so muß man etwas Anderes thun, und so gehen sie in die Kneipen, ihr Restchen Verstand in etlichen Gläsern schlechten Brantweins zu ersäufen. Ich begreife in Wahrheit nicht, wie Leute, die nichts zu essen haben, am Trinken Freude finden können. Ist das nicht die höchste Stufe der Verthierung!"

„Diese Manier, ihre Arbeit zu verlassen, um die Kneipen zu besuchen, erklärt sich übrigens bis auf einen gewissen Punct. Sie bedürfen, diese Unglücklichen, die das Elend beständig verfolgt, eines Mittels, um gegen die Leiden, die es sie ertragen läßt, eine Diversion zu machen, und sie finden kein anderes, als das, sich durch geistige Getränke zu betäuben, weil sie dann jede Unruhe vergessen. Es ist wahr, daß sie ihre Gesundheit zerstören, daß sie sich schleichende Krankheiten bereiten, daß sie ihr Leben abkürzen, und daß sie sich erniedrigen; aber sie denken

über Alles dies nicht nach, und dann muß man auch berücksichtigen, daß die Gewohnheit einmal eingerissen ist.“ —

Daß der Arbeiter bei einem solchen Zustande nicht daran denken kann, seine geistigen Fähigkeiten zu bilden, ist wohl kaum nöthig zu sagen: „Da der Verdienst des Arbeiters nicht ausreicht, so muß er 15—18 Stunden täglich arbeiten, und hat also nicht die Zeit, seine geistigen Fähigkeiten auszubilden; ja er denkt nicht einmal daran, so tief ist er durch das Unglück herabgedrückt; und um sie ihm zu verschaffen, müßte man, was wir sobald nicht sehen werden, die Privilegien, Monopole und Prohibitionen (versteht sich, nach und nach) niederreißen, da diese die Industrie erdrücken, und den Preis der Urstoffe und der Nahrungsmittel aller Art, die der Arbeiter braucht, vermehren; oder besser: man müßte den Lohn höher stellen, als die Ausgaben, damit er etwas erübrigen könnte. Dann, von den Quälereien der Gegenwart und der Unruhe über die Zukunft befreit, könnte er sein Haupt erheben, sich selbst erkennen und ein Mensch werden; dann würde er sehen, daß in einer civilisirten Nation, wie der unsrigen, das natürliche Genie nicht ausreicht, daß man es ausbilden muß, wenn man nicht bis zum Thiere herabsinken will.“

Ich fühle nicht den Beruf, mich hier über die

Mittel, durch welche der Zustand der Arbeiter verbessert werden kann, auszusprechen, und habe nur die Ansicht eines ihrer Leidensgefährten anführen wollen. Andere mögen sehen, ob er Recht oder Unrecht hat, ob er nur ein Pflaster oder eine Radicalcur vorschlägt.

Die Noth, das Elend, zerreißen hier selbst die Banden, die die Natur sonst für geheiligt erklärt. Der Vater verkennt den Sohn und der Sohn den Vater. „Ein verabscheuungswürdiger Gebrauch," sagt Noiret (S. 45.) „hat sich bei der verwildertsten Klasse der Arbeiter in Rouen eingeschlichen. Von der Zeit an, wo das Kind das 12te oder 13te Jahr erreicht hat, und oft früher, setzen es der Vater und die Mutter auf sein eignes Brodt (mettre à son pain), d. h. sie leben von dem, was sie verdienen, und um so schlimmer für sie, wenn sie nicht genug verdienen, was stets der Fall ist. Aber die Kinder zahlen dann die Eltern mit derselben Münze; denn wenn die Mutter oder der Vater krank sind, so schicken ihre Kinder sie ins Hospital, anstatt ihnen beizustehen; und wenn sie alt sind, und nicht mehr für sich sorgen können, so geben sie dieselben gänzlich auf. Mit dieser Gewohnheit giebt es nur Quidams in der Familie (avec cet usage il n'y a que des quidams dans la famille), und die Kinder, die sich selbst überlassen blei-

den, haben nur schlechte Sitten, und die Demoralisation erbt sich von einem Geschlechte aufs andere."

Es ist das gräßlich. Das Elend mit dem schneidenden Schwerdte des Hungers steht an der Thüre des väterlichen Hauses, und wehret den Kindern die Schwelle zu überschreiten, um bei einer Mutter, die sie unter dem Herzen trug, Schutz zu suchen; und dieselbe Schreckensgestalt steht an der Thüre des Kindes, um die gebrochene Mutter zurückzutreiben, wenn sie bei ihrem eignen Blute Schutz und Obdach, eine Kruste Brodt gegen den Hunger, suchen will.

Ein Leben voller Leiden, voller rastloser Arbeit, und dann ein Bettlertod. „Der Arbeiter", sagt Noiret (S. 54), „hört mit dem funfzigsten Jahre auf, gesucht zu sein; unterdeß findet er noch hier und dort Arbeit, weil man Artikel, die seiner Kraft angemessen sind, macht, die dann aber nur sehr schlecht bezahlt werden. Er arbeitet so lange, als sein Gesicht und seine Kräfte ihm nicht den Dienst versagen, und so lange er eben genug arbeiten kann, um seine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Sobald er endlich gezwungen ist, gänzlich aufzuhören zu arbeiten, bleibt seine letzte Hülfsquelle ein seit undenklichen Zeiten in dem Gewerbe stattfindender Gebrauch, der darin besteht, seine Gewerbsgenossen zu besuchen, um von ihnen eine schwache Beisteuer zu erhalten.

Je mehr er Bekanntschaften hat, desto mehr erhält er; aber er hat deren nie genug, um 15 Sous täglich aufzutreiben, und dann verursacht ihm die Nothwendigkeit, die ganze Stadt zu durchlaufen, eine Ermüdung, die seine Kräfte übersteigt. Einzelne werden in das hospice aufgenommen, aber erst nach dem 70sten Jahre, und selbst dann sind sie noch oft gezwungen, mehrere Jahre zu warten, bis eine Stelle frei wird. Dies hospice ist für sie ein Gefängniß, das sie monatlich nur einmal verlassen dürfen, und überdies sind sie einem sie herabwürdigenden Reglement unterworfen. Dies geht soweit, daß, trotz daß in diesem Alter der Mensch sehr niedergedrückt ist, es Greise giebt, die vorziehen, zu dulden und ihre Freiheit zu behalten."

Noiret überläßt sich dann den folgenden Reflectionen: „In Frankreich haben die Greise und die Armen, die außer Stand sind zu arbeiten, keine andern Hülfsquellen, als das öffentliche Mitleiden. Es ist für sie nicht genug, daß sie ein Leben lang, beständig gequält durch die Unruhe für den morgenden Tag, vegetirt haben, sie müssen selbst, wenn sie nicht mehr arbeiten können, sich von Thüre zu Thüre schleppen, um das, was man ihnen nicht schuldig ist, zu fordern, und vor Hunger sterben, und das in einem Lande, das sich civilisirt zu nennen wagt! Wenn das die Folgen der Civilisation

sind, so ist der Zustand der Wilden unendlich vorzuziehen, denn hier hat wenigstens der Mensch keine Pflichten, gegen wen es auch sei, zu erfüllen, er ist hier vollkommen frei, und kann sich allen seinen Wünschen überlassen. Ich weiß, daß man sich an einzelnen Orten bestrebt, die Bettelei auszurotten, aber dies geschieht nicht überall, und so lange man nicht in ganz Frankreich für den Unterhalt der wahren Armen gesorgt hat, bleibt ich bei meiner Behauptung."

„Nach dem öffentlichen Vorurtheile werden die Unterstützungen, die man den Armen zukommen läßt, als Almosen betrachtet, und die Regierung selbst theilt dies Vorurtheil. Ich frage, ob man glaubt ein Almosen zu geben, indem man einem Soldaten seine Retraite, die er durch dreißig Jahre Dienst gewonnen, zugesteht? Nein, ohne Zweifel, wird man mir sagen; denn er hat dem Vaterlande gedient. Mir aber scheint, daß man dem Vaterlande dient, wenn man ihm nützt, einerlei auf welche Weise. Und ich denke nicht, daß ein Handwerker, der funfzig Jahre lang arbeitet, ihm nicht eben so nützlich war, als ein Soldat, der dreißig Jahre unter der Fahne stand. Denn wenn Arme zur Vertheidigung des Landes nöthig sind, so sind solche ebenso nöthig, um es zu nähren, und für seine Bedürfnisse zu sorgen. Und wenn der Arbeiter seinen Schweiß und seine Jugend für

die Gesellschaft hingegeben hat, so ist sie dagegen verpflichtet, ihm Brodt zu geben, wenn er sich dasselbe nicht mehr verdienen kann und ihm nichts übrig bleibt, welches herbei zu schaffen.

In Bezug auf die Gebrechlichen aber, die nie oder nur wenig arbeiten konnten, so ist man auch ihnen Unterstützung schuldig: denn Niemand soll in der Gesellschaft Hunger haben."

Und wer wagt es, diesen bleichen Gestalten, diesen Kindern, die ihre Mütter aus dem väterlichen Hause hinausstoßen, diesen Vätern, denen der Sohn den Hungerbissen verweigern muß, gegenüber, wer wagt es, dem beredten Vertreter des stummen Unglückes zu widersprechen?

Man könnte glauben, daß der Arbeiter, der über sein eigenes und seiner Leidensgefährten Unglück klagt, zu grelle Farben aufgetragen habe, und deswegen will ich eine andere, unverdächtige Quelle anführen.

In den Archiven der Mairie zu Rouen liegt ein raport fait à M. M. les membres de la souscommission d'enquête, le 15. Janvier 1829 sur les questions adressées aux fabricants de tissus de coton par les delégués de cette partie de l'industrie manufacturière, M. M. Talon, Gambu-Delauré, Jacquet et Lelong. Derselbe enthält eine Beilage: Examen der jährlichen Bedürfnisse eines Arbeiters von Rouen,

verglichen mit den Resourcen, die ihm während derselben Zeit seine Arbeit verschaffen kann.

Hier heißt es dann:

Bedürfnisse:

2¼ Pf. Brodt täglich	. — Fr. 45 Cent.	
Als Frühstück für Käse oder einen Häring	. . — = 10 =	
Zu Mittag eine Portion bei dem Gargottier	. — = 20 =	
Getränke	. . . . . . — = 20 =	
	— Fr. 95 Cent.	
Jährlich	. . . .	346 Fr. 75 Cent.
Kleider	. . . .	60 = — =
Wäsche	. . . .	15 = — =
Für zufällige Krankheiten	. . . . .	10 = — =
Wohnung	. . . .	50 = — =
Licht	. . . .	6 = — =
Feuer, 1 Foyad zu 50 Cent. täglich	.	26 = — =
Für einen Arbeiter jährlich	. . . . .	513 Fr. 75 Cent.
Hat der Arbeiter zwei Kinder von 7 bis 10 Jahren, die nur wenig gewinnen, und die Mutter selbst oft verhindern, zu arbeiten, so vermehrt sich die persönliche Ausgabe des Vaters wenigstens um ⅕ seiner ganzen Ausgaben, mit Ausnahme des Lichts, Feuers und der Wohnung	. .	107 = 95 =
Total	. . .	621 Fr. 70 Cent.

	Uebertrag . .	621 Fr. 70 Cent.
Sind die Kinder unter sieben Jahren, so daß sie nichts gewinnen, und die ganze Zeit der Mutter in Anspruch nehmen, so tritt wenigstens eine neue Vermehrung der Ausgaben um ebensoviel ein . . .		107 = 95 =
	Total . . .	729 Fr. 65 Cent.

Einkommen.

Das gewöhnliche Tagelohn 1 Fr. 75 Cent. macht jährl. 525 Fr., wornach dann der Arbeiter, der allein steht, jährlich 11 Fr. erübrigen kann. Ist er in dem angeführten Falle, daß er zwei Kinder zwischen sieben bis zehn Jahren hat, so tritt ein Deficit ein von 96 Fr. 70 Cent. Hat er zwei Kinder unter sieben Jahren, so steigt dies Deficit auf 204 Fr. 65 Cent.

„Alle diese unerläßlichen Ausgaben sind die eines Arbeiters, der keine Geräthschaften anzuschaffen hat. Ist dies der Fall, wie beim Weber, der dieselben (metiers, marches, contremarches, abricotaux, liais, chasse, tacquets, cordes, parement, braise pour secher, chanbelles,) sich selbst stellen muß, wozu man dann noch die Miethe des Platzes für den Webstuhl, die Zeit, die er zum Abliefern verliert, berechnen muß, so steigen seine Ausgaben wenigstens um 30 Cent. täglich oder 90 Fr. jährlich."

„Jeder einzelne Arbeiter hat also hier ein Deficit von 79 Fr. 75 Cent.; ein Vater von zwei Kindern von 7—10 Jahren ein Deficit von 186 Fr. 70 Cent., ein Vater von zwei Kindern unter 7 Jahren endlich ein Deficit von 294 Fr. 65 Cent.

„Wenn auch diese Tabelle noch so traurig und betrübend ist, so müssen wir doch noch hinzufügen:

„Daß wir das Brodt zu 20 Cent. berechnet haben, während es 24 Cent. kostet;

„daß wir den Tagelohn zu 1 Fr. 75 Cent. angegeben, während er sich höchstens auf 1 Fr. 50 Cent. beläuft;"

„daß wir Arbeiter unterstellt haben, die das ganze Jahr hindurch beschäftigt sind, während viele nur eine unterbrochene Arbeit finden, und eine große Anzahl gar keine Arbeit hat;"

„daß wir endlich nur unverheirathete Arbeiter, oder solche, die nur zwei Kinder haben, unterstellen."

„Hiernach beurtheile man, ohne zu schaudern, wenn man kann, die Lage eines Arbeiters, der 3, 4, 5, oder gar 6 Kinder hat."

Dieser Bericht schließt dann damit, daß es sagt: „Die Menschlichkeit verlangt also, als erste Unterstützung, die der Arbeiterklasse gebührt, die Aufhebung — und zwar so schnell als möglich — der indirecten Steuern und des Octrois,

die daher, wenn es sein muß, den wohlhabenden und reichen Klassen ohne Ausnahme aufgelegt werden können."

„Indem wir diese schmerzlichen Bemerkungen, bei denen wir stets durch die Liebe zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Ruhe geleitet wurden, überreichen, möge es uns erlaubt sein, zu sagen: glücklich, wenn in dem Vergessen der Wahrheit das zu lange bestandene Elend der großen Zahl am Ende nicht Gefahren für die hervorruft, die nie anders als in ihrem eigenen Interesse gehandelt haben!"

Ich muß nochmals darauf aufmerksam machen, daß hier kein französischer Arbeiter, kein Republikaner, sondern die Mitglieder des Stadtrathes, von denen noch heute Einer Adjunct des Maires ist, ihre Stimme für ihre unglücklichen Landsleute erheben.

Es geschah dies im Jahre 1829. Daß seit der Zeit ungefähr Alles beim Alten geblieben ist, brauche ich nicht erst zu sagen. Im December 1831 verfaßte eines der Mitglieder der obigen Commission, der Adjunct Lelong von Rouen, eine Denkschrift: Considerations sur l'état de gêne de quelques classes d'ouvriers particulièrement dans le Dep. de la Seine inferieure, die ebenfalls dem Stadtrathe überreicht wurde, und in den Archiven der Mairie zu Rouen aufbewahrt wird.

Ich will auch daraus einige Auszüge mittheilen.

Vorerst wieder eine Tabelle der Ausgaben und Einnahmen der Arbeiter.

Ausgaben

eines Arbeiters oder einer Arbeiterin von 12 bis 16 Jahren für sechs Monate.

Nahrung.

1¼ Pf. Brodt, täglich	. — Fr.	23 Cent.	
Butter oder Käse, tägl.		[illegible]	
Suppe oder Portion beim Gargottier, tägl.	. .	15	
Getr[illegible], tägl.		45	
	— Fr.	50 Cent.	
Also für 6 Monate	. . .	91 Fr.	25 Cent.

Kleidung.

1 P. Strümpfe p. Jahr 1 Fr. für 6 Mon.	.	—	=	50 =
2 Hemden, jährl. 3 Fr. 50 C. . id.	.	1	=	75 =
1 Haube, jährl. 76 Cent. . . id.	.	—	=	38 =
2 Kittel, jährl. 4 Fr. . . . id.		2	=	— =
1 Halstuch, jährl. 50 Cent. . id.	.	—	=	25 =
Holzschuhe		—	=	75 =
Chossons (Ueberstrümpfe in den Holzschuhen)	.	—	=	[illegible]
Arbeitsschürze, jährl. 1 Fr. f. 6 Mon.		—	=	50 =
Weste und Hose, jährl. 5 Fr. . . id.	.	2	=	50 =
	.	9 Fr.		88 Cent.

Latus: 100 Fr. 63 Cent.

6 Monate.

Transport: 100 Fr. 63 Cent.

Wäsche.

1 p. de bas, wöchentl.	4 Cent.		
1 Hemd	8		
1 Schnupftuch .	3		
1 Kittel . . .	6		
	21 Cent. halbjährl.	5 =	46 =
Wohnung 1 Fr. 50 C. p. Mon. macht		9 =	— =
Zusammen für 6 Monat		115 Fr.	9 Cent.

Ausgaben

einer Arbeiterin von 16 — 45 Jahren, für 6 Monate.

Nahrung.

1½ Pf. Brod, tägl.	23 Cent.
Butter oder Käse .	5 =
portion ou Soupe	20 =
Getränke . . .	10 =
	58 Cent. — f. 6 M. 105 Fr. 85 Cent.

Kleidung.

1 P. Strümpfe .	1 Fr. — Cent.
1 P. Ueberstrümpfe	— = 63 =
1 Hemd . .	4 = — =
1 Schnupftuch .	— = 50 =
1 Halstuch — .	— = 25 =
1 Haube . . .	2 = — =
1 Bandeau . .	— = 25 =
Latus:	9 Fr. 63 Cent.

Transport:	9 Fr. 63 Cent.	für 6 Monat.
2 Unterröcke p. Jahr 4 Fr. 50 Cent.	2 = 25	
1 Deshabilé p. 2 J. 12 Fr.	3 = —	
Holzschuhe	— = 95 =	
Schuhe	1 = 25 =	
Schürzen und Taschen	1 = 50	
	18 Fr. 58 Cent.	18 Fr. 58 Cent.

Wäsche.

1 P. Strümpfe, wöchentl.	5 Cent.	
1 Hemde	10 =	
1 Schnupftuch	5 =	
1 Haube	10 =	
1 Halstuch	5 =	
¼ sappon	10 =	
wöchentl.	45 Cent.	11 : 70
Wohnung		12
Licht		2
Heitzung		3
		153 Fr. 13 Cent.

Ausgaben
eines Arbeiters von 20 — 50 Jahren für 6 Monate.

Nahrung.

2 Pf. Brodt, täglich	38 Cent.
Butter und Käse	7
Latus:	45 Cent.

Transport : 45 Cent. f. 6 Monat.
Soupe et Portion . . 30 =
Getränke . . . . . . 20 =

95 Cent. — . 173 Fr. 38 Cent.

Kleidung.

1 Paar Strümpfe jährl., f. 6 M. — Fr. 75 Cent.
1 Schnupftuch . — = 50 =
1 katunene Mütze pr. J., f. 6 M. . — = 50 =
1 Cravatte p. J., f. 6 Mon. . . . — = 37½ =
2 Hemd. p. J. 8 Fr. 4 = — =
1 Casquet, id. 2 Fr. 50 Cent. . . 1 = 25 =
1 P. de sabbots . — = 75 =
1 P. de chaussons . — = 25 =
Weste u. Hose für 2 J. 30 Fr. . 7 = 50 =
1 P. Schuh f. 2 J. 7 Fr. 50 Cent. . 1 = 88 =
1 Gilet, pr. Jahr 2 Fr. 50 Cent. . 1 = 25 =
Flickereien . . . — = 75 =
1 Kamm . . . — = 25 =

20 Fr. 50 Cent. . — . 20 = 50 =

Latus: 193 Fr. 88 Cent.

		f. 6 Monat.	
Transport:		193 Fr.	88 Cent.
Wäsche.			
1 P. Strümpfe, wöchentl.	5 Cent.		
1 Hemd	15 =		
1 Schnupftuch	5 =		
1 Catunene Mütze	5 =		
Cravatte und Gilet	5 =		
wöchentlich:	35 Cent.	9 =	10 =
Ausgaben, die als nöthig betrachtet werden können.			
Bartscheeren		1 =	75 =
Tabak		1 =	50 =
Brantwein		1 =	82 =
Licht		2 =	— =
Heizung		5 =	— =
Stroh fürs Bett		— =	50 =
Wohnung		20 =	— =
Im Ganzen		235 =	55 =
Ist er verheirathet, so müssen die Ausgaben der Frau hinzukommen mit		136 =	13 =
Im Ganzen		371 =	68 =
Haben diese ein Kind, so kommt (die Hälfte von dem, was die bureaux de bienfaisance den Ammen jährlich geben) hinzu mit		59 =	— =
		430 Fr.	68 Cent.
Haben sie zwei kleine Kinder, so kommt (nach demselben Maßstabe) hinzu		55 =	— =
Summa:		485 Fr.	68 Cent.

Verschiedene Arten von Arbeitern.		f. 1. Tag Fr.	Cent.	183 Arbeitstl. f. 6 Mon. Fr.	Cent	Ausgab. f. 6 Mon. Fr.	Cent.	Balance; Deficit Fr.	Cent.	Ueberschß. Fr.	Cent.
No. 1.	Veilleuse de Corde 10—12 Jahre	-	39 2/9	72	64	115	14	42	50	—	—
— 2.		-	49 1/5	90	30	115	14	24	80	—	—
— 3.		-	55	100	64	115	14	14	50	—	—
— 4.		-	68 3/4	126	—	153	13	29	13	—	—
— 5.		-	72 3/4	132	26	153	13	20	87	—	—
— 6.		1	24	227	—	235	40	8	50	—	—
— 7.		-	68 3/4	126	—	153	13	27	13	—	—
— 8.	… 120 broches										
— 9.		-	71	130	—	115	14	—	—	14	86
— 10.	…es 10—12 J.	-	49	90	—	115	14	25	14	—	—
— 11.	…hes 9—10 J.	-	42 6/9	78	—	115	14	37	14	—	—
— 12.	… 10 J.	-	28 1/3	52	—	115	14	63	14	—	—
— 13.	Fileur en gros sur métier de 66 broches 25—40 J.	2	14 2/3	392	80	235	55	—	—	157	25
— 14.	Fileur en fin sur 216—240 broches 25—40 J.	1	67 3/4	307	6	235	55	—	—	71	50
— 15.	Fileur ou fileuse sur métier de 132 broches 16—18 J.	1	81 1/3	332	—	235	55	—	—	96	45
— 16.	Un chauffeur ou un contremaître de Cordes 20—50 J.	-	95	199	—	135	13	—	—	20	87
		2	78 3/4	570	16	235	55	—	—	974	61
— 17.	Une femme de magasin	-	96 3/4	117	—	153	13	—	—	23	87
— 18.	Un homme de magasin	1	63 7/9	300	—	235	55	—	—	64	45
— 19.	Une portière	-	83 3/4	153	13	153	13	—	—	—	—
	No. 4 u. 14 miteinander verheirathet ohne Kinder	2	50 1/4	468	—	471	68	—	—	86	32
	— — nebst einem kleinen Kinde	2	50 1/4	468	—	430	68	—	—	17	32
	— 4 u. 8 verheirathet nebst zwei kleinen Kindern	1	81 1/3	332	—	465	68	133	68	—	—
	Weber in der Stadt.										
— 20.	Weber erster Klasse	-	67 1/4	121	76	235	55	113	79	—	—
— 21.	— zweiter Klasse	-	30 1/2	56	5	235	55	179	50	—	—
— 22.	— dritter Klasse	-	17 1/4	31	45	153	13	121	68	—	—

	Fr. Cent.	Fr. Cent.	Fr. Cent.	Fr. Cent.	Ueberſch. Fr. Cent.
No. 20 u. 22 verheirathet, ohne Kinder	83 1/4	153 21	371 68	218 47	
— — — mit einem kleinen Kinde	83 3/4	153 21	430 68	277 47	
— — — mit zwei kleinen Kindern	62 1/2	121 76	465 68	343 92	
— 21 u. 22 verheirathet ohne Kinder	52 3/4	96 50	371 68	275 18	
— — — nebst einem kleinen Kinde	52 3/4	96 50	430 68	330 18	
— — — nebst zwei kleinen Kindern	35 1/2	65 51	465 68	400 53	
Weber in der Stadt in einer andern Fabrik.					
23 Weber 1r Klasse, faisant une grande largeur	1 11 —	185 3	235 55	50 52	
— — 2r — — —	63 1/2	116 38	235 55	119 17	
— — 3r — — —	58 3/4	107 46	235 55	128 9	
— Weberin 4r. — — —	36 1/2	67 7	153 13	86 6	
Weber auf dem Lande.					
Weber, faiseur de Croisé 6/4	41 1/6	78 45	176 66	98 21	
— — de Calicot 4/4	27 3/4	54 95	176 66	121 71	
— — de Croisé 4/4	43 1/3	88 60	176 66	88 6	
— — de Croisé 3/4	39 1/4	71 95	176 66	104 71	
— — de Calicot 4/4	[illegible] 3/4	67 —	176 66	109 46	
— — de Calicot 5/6	22 3/4	52 45	114 85	62 40	
— — de Coutil russe	55 3/4	101 92	176 66	74 74	
— — de drap de Coton	60 3/4	111 17	176 66	65 49	
— — de Coutil fougère ou russe ou Coton	80 1/2	147 50	176 66	29 16	
— — de casemir laine et coton ou tout de Coton	34 1/2	63 84	176 66	112 82	
— — de chalon croisé 4/4 écrés	58 1/4	107 46	176 66	69 20	
— — de damoiser en couleur 4/4	70 9/10	138 65	176 66	38 1	
Weberin en Camelotte 11/16 pour la bretagne	18 —	23 95	114 85	90 90	
— — — 3/4	23 1/5	42 45	114 85	72 40	
Weber — — 4/4	38 —	68 45	176 66	107 21	

Uebersicht

der Ausgaben und Einnahme von hundert Arbeiter in einer Fabrik mit einer Dampfmaschine von 12 Pferden Kraft, für 6 Monate.

Zahl der Arbeiter		Deficit für sechs Monate		Ueberschuß für sechs Monate	
		Fr.	Cent.	Fr.	Cent.
	6	255	—		
	2	49	68		
	2	29	—		
	6	162	78		
	2	41	74		
	2	17	10		
	14	397	82		
	2	46	26		
	1	25	14		
	14	519	96		
	9	568	26		
60	2			314	50
	1			71	50
	14			1350	80
	18			875	66
	2			549	22
	1			23	87
	1			64	45
40	1			—	—
	100	2094	4	2749	50

Der Verfasser dieser statistischen Uebersichten begleitet dieselben mit seinen Bemerkungen.

Er sagt: „Wie man aus diesen Tabellen sieht, so

sind die Wollspinner weniger unglücklich, als die Weber.*) Unterdeß sind von 100 in einer Fabrik, getrieben durch eine Dampfmaschine von der Kraft von zwölf Pferden, sechzig nicht im Stande, das Nothwendigste zu erwerben, da ihnen in 6 Monaten 2094 Fr. 74 Cent. fehlen. Die übrigen vierzig haben dagegen einen Ueberschuß von 2149 Fr. 50 Cent. Aber man muß nicht vergessen, daß die Einen und die Andern nur als unverheirathete oder als Wittwe ohne Kinder, von allen Lasten frei und nur für sich selbst sorgend, unterstellt sind. Aber wenn jeder von diesen einen alten Vater, eine arbeitsunfähige Frau oder Tochter, ein oder mehrere Kinder hat, so fällt er augenblicklich in die Klasse seiner unglücklichen Arbeits- und Standesgefährten zurück. Dann muß ich noch erklären, daß die Berechnungen, an sich traurig genug, nach dem Tagelohn einer unserer besten Fabriken in der Stadt aufgestellt sind, und wenn es auch andere giebt, in denen eben so viel Ordnung und Sparsamkeit herrschen, die eben so gute Werkzeuge haben, und deren Einrichtung eben so vollkommen ist, so kann man doch versichern, daß keine es ihr zuvorthut. Niemand zweifelt daran, daß alle diese Bedingungen dem Arbeiter erlauben, mehr zu

*) Die Zahl der letztern, sämmtlich im Deficit begriffen, beläuft sich nach dem Obigen auf 65,000.

verdienen. In denen, wo dies nicht der Fall ist, vermehrt sich daher unausbleiblich die Zahl der Arbeiter, die das Nöthigste nicht verdienen, um ein Bedeutendes. Die kleinen Spinnereien à bras, à manège und selbst mit Feuerpumpen, die weniger vollkommen und oft Zufällen ausgesetzt sind, die sie zum Stillestehen zwingen, zählen wenig oder gar keine Arbeiter, die von dem Ertrage ihrer Arbeit leben können.“

„Vielleicht werden einzelne Optimisten mir sagen, daß dies Alles nicht möglich sei, daß, wenn der Ertrag der Arbeit hier nicht größer ist, als man sagt, die Bedürfnisse der Arbeiter ebenfalls nicht so bedeutend sind, da er sonst schon von Elend und Hunger gestorben sein müßte. Diesen antworte ich, daß ich in den Ausgaben des Arbeiters seine Wohnung, die er nicht zahlt, seine Kleidung, die er seit zwei Jahren nicht erneuert, die Wäsche seiner [illegible], die er mit dem Schmutze trägt, mit angeführt habe, daß er seine Kinder auf die Straßen schickt, um das Mitleiden zu erregen, daß er selbst anstatt 95 cent. für seine Nahrung auszugeben, von 1 Sous Brod und 5 Sous Kartoffeln lebt, und daß er sein Getränke am nächsten Brunnen holt.“

„Ich aber frage jenen dann, meinerseits, ob es viele Hausthiere giebt, die so viel und so ununterbrochen arbeiten, und die so schlecht genährt sind, so schlecht woh-

nen, und die die große Mehrzahl dieser Unglücklichen nicht um ihrer Streik willen leiden muß. [illegible]

Der Verfasser zeigt dann, wie die Consummation aller Erzeugnisse mit dem [illegible] mit dem zunehmenden Elend der Arbeiter abgenommen hat, und sucht zu beweisen, daß damit durch jenes die Kaufleute, Krämer und Eigenthümer selbst leiden. Er beweist die Unzulänglichkeit der Wohlthätigkeits-Werkstätten und Fabriken, und schließt:

„Die Eigenthümer müssen der Regierung bei allen Mitteln, die sie anwendet, um diesem Zustande abzuhelfen, zur Hand gehen. Sie allein sind verantwortliche Associés in einem großen Unternehmen, das leider bankerott und verschuldet; ihnen kommt es daher zu, ihre Aufklärung, ihre Anstrengungen, und ihre Opfer zu vereinigen, nicht allein um große Verluste abzuwehren, sondern um vielleicht einer schrecklichen Catastrophe vorzubeugen, die ihren Ganz verdoppeln könnte, je nachdem das Uebel zunimmt. Wehe der Gesellschaft, wenn, aus Knickerei und Selbstsucht, oder aus Mangel an Muth, man vor den Beschwerden zurückweicht! Hat man nicht das [illegible] der Emigration [illegible] zu [illegible] Niemand hat mehr Recht, ein solches Opfer in Anspruch zu nehmen, der, der zu jeder Zeit sein Vaterland vertheidigte, ohne je es wieder für Gold noch für Würden zu verrathen, oder der andere. [illegible]“

„Bereits hat sich in Rouen, selbst in den gesuchtesten Quartiers der Werth der Häuser um ein Achtel abgenommen. Auf dem Lande wird es nicht lange währen, bis dasselbe Verhältniß eintritt. Wenn man glaubt, daß meine Ansicht auf Hirngespinnsten beruhe, so mag man mich widerlegen. Aber ich bitte, daß man die Augen nicht abwende, um sich den Schmerz zu ersparen, den gräßlichen Zustand unsrer gesellschaftlichen Stellung zu sehen."

„Fragte man mich, ob ich voraussehe, was geschehen werde, wenn man die Sachen gehen läßt, wie sie seit einiger Zeit gehen, so würde ich unverholen antworten: Ich glaube es vorherzusehen; aber daß ich nicht wage dazu zu sagen, was ich in der Zukunft sehe. Ich wiederhole nur, daß ich von einem Vulkan gesprochen, der sich öffnen und die Unvorsichtigen verschlingen kann, wenn nicht Frankreich, die große Nation, gleich dem Körper eines Menschen von der Schwindsucht oder jeder andern schleichenden Krankheit befallen, sich aufrafft, fällt und stirbt, ohne zu zucken. Aber dies ist nicht wahrscheinlich, nicht möglich. Ein colossaler Riese kann nicht untergehen wie ein schwaches und gebrechliches Geschöpf. Bevor er stirbt, würde er alle Gewalt seiner wunderbaren Muskeln zusammennehmen, und neue Spuren seiner schrecklichen Kräfte zu-

rücklassen. Zum Schlusse sage ich: Löset das Räthsel der Sphinx oder sie wird Euch zerreißen! — Furchtbar! Wie eine dunkle wetterschwere Wolke, tritt die Zukunft hier vor unsere Blicke, und die Aufstände in Lyon waren nur die ersten Blitze, die sich aus derselben entladen haben.

Hätte dies ein sogenannter Freund des Volkes geschrieben, so würde er vor den Assisen Rede und Antwort haben stehen müssen; denn diese Freunde des Volkes par excellence haben nur zu oft gezeigt, daß sie nur einen Theil des Volkes lieben und den Rest hassen. Und dieser Haß hat den Samen, selbst den guten, den sie säeten, verzehrt und verbrannt, denn nur die Liebe ist fruchtbar. Und um der Liebe aller willen sollte man die in Schutz nehmen, die da leiden, und denen, die da nicht leiden, zeigen, daß man ihre eigne Sache vertheidigt, wenn man dem Elende einer Klasse des Volkes Abhülfe zu verschaffen sucht, daß man die Zukunft der Reichen sichert, wenn man die Gegenwart der Armen verbessert. Diesen aber dienen wollen, indem man jenen flucht, heißt die Menschheit schmähen, und ihre Zukunft gefährden. Doch sind dies immer noch nicht die gefährlichsten Feinde der bestehenden Ordnung. Es giebt deren viel gefährlichere, und zwar die, die da nicht einmal anerkennen wollen, daß die Sphinx der Zeit der Gegenwart ein Räth-

sel zu lösen gegeben hat. Sie werden es zu verantworten haben, wenn, wie der Verfasser der obigen Denkschrift es befürchtet, die Sphinx zum reißenden Thiere wird.

Seit 1836 hat sich unterdeß der Zustand der Fabrikarbeiter in Rouen wieder vielfach verbessert. Die vorzüglichern Wollspinnerarbeiter verdienen gegenwärtig etwa 2 Fr. 50 Cent. und wenn auch die Crisis eine Stockung in die Fabrikation gebracht hat, so scheinen die Fabrikanten nicht nöthig gehabt — vielleicht auch, da die Aufstände in Lyon tiefen Eindruck gemacht, und die Arbeiter zu einer Art von Selbstbewußtsein gekommen sind, nicht gewagt — zu haben, den Preis herabzusetzen, sondern nur die Arbeit zu vermindern, was am Ende für den Arbeiter ungefähr dieselbe Folge hat, d. h. ihn zur Brodlosigkeit verdammt. Der tägliche Gewinn der Weber beläuft sich dagegen noch jetzt im Durchschnitte nur etwa auf 1 Fr. bis 1 Fr. 30 Cent., wodurch diese dann nach dem obigen Budjet noch jetzt, selbst wenn sie stets Arbeit haben, beständig im Rückstande sind, und nur aufs kümmerlichste leben können.

Wenn aber auch augenblicklich eine Verbesserung eingetreten ist, so können morgen wieder andere Verhältnisse sich geltend machen, und wieder Gestaltungen hervorrufen, wie die vom Jahre 1831. Die Wunde ist nur ver-

schartet, aber nicht geheilt. Ja, es scheint oft, als ob sie, unter der Narbe nur um so tiefer um sich greifend, eitere.

Wie sie heilen? das ist eben das furchtbare Räthsel. Und nun gar unsere verkümmerte, homöopathische Zeit und Welt, die vor jedem Radicalgedanken und jeder Radicalcur in Angst und Schrecken zusammenfahren. Wenn ich das Mittel, die Lösung des Räthsels wüßte, und es sagte, so riefen die Kleingeistchen: „Steiniget ihn, den Frevler!"

Ich will daher nur von einer einzigen, der gräßlichsten Seite dieses Unglückes sprechen, von den Kindern. Man hat in allen Fabrikstädten und Flecken Frankreichs öffentliche Schulen angelegt, in denen die Kinder der Fabrikarbeiter unentgeldlich aufgenommen werden. Aber allwärts hat dies nur seltene Früchte getragen. Ich habe früher gesagt, daß ich den moralischen Nutzen solcher Schulen bezweifle, wenn die Kinder gezwungen sind, den größten Theil des Tages in der Fabrik, wo sie dort der Brutalität eines Spinners anheim fallen, zu arbeiten. Aber nicht einmal den Unterricht vermehren sie bedeutend. In Marom bei Rouen, einem Fabrikdorfe von 3000 Einwohnern, bestehen ebenfalls solche Schulen und nur 3 Kinder armer, und nur 50 bemittelter Bewohner des Dorfes besuchen dieselben, obgleich sie dort Alles frei ha-

ben. Die Ursache dieses Umstandes für die unbemittelten Fabrikarbeiter liegt auf der flachen Hand. Sie verdienen eben nur so viel, um sich selbst zu ernähren, und sind daher nothgezwungen, die Kinder, sobald sie Kraft genug dazu haben, anstatt in die Schule in die Fabrik zu schicken. Diese verdienen hier 6 — 10 Sous für 16 — 17 Stunden Arbeit. So lange man den Eltern diese Summe nicht ersetzt, können sie, wie gesagt, durch die Noth gedrungen, die Kinder nicht in die Schule schicken. Die Gesellschaft — bedenkt, daß es sich auch hier wenigstens zum Theile um das Räthsel der Sphinx handelt — könnte verbieten, daß die Kinder länger als einen halben Tag in der Fabrik arbeiten, und dann jeder Familie die andere Hälfte des Tagelohns ersetzen, für die Tage, die das Kind in der Schule zugebracht. Es bliebe ihm dann auch noch Zeit übrig, spielend zu lernen, in die Schule des Lebens zu gehen.

Vielleicht behagt dieser Vorschlag den Staatslehrern nicht, und ich fürchte dies beinahe. Dann mögen Menschenfreunde sich vereinigen, und thun, was geschehen muß, wenn am Ende die Brutalität sich nicht mit dem Unglück, dem Elend, und der halben Erkenntniß desselben paaren und zum reißenden Thiere werden soll!

Doch genug. Unser Ausflug in die Schachte dieser Bergwerke des Elendes hat lange gedauert. Aber ich mag

dieselben nicht verlassen, ohne noch von einem andern Arbeiter zu sprechen, den ich mit Thränen in den Augen, aber mit der Ruhe des innern Friedens in seinen Zügen in denselben antraf.

Theodor Lebreton ist der Name eines imprimeur en indienne, der in der Fabrik ein Mensch geblieben, durch die Zeit und die Ereignisse, die Viele nur zu einem tiefen Menschenhasse, oder besser zu einem stummen, verschlossenen Hasse gegen die Fabrikherrn, geführt haben, zur Erkenntniß seiner selbst, und seiner Würde gekommen, und durch sein volles großes Herz zum Dichter wurde. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich sein Leben, d. h. seine geistigen und physischen Leiden beschreiben wollte. Doch ist dies beinahe überflüssig, denn er sang:

L'insomnie du pauvre.

Au milieu des frimats son sinistre cortége,
Couvert de son manteau du neige,
Janvier reparaissait, et l'hiver, sur ses pas,
Redoublant sa rigueur pour le pauvre si dure,
Déchainait ses autans et tout sa froidure
Triste fléau de nos climats.

Puis la brise du Nord, qui desséche et qui ride,
Passant avec son soufle aride,
Avait cristallisé la surface des eaux.
Comme pour imiter la nature engourdie,

Tout semblait immobile, et l'active industrie
Avait suspendu ses travaux.

Rendant du travailleur la détresse plus grande
La voix du chef, qui les commande,
Prononce cet arrêt, dont le coup frappe au coeur:
„Ouvriers, de vos bras je ne sais plus rien faire,
„Attendez, pour manger, que le temps moin sévère
„Vous rappelle à votre labeur."

Et chaque prolétaire, après cette sentence,
Sans secours pour son existence,
Retournait vers son toit, calamiteux abri,
Ou l'affreuse misère, avec toutes ses larmes
Allait lui faire encor des plus rudes alarmes
Entendre le funeste cri.

Un de ces artisans, dans son ame agrandie
D'une sainte philosophie
Cherchait à renfermer le grain consolateur;
Essayant d'alleger son éternel supplice,
Vers le ciel, dont sa voix emplorait la justice,
Il faisait monter sa douleur.

Mais il souffroit toujours, comme d'une agonie
Il souffroit de tout sa vie
Car il voyoit les siens lutter avec la faim.
Il voyoit, engourdis par le froid que les serre
Sanglotter ses enfans dans les bras de leur mère,
Lui demandant du feu . . . du pain.

Et rien pour apaiser les cris convulsives
De la faim aux dents corrosives;
Rien pour alimenter leur foyer qui s'éteint!
„Quoi! tout va s'engloutir aux main de l'opulence,"
S'ecriait il „et c'est au sein de l'abondance
„Que la famine nous atteint!"

Le soleil n'avait point terminé sa carrière
Que deja, froids comme la pierre,
Ces fantômes gisaient sur leurs tristes grabats;
C'est la que l'indigent, brisé par la souffrance,
Invoquait tour à tour la mort et l'espérance,
Ombres qui ne repondoient pas.

Non, rien ne répondoit aux cris de sa détresse;
Le sommeil, dont la main caresse,
Restait pour sa douleur muet comme la mort;
De la nuit, qui trop tôt visitait sa demeure,
Le timbre du clocher sonnoit la dixième heure,
Et le pauvre veilloit encor.

Perçant l'obscurité de sa vitre neigeuse,
Une auréole lumineuse
Eclairait tout à coup son chevet toujours noir;
Car en face du toit, ou le pauvre a son gîte,
Resplendit un hotel, que l'opulence habite,
Hotel ou l'on danse le soir.

De ses salons dorés, ruisselans de lumière,
Le reflet en clarte legère
Montait frapper ses yeux comme un mouvant fanal;
Et puis dans le lointaine, ainsi qu'au bruit de l'orage;
Il entendoit rouler le pompeux équipage,
Apportant la molisse au bal.

La fète commançait, ses vives symphonies
Pour lui n'avaient point d'harmonies,
Car de son désespoir il n'etait plus vainceur
La voix de ses tourments ne pouvait plus se taire;
A l'aspect de ces jeux, un transport de colère
Venait de passer dans son coeur.

„Quoi, s'est-il ecrié, dans ce palais on danse!
„Ici le faste et l'abondance,

„Ici tous ces plaisirs, tous ces ébats joyeux!
„Est là, dans ce chaos d'atmosphères impures,
„La faim, toujours la faim et toutes ses tortures,
„De nos jours font des jours affreux!"

„Ici dans leur splendeurs, le luxe et la richesse
„Leschall, la robe de duchesse
„L'or et les diamants, les couronnes de fleurs!
„Et là, sous un lambeau, guenille lacèrée,
„Gemissent des enfans, une mère éplorée,
„Qui les inonde de ses pleures!"

„Ici l'éclat des jeux et l'enivrante orgie,
„Le feu qui ranime la vie;
„La molle volupté qui sourit à l'orgueil!
„Et là des affamés qui crispent leurs mains vides,
„Des êtres expirans, des cadavres livides
„Qui semblent sortir du cercueil!"

Il criait, exalté par la douleure qui tue:
„Riches, eloignez de ma vue
L'insultante clarté que je ne veux plus voir!"
Puis un choc convulsif engourdit sa tête;
Puis, avec le prestige et l'éclat de la fète
Le dissipait son désespoir.

Par pitie pour ses maux, le sommeil quil implore,
Le visitait avec l'aurore;
Calme comme la mort il reparait enfin;
Mais deja, le rendant à tout sa misère,
Chacun de ses enfans, en ouvrant la paupière
S'eveillait en criant: j'ai faim!

Wenn sich der Poet in die Stellung eines Unglücklichen hineindenkt, so findet er oft Worte, die der Wahrheit nahe genug liegen. Hier aber ist jeder Gedanke ein

Ereigniß aus dem Leben des Dichters, und er hat es mit seinen eignen Ohren gehört, wenn ihm seine Kinder beim Erwachen: Wir haben Hunger! entgegen schrien. Und nur ein so reiner Mensch, ein so gemüthvoller Poet, wie Lebreton, kann den Luxus des Reichthums in sein Elend hineinglänzen sehen, ohne zum Hasse angeregt zu werden. Bei der Mehrzahl der französischen Arbeiter regt sich dieser Haß — und wer wagt es, sie deswegen zu verdammen? — von dem Augenblicke an, daß sie überhaupt zum Denken gelangen, und nicht mehr wie das Thier in den Tag hineinleben. Und beinahe von Stunde zu Stunde mehrt sich die Zahl derselben. Nur wenn die Reichen in Frankreich sich der Armen annehmen, wenn sie ihnen thatsächlich zeigen, daß ihnen ihr Unglück zu Herzen geht, mit einem Worte: nur durch thätige Liebe können sie diesen Haß und seine für die Zukunft furchtbar drohenden Folgen entwaffnen.

Aber wieder zu unserm Dichter zurück. Ein anderes Lied ist zu schön, um es nicht mitzutheilen.

L'oiseau captif.

O! merveille! j'ai vu l'oiseau plein d'harmonie
Eclore dans le nid qui soutient l'arbrisseau;
Il respire un air pur, mais quel tyrannie!
Deja la main de l'homme, au funeste genie,
L'arrache à son humble berceau.

Que je plains son destin, il est captif . . . La cage
Est pour lui l'univers : il ne verra jamais
Tout l'éclat un ciel bleu, ni l'ombre du bocage,
Les fleurs qui le printemps jette sur son passage,
Ni l'arbre immense des forêts.

Il ne s'unira point à la troupe joyeuse
Des siens, qui nous voyons s'élever dans les airs,
Et lorsqu'ils chanteront la nature amoureuse
Il ne mêlera pas sa voix mélodieuse
A leurs delicieux concerts.

Il connaitra bientôt sa funeste disgrâce;
Son aile, faible encor, commence à s'agiter;
Il rêve ses accens, et chaque jour, qui passe,
Lui révèle que Dieu le jeta dans l'espace
Pour être libre et pour chanter.

Il chante; et de sa voix un écho qui l'appele
Semble lui repeter: Vole, prends ton essor!
Il s'elance; — soudain son téméraire zèle
Croit renverser l'écueil, mais il brise son aile,
Et retombe moins libre encor.

Ce coup porte à sa vie une cruille ateinte.
Il la voit se flétrir dans sa captivité;
De sa vibrante voix l'harmonie est éteinte;
Il meurt esclave enfin! et sa derniére plainte
Est un soupir de liberté.

O! mon triste destin! je crois te reconnaitre,
Au destin de l'oiseau, qui j'aime à reveler.
Esclave comme lui, comme lui dans mon être
Je sens que la nature, et soupire, et fait naître
Des chants qui voudroient s'envoler.

Mais lorsque chaque jour ma poitrine est pressie
Par l'air impur et lourd qui pèse sur mes sens,
Quand mon ame languit sans son aile glacée,
Et qu'un tourment secret écrase ma pensée
Ma faible voix n'a plus d'accens.

Mais calme et résigné, je subis la sentence
Du juge souverain, arbitre de mon sort;
Dans mon obscurité, revant l'independance,
Je verrai terminer ma fragile existence.
Repos, liberté, dans la mort.

Es schildert dies schöne Lied das innere Wesen des Dichters so klar als möglich. Es spricht des unglücklichen Arbeiters herzzerreißende Verzweiflung mit der wehmuthvollsten Hingebung aus, indem er Freiheit und Ruhe nur vom Tode hofft. — Die unendliche Mehrzahl der französischen Fabrikarbeiter, die wie er durchs Leben und durch die Ereignisse zum Denken gekommen sind, haben einen andern Wahlspruch als den: liberté, repos dans la mort! und schrieben in Lyon auf ihre Fahnen: vivre en travaillant, ou mourir en combattant, und sie verstehen meist unter dem vivre etwas Anders als sechszehn Stunden Arbeit, um ein Mittags- und Abendbrodt gegen den Hunger und ein Dach gegen das Wetter zu gewinnen.

Die höchsten Wohlthäter der Menschheit sind die Erfinder von Maschinen, und der, der die erste Spinn- und Webemaschine erfand, sollte wenigstens als Heiliger in dem Calender der Menschheit eingeschrieben stehen. Die Wilden, die Alten hätten aus ihm einen Gott gemacht, und ich weiß nicht, ob ich arg Aergerniß an seinem Gottesdienste nehmen würde. Jede Fabrik, die durch Arbeiter geführt wird, ist ein Krebsschaden an der Gesellschaft, der um sich frißt und Alles, was ihm nahe kommt, verdirbt. Die Maschinen sind das heilende Messer, das jenen ausschneidet. Es schmerzt dieser Schnitt zwar meist, wie jede Operation; er verletzt die nahe liegenden Glieder; seine erste Folge ist daher meist ein Wundfieber; aber dann heilt die Wunde zu, und der Leib wird gesund. So lange nicht alle Fabrikarbeit durch Maschinen getrieben wird, und die Mehrzahl der rüstigen Hände das Land pflügen, oder den Hammer, das Beil, den Meißel und die Kelle führen, wird die Gesellschaft nicht gesund sein; so lange eine bedeutende Anzahl der Bewohner eines Landes Maschinendienst versehen, wird das ganze Land die Folgen tragen, werden seine Bürger verthieren, die Einen durch die Zernichtung der Andern bestehen und diese auf die Zernichtung jener ihre letzte Hoffnung gründen. Es ist nicht möglich, daß ein solcher Staat zu einer naturgemäßen, des Menschen wür-

digen Stellung, seinen eignen Bürgern gegenüber, gelangt, und er muß entweder die Brutalität verewigen, die Menschheit durch Armengesetze beschimpfen, oder zulassen, daß die Maschine platzt und Alles zerschmettert, was ihr nahe ist. Wir stehen vielleicht am Vorabende einer solchen Explosion für England, so wie für einzelne Theile Frankreichs.

Die Fabrikarbeiter sind die erklärtesten Feinde der Maschinen. Die erste Spinnmaschine, die 1787 von England nach Rouen kam, wurde 1789 von den dortigen Arbeitern zerstört, und so oft eine neue Maschine eingeführt und eingerichtet wird, erneuern sich die Aufstände der Arbeiter gegen dieselbe. Wenn sie halbwegs ihre Lage würdigten, sie trügen dem Einführer eine Bürgerkrone entgegen. Aber sie fühlen eben nur, daß sie selbst Maschinen sind, und durch die neue theilweise überflüssig werden. Der Hunger führt sie dann dazu, den strengen Arzt erwürgen zu wollen. Fürwahr ich glaube nicht, daß ich ein hartes Herz habe, aber ich glaube auch nicht, daß, wenn morgen am Tage alle Fabrikarbeit durch Maschinen getrieben würde, und alle Fabrikarbeiter auf eine Zeitlang gegen noch tieferes Elend als ihr tägliches Leben ankämpfen müßten, mein Schmerz größer sein würde, als er ohnedies ist; denn

ich würde einen kräftigen Trost darin finden, daß so viele Tausende nicht mehr, wie Lebreton von sich selbst, sagen würden:

La pensée a brisé mon ame
Le travail a brisé mon corps!!

Société pour le patronage des jeunes liberés.

Rouen, — 1837.

Wir haben gesehen, in welchem trostlosen Zustande die Kinder der Fabrikarbeiter leben; wie sie verlassen und aufgegeben in den Tag hineinwachsen; arbeiten, so lange ihnen der Fabrikherr zu thun giebt, und hungern, sobald die Arbeit stockt. Moralisch verwildert, wäre es ein Wunder, wenn ihrer nicht eine ziemliche Zahl jährlich vor Gericht erschienen, um Rechenschaft über die Vergehen abzulegen, zu denen sie durch die Noth und durch ihren moralischen Zustand geführt werden.

In den Jahren 1832—1835 wurden 171 Kinder in das Gefängniß von Rouen (Bicêtre) gebracht; und zwar 61 in Rouen, 12 in Dieppe, 8 in Havre, 5 in Paris, 10 in Elbeuf und die übrigen 75 in verschiedenen Gemeinden gebürtig. Die Zahl ist groß genug, aber

man muß gestehen, daß es nach den Schilderungen des Zustandes der Arbeiter in Rouen beinahe zu verwundern, daß sie nicht noch größer ist.

Diese jungen Verbrecher waren bis vor ein paar Jahren, wie dies noch heute in den meisten Gefängnissen Frankreichs der Fall ist, sich selbst überlassen, oder besser den Lehren der Erwachsenen und im Verbrechen ergrauten Bewohner des Gefängnisses anheim gefallen. Einmal die Schwelle desselben, in Folge eines Nothdiebstahls, oder der Vagabondage, übertreten, war ihr Geschick entschieden; die Laufbahn des Verbrechens wurde fast unfehlbar die ihrige, und eine große Zahl derselben beendigten diese auf den Galeeren. In den Jahren 1826 —1831 wurden 133 solcher junger Verbrecher aus dem Bicetre entlassen, und 137 von diesen wurden rückfällig und ihrer funfzig wurden nach Gaillon, dem Centralgefängnisse des Departements de l'Eure, oder auf die Galeeren geschickt.

Es ist gräßlich, wenn man sieht, wie lange oft der von aller Welt anerkannte und gebrannntmarkte Unsinn noch fortbestehen kann. Es giebt in Frankreich kaum einen denkenden Menschen, der nicht hundertmal gehört oder gelesen hat, daß es ein wahres Verbrechen, die jungen Sträflinge sich selbst und dem Beispiele vollendeter Bösewichter zu überlassen; der nicht wüßte, daß es

eine Pflicht der Gesellschaft ist, sich dieser unglücklichen Geschöpfe anzunehmen, und ihnen durch Erziehung, und Gewöhnung zur Arbeit eine Zukunft zu sichern. Und trotz dem geschieht nur selten, nur ausnahmsweise Etwas, um sie vom Wege des Verbrechens abzulenken. Wenn man bei jedem Mörder die Kettenreihe übersehen könnte, die er durchlaufen, bis er im Bösen hinlänglich erstarkt, um das Mordmesser zur Hand zu nehmen, so würde sich nur zu oft, vielleicht unter dreimal zweimal, zeigen, daß auf die Gesellschaft selbst die Verantwortung des Verbrechens fällt, für die sie am Ende das Leben, oder wenigstens die Freiheit des Missethäters unerbittlich fordert. Es ist dies Alles um so gräßlicher, wenn man sieht, wie wenig oft, nur guter Wille, dazu gehört, um zu ändern, zu bessern. Zwei Männer in Rouen, die Hrn. Eme Lecointe und Henry Duhamel sollten in Bezug auf die jungen Sträflinge hierfür den schlagendsten Beweis liefern. Sie sahen den trostlosen Zustand derselben, und beschlossen, ihm abzuhelfen, und widmeten dann diesem Streben einen Theil ihrer Zeit. Sie machten am ersten Februar 1833 bei dem comité cantonnal gratuit pour l'instruction primaire à Rouen den Antrag, eine Schule des wechselseitigen Unterrichts in dem Gefängnisse Bicêtre zu errichten, und bereits am 21ten desselben Monats wurde diese eröffnet, und die beiden

genannten Menschenfreunde übernahmen es selbst, den jungen Gefangenen den erforderlichen Unterricht zu ertheilen. Von diesem Tage an waren sie unausgesetzt die Leiter der Schule, gaben täglich mehrere Stunden Unterricht, und verfolgten bald ihren Plan zur Regeneration der jungen Sträflinge noch weiter. Am 15. Mai 1833 machten sie bei dem Präfect den Antrag, 4000 Fr. zu Schuster-, Schneider-, Weber- und Schreinerwerkstätten der Administration des Gefängnisses zu überweisen. Der Antrag wurde genehmigt, und dann die Werkstätten eingerichtet.

Unterricht und Arbeit waren die Mittel, durch die sie die Zukunft ihrer Schutzbefohlenen zu sichern hofften. Aber es genügte nicht, daß die jungen Gefangenen in dem Gefängnisse durch diese beiden Hebel zu andern Menschen wurden, wenn man sie, nachdem ihre Strafzeit abgelaufen war, wieder schutz- und brodtlos, und unter dem Fluche des Vorurtheils, das jedem entlassenen Gefangenen entgegentritt, in die Welt hinausgestoßen hätte. Das fühlten denn auch sehr bald diese beiden Männer, und so bildete sich am 26. Decbr. 1834 auf ihr Betreiben eine Société pour le patronage des jeunes libérés, die bereits im ersten Jahre eine Summe von 2780 Fr., und bis zum 1ten Juni 1835 10,199 Fr. 95 C. aufgebracht hatte.

Die Herren Lecointe und Duhamel standen dem Unterricht der Kinder vor wie nach vor, und die Gesellschaft übernahm es, dieselben nach ihrer Befreiung unterzubringen. Ueber Beides ein paar Worte aus den Raporten dieser Gesellschaft. In Bezug auf den ersten Punkt heißt es: „Die Stellung der jungen Gefangenen hat seit zwei Jahren total geändert. Sie haben das Bewußtsein des Guten und Bösen; die Unterweisungen, die sie erhalten, lehren sie ihre Pflichten gegen Gott; sie beten gemeinschaftlich und wohnen dem Gottesdienste mit Andacht bei; fast alle können lesen, schreiben und rechnen; die ihnen übrig bleibende Zeit wird dazu verwendet, sie in einem Handwerke zu unterweisen, und mehrere dieser jungen Leute können als Gesellen angestellt werden, und ihren Unterhalt verdienen."

In Bezug auf das Unterbringen der befreiten Sträflinge aber heißt es in dem Raport der Gesellschaft (1835): „Die doppelte Bemerkung, (daß die Fabrikstädte mehr junge Verbrecher liefern, als die Ackerbau treibenden Cantone, daß in diesen größere Moralität herrscht) hat uns dazu geführt, einzusehen, daß die jungen befreiten Sträflinge so viel möglich zum Ackerbau verwendet werden sollten, damit sie weniger schlechten Gesellschaften ausgesetzt seien, und sich an ein arbeitsames Leben ge-

wöhnen. Aber ein Hinderniß, das sich oft wiederholt, trat der Ausführung dieses Planes entgegen."

„Die Mehrzahl dieser Sträflinge waren von ihrer Jugend an sich selbst überlassen; sie haben alle Folgen des Elendes ertragen müssen, und ihre physische Kraft hat darunter gelitten! Man würde sich in der Regel irren, wenn man ihr Alter nach dem äußern Ansehen bestimmen wollte. Andere ziehen weniger anstrengende Arbeiten vor; und wir sind gezwungen, ihrem Geschmacke hierin zu folgen, denn es würde nicht dienlich sein, ihren Beruf zu ändern."

„Das Vorurtheil, das die befreiten Sträflinge zurückstößt, ist ebenfalls tief eingewurzelt. Wie viele abschlägliche Antworten haben wir nicht erhalten! Wie viele Leute haben nicht philanthropische Wünsche in der Theorie, die sie in der Praxis verleugnen!" .....

„Unter diesen Umständen durften wir uns auf viele abschlägliche Antworten gefaßt machen. Diese Stimmung hat uns weder in Erstaunen gesetzt, noch abgeschreckt."....

„Wenn wir viele abschlägliche Antworten erhalten haben, so müssen wir dagegen die gute Stimmung derjenigen, die unsere Anträge angenommen haben, und die selbst sich zum Voraus für zukünftig zu befreiende Sträflinge einschreiben lassen, verkünden. Handwer-

ker, wenig vom Glücke begünstigt, waren großmüthig und vertrauend; unsere Sträflinge, an dem häuslichen Herde aufgenommen, wurden die Kinder der Familie; sie fanden hier guten Rath und die besten Lehren, um ihr Handwerk auszuüben. Einer von diesen Handwerkern sagte uns gerührt: „Ich selbst war eine Waise, verlassen und ohne Hülfsmittel; ein theilnehmender Mann hatte Mitleiden mit meiner Lage, er lehrte mich großmüthig sein Gewerbe, und ohne Zweifel nur ihm verdanke ich, daß ich ein guter Bürger und guter Vater geworden bin. Heute will ich abzahlen, was er mir gegeben." Er hat Wort gehalten, er hat einen tüchtigen Arbeiter gebildet, dessen Existenz gesichert und dessen Benehmen ausgezeichnet ist."

Ich habe schon oft von dem Arbeiterstande in Frankreich gesprochen, und behauptet, daß er der einzige Stand ist, der hier eine Zukunft hat, und sehe in den obigen Bemerkungen nur ein Beispiel mehr für meine Ansicht, wie sich diese jedem Reisenden in Frankreich Schritt für Schritt darbieten muß. Doch dies nur beiläufig, und wieder auf unsere Gesellschaft zurück.

Weiter unten heißt es in dem Raporte: „So oft es möglich war, haben wir die Familienbanden wieder herzustellen gesucht. So wurden mehrere Kinder ihren

Eltern zurückgegeben, und ihre Stellung durch Beisteuern, die mit Umsicht ertheilt wurden, gesichert."

Unterricht, Arbeit, Gewöhnung an dieselbe, ein Handwerk, und so weit möglich eine gesicherte Zukunft, sind hiernach die Mittel, die man anwendet, um die jungen Sträflinge der Gesellschaft zurückzugeben, um sie vor dem Rückfalle zu sichern.

Hier endlich das nothwendige Resultat:

	Entlassene junge Sträflinge.	Rückfällige,				Auf die Galeeren oder in das Centralgefängniß des Dep de l' Eure abgegangen.	Total der Rückfälle.
		1mal	2mal	3mal	4mal		
1826	16 —	5	3	3	2		
1827	23 —	7	3	2	1		
1828	20 —	5		1	—		
1829	25 —	5	4	2	3		
1830	20 —	6	1	1	—		
1831	29 —	6	2	1	1		
Total	133	34	16	10	7	50	117

Dieselbe Uebersicht von 1833—1835.

1833	38 —	3	—	—	—		
1834	36 —	5	2	—	—		
1835	47 —	6	—	1	—		
	121 —	14	2	1	—	—	17

Während also in den Jahren 1826 — 1831 von 133 entlassenen jungen Sträflingen 117 rückfällig wurden, trat seit der Eröffnung der Schule und der Einrichtung der société pour le patronage ein Verhältniß ein, das bei 121 entlassenen Sträflingen nur 17 Rückfälle zeigt. Man könnte das beinahe ein wunderbares Resultat nennen, aber es ist eben nur ein ganz natürliches; und das Wunderbare an der Sache ist nur, daß man sich vielleicht noch hier und da darüber wundern wird.

Hr. Duhamel hatte die Güte, mich ins Gefängniß zu begleiten, wo ich seine Schule und seine Schüler in Augenschein nehmen konnte. Ich habe ein inneres Grauen vor Allem, was Gefängniß heißt, und als die Riegel der ersten Thüre sich hinter mir zuschlossen, überlief es mich kalt. Nur die gewisse Hoffnung, einmal in einem Gefängnisse, die bis jetzt fast ebenso viele Schandpranger der Gesellschaft waren, auch eine des Menschen, der Menschheit und der Menschlichkeit würdige Einrichtung zu finden, ließ mich mein inneres Widerstreben überwinden. Fünf, sechs andere Thüren öffneten sich noch vor uns und schlossen sich wieder hinter uns zu, ehe wir endlich in das Quartier der Kinder kamen. Diese waren eben beim Mittagsessen. An zwei langen Tischen saßen etwa sechszig bis siebzig Knaben, dem Anscheine nach von 10 — 15 Jahren. Am äußersten Ende der beiden

Tische stand ein dritter Tisch, an dem drei Knaben saßen. Alle waren mit schwarzgrauen Jacken, Hosen, einer Mütze, und Holzschuhen bekleidet. Die drei Knaben, die an dem kleinen, die beiden andern beherrschenden, Tische saßen, waren der Sergeant-Major und zwei Sergeanten. Die übrigen Sträflinge waren in Esconaden abgetheilt und an der Spitze jeder Esconaden befand sich jedesmal ein Corporal oder Sergeant-Major; die Sergeanten und die Corporale hatten die bei den Soldaten gebräuchlichen Abzeichen, leinene oder silberne Streifen auf dem Arme.

Als wir eintraten, erhoben sich Alle, ohne ihren Platz zu verlassen. In der Art aber, wie sie ihrem Wohlthäter im Chor: bon jour, Monsieur Duhamel! zuriefen, lag eine solche vertrauliche Ehrerbietigkeit, wie ich mich erinnere, sie nur in meinen Kinderjahren, als ich zur ersten Communion vorbereitet wurde, unserm geistigen Lehrer gegenüber wiedergesehen zu haben. Es that mir dieser Gruß im Herzen wohl, und er hätte genügt, um mir zu beweisen, daß hier Vieles zum Wohle dieser Kinder geschehe.

Das Mittagsessen war beinahe beendet, als wir ankamen. Ich sah nur noch, daß sämmtliche Kinder ein, wie mir schien, kräftiges und gesundes Gemüse mit

etwas Fleisch vor sich hatten. Ob sie täglich Fleisch erhalten, oder nur ein paar Mal wöchentlich, wüßte ich nicht mehr zu sagen, obgleich ich glaube, daß mir Herr Duhamel darüber Auskunft gab. Es war mir nur um das moralische Resultat zu thun.

Nachdem das Mittagessen vollendet war, stimmte der Sergeant Major ein einfaches, aber deswegen nicht weniger ergreifendes Gebet an, das die übrigen Knaben in Andacht nachsprachen. Dann erhob der kleine Befehlshaber seine Stimme und commandirte zum Aufbruche. Aber seine Untercommandanten, die Sergeanten und Corporale wiederholten sein Commando, und so zog die kleine Schaar in Reihe und Glied schritthaltend aus dem Saale heraus. Rechts um! Links um! Vorwärts Marsch! gings über den ersten kleinen Hof in einen zweiten größern, wo sich dann das Regiment aufs Commando seiner Anführer aufstellte. Hier besichtigten alle Corporale ihre Abtheilung, und sahen nach, ob die Kleider, die Holzschuhe in Ordnung, ob Hand und Gesicht gehörig gewaschen, und notirten jeden Riß in Jacke und Hose, und jeden Schmuz an Hand und Gesicht. Endlich befahl der Commandirende, die Reihen aufzulösen, worauf die Sträflinge, Arm in Arm, drei, vier, fünf zusammen, sich während einer halben Stunde in dem Hofraume ergehen konnten. Einer der Sergeanten, l'officier du jour, behielt die Aufsicht,

und beobachtete die ganze Schaar, damit nichts Ungebührliches vorfalle.

Ich gestehe, daß mir diese militairische Art, obgleich ich wahrlich nicht gestimmt war, zu kritisiren, im ersten Augenblicke, einen unangenehmen Eindruck machte. Ich hatte Aehnliches in Privatschulen gesehen und dort fand ich diese Afferei so elend und so unpractisch als möglich. Soldatenpuppen aus den Kindern zu machen, ist eine wahre Todsünde, eine Erbsünde des napoleonischen Lebensbaumes, für die der Erlöser noch lange nicht überall in Frankreich erschienen ist. Hier in dem Gefängnisse aber kam mir bei näherm Betrachte die Sache doch nicht so unpractisch vor. Die große Mehrzahl dieser Knaben waren Vagabunden, an das wüsteste und ordnungsloseste Leben gewöhnt. Ihnen Ordnung, Regelmäßigkeit, Reinlichkeit beizubringen, ist sicher eine der schwersten Aufgaben ihrer Lehrer, und ich glaube, daß es nicht leicht sein würde, für sie ein besseres Mittel zu finden, um diesen Zweck zu erreichen, als das, sie einer strengen militairischen Disciplin zu unterwerfen; und so lange man eben kein anderes gefunden hat, mag man dasselbe anwenden, wenn es auch, von einer andern Seite betrachtet, wieder seine üblen Folgen haben wird.

Nach Ablauf der Freistunde rief die Stimme des Sergeant Major die Sträflinge wieder in Reihe und Glied, worauf sie dann in die Schulstube zogen. Ich

habe nicht nöthig zu beschreiben, wie es in einer Schule des wechselseitigen Unterrichts zugeht. Die Sträflinge lernten hier Lesen, Schreiben und Rechnen, und eine bedeutende Anzahl der Anwesenden waren bereits in diesen drei Unterrichtsgegenständen zu einer Vollkommenheit gelangt, die man selten in den untern Schulen erreicht, fast nie überschreitet.

Zur Ausbildung der Moral erhalten sie Religionsunterricht, und wöchentlich eine Vorlesung aus guten moralischen Büchern. Die Hauptsache aber thun wohl hier die täglichen Ermahnungen der sie unterrichtenden Menschenfreunde, die Arbeit, der Unterricht selbst, die Ordnung, und endlich das allmählig in den Kindern aufsteigende Bewußtsein, daß sie nicht mehr von Gott und der Welt verlassen sind, und das Erkennen der Opfer, die Ehrenmänner für sie bringen. Die Aufführung der Sträflinge verschafft ihnen die verschiedenen Grade des Sergeant-Majors, der Segeanten und Corporale, wodurch dann bald ihre junge Ehrbegierde angeregt, und sie zum Bessern getrieben werden. Endlich macht die Gesellschaft zur Patronage der Sträflinge den besten, fleißigsten und ordentlichsten Schülern von Zeit zu Zeit ein kleines Geldgeschenk von 50 oder 25 Fr., die für sie in die Sparkasse niedergelegt werden.

Ich besuchte, ehe ich das Gefängniß wieder verließ,

mit Hrn. Duhamel noch eine Bürstenbinderwerkstätte, in der die Knaben nach den Schulstunden zusammen, und unter Aufsicht eines Meisters aus der Stadt — die jungen Sträflinge werden gewiß mit Recht so viel möglich von allen andern Gefangenen fern gehalten — arbeiten.

Ich muß gestehen, daß ich selten eine öffentliche Anstalt besuchte, aus der ich ein so innig beruhigendes Gefühl mit nach Hause nahm. Es that mir nicht allein wohl, daß hier so viele Unglückliche der Menschheit wieder gewonnen würden, sondern auch und beinahe mehr, daß der gute Wille von zwei Ehrenmännern genügen konnte, um dies Resultat zu erreichen. Ja! es giebt keine nothwendige Verbesserung, die sich nicht geltend machen muß, wenn nur ein einziger willenskräftiger Mensch die Durchsetzung derselben ernstlich beabsichtigt. Nur der erste Schritt ist hier schwer, und kostet Opfer; ist dieser aber gethan, so ist Alles erreicht, und der Rest nur noch eine Frage des Früher oder Später. Die Herren Lecointe und Duhamel wollten den Zustand der jungen Sträflinge verbessern, und weil sie wollten, geschah, was geschehen mußte. Sie selbst wurden zu den Lehrern derselben im Gefängnisse, und, einmal dieser erste Schritt gethan, so sahen wir die Folgen desselben sich fast ohne allen Kraftaufwand entwickeln. Werkstätten werden errichtet

und endlich bildet sich eine Gesellschaft, um auch für die Zukunft der Sträflinge zu sorgen. Für das Depart. der untern Seine ist also Alles geschehen, was auf diesem Felde geschehen konnte, und nur noch ein Schritt fehlt, um ganz Frankreich an der Wohlthat ähnlicher Institutionen Theil nehmen zu lassen. Hier reicht freilich die Kraft des Einzelnen kaum aus; aber wenn wir sehen, daß die Gesellschaft zur Patronage junger Sträflinge bei der Regierung die Errichtung von Centralgefängnissen für ihre Schützlinge in ganz Frankreich beantragt, und diesen Antrag auf die unwiderleglichen, siegreichen Resultate ihrer Erfahrung stützt; wenn jetzt die Errichtung solcher Centralanstalten für die nächste Zukunft kaum mehr zweifelhaft ist; so wird es nur noch klarer, daß bis in die letzten Consequenzen sich eine Wohlthat, ein Fortschritt geltend machen muß, wenn erst ein Einzelner ihn in dem kleinen Kreise, der ihm seine Gränze steckt, gewollt hat. Merkt's Euch, Ihr Menschenfreunde!

Auf dem Heimwege kam ich an einer Fabrik vorbei, die ich gestern besucht hatte, und da schoß ein anderer Gedanke in mir auf.

Also muß ein Fabrikarbeiter in Rouen, wenn er seine Kinder liebt, und ihr Wohl will, ihnen sagen: Gehet und stehlet! Furcht-

bar! Und um so furchtbarer, je wahrer. Ist es doch, als ob der Mensch erst seinem Nachbar thatsächlich zeigen müsse, daß er ihm Uebels thun könne, ehe er sich um denselben kümmert. In Rouen leben Tausende von Arbeiterkindern, die ohne alle Lehre, ohne allen Unterricht in die Welt hineingestoßen werden, die mit ihren Eltern Hunger und Kälte theilen, die von der frühesten Jugend auf durch die unnatürlichste Anstrengung körperlich und geistig zernichtet werden. Und kein Mensch kümmert sich um sie. Erst von dem Augenblicke an, daß sie zu Verbrechern werden, hält sie die Gesellschaft der Aufmerksamkeit würdig, und zwar meist nur, um sie die Schärfe des Gesetzes fühlen zu lassen, gegenwärtig in Rouen, Dank jenen Braven! um sich ihrer anzunehmen, sie zu unterrichten, ihnen ein Gewerbe zu geben, und für ihre Zukunft zu sorgen. In Frankreich hört man oft von Leuten, die kleine Verbrechen begehen, um im Gefängnisse Schutz gegen Hunger und Kälte zu finden; und wenn wirklich in ganz Frankreich Erziehungs- und Versorgungsanstalten für junge Verbrecher errichtet werden, so müßte es wunderbar zugehen, wenn nicht auch mit der Zeit die Väter ihren Kindern sagen sollten: „Ich liebe Euch, und aus Liebe zu Euch befehle ich Euch, zu stehlen!"

So lange nicht die Gesellschaft das Uebel an der Wurzel angreift, so lange sie nicht, anstatt die äußere

Eiterbeule zu heilen, die Säfte des Körpers zu reinigen strebt, wird die Unnatur stets zu ähnlichen Auswüchsen, wie die oben angedeuteten, führen müssen. An dem Tage aber, wo man, anstatt für die jungen Verbrecher zu sorgen, sich der jungen Nichtverbrecher, die das Unglück als zukünftige Zöglinge der Verbrecherschulen mit dem Stempel seines Zornes bezeichnet hat, annimmt, sie belehrt, sie zur Arbeit anhält, und für ihre Zukunft sorgt, müssen die Verbrecherschulen selbst überflüssig werden.

Und dahin wird und muß es kommen. — Die Sphinx! Die Sphinx!

Die Handwerker.

Rouen, — 1837.

Der Handwerker steht in Rouen hoch über dem Fabrikarbeiter. Rüstig bei der Arbeit, ist er, wenn er auch in dieser Beziehung dem deutschen Handwerker nachsteht, meist viel aufgeklärter, und sieht oft klarer, sowohl in Bezug auf die Kunstseite seiner Arbeit, als insbesondere in Bezug auf alle andern gesellschaftlichen Zustände. Die Julirevolution hat auf sie eine ganz besondere Wirkung ausgeübt. In Paris waren sie es eigentlich, die den Kampf entschieden, und die damals nach Paris reisenden und von dort kommenden Handwerker verbreiteten durch ihre Erzählungen den Geist, der sie in der Hauptstadt zum Handeln veranlaßt hatte. Es sind hieraus Mißwüchse hervorgegangen; im Ganzen aber hat dieser Umstand das Selbstgefühl dieser Klasse vermehrt, und das ist am Ende ein Glück; denn nur der gilt Etwas, der sich selbst schätzt. Die Ueberschätzung aber ist der Auswuchs, von dem ich sprach, und auch diesem begegnet man. Der

Aufschwung der Presse ist hier ebenfalls nicht ohne Folgen geblieben. Eine bedeutende Anzahl der Handwerker schloß sich fast überall in Frankreich bald den verschiedenen Oppositionen an, und diese verbreiteten unter dieselben Schriften, oft gutes, oft schlechtes Zeug. Die allgemeine Folge davon war dann nach und nach das Bedürfniß, sich mehr und mehr aufzuklären, zu lesen, und so sind jetzt die Arbeiter die Mehrzahl der Abonenten auf alle wohlfeilen Ausgaben der französischen Classiker. Man kann sicher sein, bei den meisten einen ziemlichen Schatz von Wissen und eine kleine Bibliothek — Buffon, Corneille, Berenger, J. J. Rousseau, P. S. Courrier ꝛc. — zu finden. Und wie man auch über Einzelne dieser Schriftsteller denken mag, so wird man doch nicht leicht bestreiten, daß das Geld zu ihrer Anschaffung besser verwendet ist, als wenn es, wie sonst, in den Cabarets vertrunken würde.

Das Bedürfniß der Aufklärung, das sich im Handwerkerstande regte, mußte bald zur Folge haben, daß sich Männer der höhern Klassen der Gesellschaft berufen fühlten, demselben, so viel an ihnen liegt, Genüge zu leisten. Nie noch fehlte es an ergebenen Herzen, sobald dieselben im Ernste durch den Geist der Zeit und die Verhältnisse aufgefordert wurden zu handeln. So auch hier.

Im Jahre 1834 schlug in Rouen die société d'e-

mulation vor, öffentliche Course über Handelsrecht, Buchhaltung und Geometrie zu halten und augenblicklich fanden sich uneigennützige Volksfreunde, die ihre Zeit, ihre Mühe und ihr Wissen zu opfern bereit waren. Schon im ersten Jahre nahmen an diesen verschiedenen Vorlesungen 216 (72 Handelsrecht, 92 Buchhaltung, 52 Geometrie) junge Kaufleute, Handwerker, und selbst einzelne Fabrikarbeiter Theil, und ein Zinngießer, ein Kaufmann, ein Porzelanarbeiter, ein Schmiedt, erhielten im Handelsrechte, ein Weber, ein Porzelanarbeiter und ein Kaufmann im Buchhalten, ein Tuchdrucker, zwei junge Kaufleute, und ein Leistenschneider in der Geometrie die von der société d'emulation ausgesetzten Preise.

Im folgenden Jahre (1835) wurden dann durch den Stadtrath noch zwei andere öffentliche Vorlesungen eingerichtet, und zwar über Physik durch Hrn. Duboc und über Chemie durch Hrn. Girardin. Ich habe mehrmalen den Vorlesungen des Letztern beigewohnt. Das erstemal kam ich mit dem Glockenschlage 12 Uhr an. Ich hatte an das deutsche akademische Viertel gedacht, aber ich hatte mich verrechnet. Der Saal war so gepfropft voll, daß selbst auf den Treppen und an den Fenstern sich die Arbeiter drängten, um so die Worte des Lehrers gleichsam im Fluge aufzuhaschen. Ich hatte in allem Ernste das Vergnügen, den tüchtigen Lehrer nicht hören zu können.

Andern Sonntags ging ich eine halbe Stunde früher hin, und fand nur eben einen Platz. Wohl vierhundert Arbeiter, Handwerker, junge Kaufleute und selbst ältere Bürger waren hier versammelt, und hörten mit einer Andacht zu, wie ich nie, selbst in den Vorlesungen unserer tüchtigsten deutschen Professoren es wieder gesehen habe.

Die beiden Lehrer der Chemie und Physik publizirten wöchentlich ihre sonntäglichen Vorlesungen. Die Auflage der populären Chemie von Hrn. Girardin hatte 1000 Exemplare, und am Ende des Jahres war nicht Eines mehr übrig, so daß der Lehrer, der sicher nur ein Werk der Ergebenheit übernommen zu haben glaubte, am Ende selbst eine gute Speculation gemacht hatte. Eine neue Auflage seines chemischen Cursus von 3000 Exemplaren zum halben Preise der ersten Auflage war gerade, als ich in Rouen war, unter der Presse. Diese einzige Thatsache ist sprechender, als Alles, was man sagen könnte.

Einzelne von den Rouener Arbeitern und Handwerkern haben durch die hier erhaltenen Lehren ihre Stellung bedeutend verbessern können. Ein Weber wurde instituteur primaire, ein imprimeur en indienne wurde repetiteur de mathematique, der als solcher in den besten Instituten in Rouen gesucht ist; ein commis de fabrique wurde

nach einem brillanten Examen conducteur de travaux des chemins vicinaux du Depart. de la Seine inferieure. Ich könnte noch mehrere Beispiele ähnlicher Art anführen, doch mag dies genügen.

Ich weiß es, auch in Deutschland giebt es tüchtige Männer, die dem Volke ihre Zeit widmen, und öffentliche Vorlesungen halten. Aber der Unterschied ist groß; denn in Deutschland ist eben meist der gute Wille, die Ergebenheit des Lehrers Alles. Die Zahl seiner Schüler ist geringe, und nur Einzelne beherrscht der Trieb, sich aufzuklären. In Frankreich ist dies eine fast allgemeine Erscheinung, und man braucht den Arbeitern und Handwerkern nur Gelegenheit zu geben, etwas zu lernen, um sie in Schaaren zuströmen zu sehen. Sie fühlen das Bedürfniß, sich zu belehren, und sie zwingen so moralisch oft thatsächlich die, die sie belehren können, ihrem Triebe Genüge zu leisten. So reichten im letzten Jahre in Elbeuf bei Rouen 150 Arbeiter eine Petition ein, in der sie vom Stadtrath forderten, daß er Sorge tragen möchte, in Elbeuf ähnliche öffentliche Vorlesungen über Physik und Chemie wie in Rouen anzuordnen.

Ich lernte in Rouen einen Druckergesellen kennen, der mit dem Minister Guizot über die unter seiner Aegide herausgegebenen Quellen der französischen Geschichte in

Correspondenz trat, und ihm bewies, daß ein in der Anzeige als noch ungedruckter Schriftsteller — ich habe den Namen vergessen — in den Werken von Leibnitz abgedruckt sei, worauf dieser Autor aus der Liste ausgestrichen wurde. Ein solches Beispiel ist nun freilich eine Ausnahme — vielleicht ein Zufall — dagegen zeigen sich allwärts die Folgen des Strebens der französischen Arbeiterklasse. Vor ein paar Monaten las man in den Blättern den Brief eines Arbeiters an Berenger und eine Antwort des Letztern an jenen, der durch Berengers Lieder zum Componisten, Musiker und Musiklehrer geworden war. Ich habe einzelne Lieder von Lebreton und Auszüge aus einem Lustspiele von Kilbey mitgetheilt. Ein Faßbinder in Dünkirchen besingt das Meer und seine Ufer; ein Schreiner in Fontainebleau den Wald und seine tausendjährigen Bäume; in Nimes ein Bäcker die von den Römern zeugenden Ruinen seiner Vaterstadt; in Agen ein Peruquier die Liebe im Tone der Minnesänger u. s. w.

Im ganzen französischen Handwerkerstande regt sich ein neues Leben, und es wird sicher diese Regung dereinst selbst in den politischen Zuständen von hoher Bedeutung sein; ja, diese Bedeutung ist schon heute wirkend, und nur das schwache Auge, das den Keim nicht

sieht, so lange er nicht zum Baume geworden, läßt denselben unbeachtet. Welches aber die Folgen dieser Umgestaltung eines der wichtigsten Stände des Volkes sein werden, ist nicht abzusehen, und man kann bis jetzt nur auf die Thatsache selbst aufmerksam machen. Die, die nach uns kommen, werden diese und jene würdigen. —

Volksthümliches.

Rouen, — 1837.

Ein Haus — vier Mauern, eine Thüre, ein paar Fenster und ein Dach — eine Straße — eine doppelte Reihe Häuser — nicht mehr und nicht weniger. Und doch braucht man sich diese steinernen und hölzernen Särge der Lebendigen nur anzusehen, nur durch eine Straße zu schlendern, um wenigstens zu ahnen, oft klar zu fühlen, weß Geistes Kind die Menschen sind, die hier wohnen. Wenn Rouen an die alten deutschen Reichsstädte erinnert, so ist diese Aehnlichkeit nicht blos äußerlich. Auch die Leute, die in jenen Häusern wohnten und wohnen, diese Straßen durchziehen, sind vielfach dieselben. Der Geist des Handelsstandes ist der einer freien Reichsstadt, deutschen die nach Jahrhunderten noch nicht vergessen kann, daß sie einst der großen Hansa an-

gehörte, der Cölns, das noch vor ein paar Jahren Alles aufbot, um sein Stappelrecht nicht fahren zu lassen. Aber auch ein ächter Lebemann ist der Rouener, und er kann mit einem deutschen Spießbürger um die Wette essen und trinken. Im Durchschnitte würden die Mehrzahl aller andern Franzosen auf diesem Felde keinen Kampf mit einem Frankfurter, Münchner oder gar Wiener aushalten. Ein Mittagessen in Rouen ist eine wahre Staatsangelegenheit, und es giebt dort eine förmliche Freßsaison, in der alle Gevattern und Gevatterinnen sich wechselseitig einladen. M. X. est bien heureux, car c'est maintenant la saison des diners. Il sera heureux, car il est invité aujourdhui. Dreißig Gerichte für acht oder zehn Mann, und dann noch vier und zwanzig Deserte, eine wahre Kleinigkeit.

Cöln hieß vor Zeiten die heilige Stadt, Rouen hieß la ville de la vièrge. In Cöln waren so viele Kirchen als Tage im Jahre, in Rouen vor gerade hundert Jahren bereits 61 Kirchen und Capellen und 48 Mönch- und Nonnenklöster. — Die Bewohner von Rouen, wie überhaupt die Normannen, waren sehr fromm und gläubig. Wir begegnen auf Schritt und Tritt in ihrer Geschichte den Spuren ihrer christ-katholischen Gesinnung. — In der Mitte des zwölften Jahrhunderts verbreitete sich eine von Chartres ausgehende Verbindung zur Erbauung

neuer und Ausbauung angefangener Kirchen, und bald fand diese Maurerbruderschaft in der Normandie einen Anklang, wie sonst nirgendwo. In allen Städten, in jedem Dorfe traf die Verbrüderung willige Genossen. Mann und Weib schlossen sich derselben an, beichteten und communicirten, verziehen ihren Feinden und erboten ihre Vergebung, ehe sie in die Verbrüderung eintraten. Der Obere der Bruderschaft befahl über sie und gab an, was und wo sie arbeiten sollten. Und so sah man sie, groß und klein, arm und reich, Mann und Weib, sich an die Karren spannen und unter Absingen geistlicher Lieder dieselben bei Sturm und Wetter ziehen, die Steine und Balken herbeischaffen, aus denen dann die Maurer und Meißler die gothischen Kirchen, die Söhne und Zeugen jenes Enthusiasmus, die Leichensteine des Catholizismus, aufbauten. Der Erzbischof gab Allen seinen Segen, die der Brüderschaft beitraten, und das Volk sprach von Wundern, die die Kraft dieses Segens bekundeten. Das Volk, die Masse war noch gläubig, aber die Wisser der Maurer, die Meister, ahneten schon, was da kommen werde. Und ihre Zweifel meißelten sie an die Dome selbst in jenen kecken Bildern ein, die wir fast an allen gothischen Kirchen wiederfinden, und die das zuchtlose Leben der Mönche und Nonnen geißelten. Jener Enthusiasmus war das letzte Aufflackern der Flam-

me, die einst die Welt erleuchtet hatte, und dauerte nicht einmal lange genug, um die Mehrzahl, wenigstens die größern Dome, wie den zu Cöln, wie die Kirche des St. Ouen zu Rouen, fertig zu bauen. Nachdem aber das Werk vollendet, oder nur halb vollendet war, stand das Volk selbst erstaunt vor diesen Riesenbauten, die es wie ein Wunder aus der Erde hervorschießen gesehen hatte, die es aufbauen geholfen hatte. Und es begriff am Tage nachher nicht mehr die Kraft, die sie geschaffen, und erzählte sich, daß der Teufel die Notre Dame zu Paris und den Dom zu Cöln gebaut habe.

Man sprach oft davon, die halbvollendeten gothischen Dome auszubauen. Und wenn dies noch möglich wäre, so würde es ein Frevel an dem Geiste der Geschichte sein, der gerade so in ihnen sich klar ausspricht. Sie waren eine Ruine, ehe sie vollendet dastanden, weil der Geist, der sie geschaffen oder erdacht, todt war, ehe sie ganz ausgeführt werden konnten. —

Eine andere Bruderschaft in Rouen, die auch in Caen und sonst vielfach in der Normandie verzweigt war, war die der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Die Rouener haben viel gethan, um ihrer Stadt den Namen ville de la St. Vierge zu verdienen. An jedem Hause, an jeder Straßenecke stand sonst ein Bildchen derselben, und es haben viele selbst die Re-

volution überlebt, die überhaupt den Bildern lange nicht so strenge zusetzte, wie die Reformation. Die Bruderschaft der unbefleckten Empfängniß war die eigentliche Propaganda des Cultus der heil. Maria, und verbreitete denselben so in der Normandie, daß bald das Fest derselben nur schlechtweg la fète aux Normands hieß.

Wie die Bruderschaft entstanden, ist nicht nachzuweisen, wenn man nicht der Volkssage, wie ich, unbedenklich Glauben schenkt. Diese aber ist hier leider nicht einmal mit sich selbst im Reinen. Denn die Einen sagen, daß Wilhelm der Eroberer einen Abt Helsin nach Dänemark geschickt, und daß derselbe in einem Sturme, nachdem er ein Gebet über die unbefleckte Empfängniß zur Mutter Gottes geschickt, von ihr gerettet worden, und dann ihr zu Ehren die Bruderschaft errichtet habe. Die Andern aber behaupten, daß ein namenloser Canonikus von Rouen der Stifter derselben gewesen. Hier die Geschichte aus der legende dorée (Ausgabe 1531). Der fromme Canonikus betete oft und inbrünstig zur Jungfrau Maria. Aber der gute Mann war von Fleisch und Bein, und so spielte ihm und seiner Patronin der Teufel einst einen bösen Streich. Er fachte in ihm ein Feuerchen an, das den Canonikus auf der andern Seite der Seine den Canonikus, die Maria und die unbefleckte Empfängniß vergessen machte, und in das Ehebett eines

schönen Bauernweibes hineintrieb. Der tückische Teufel mochte seine Herzenslust daran haben. — Auf dem Rückwege nach Rouen an der Seine angekommen, stieg der Ehebrecher in einen Nachen, und wurde dort wieder der fromme Canonikus, und begann alsbald seine Horen zur Jungfrau Maria zu beten. Der Teufel aber war ungeduldig, die schöne, fette Beute heimzuführen, und als der fromme Herr eben Ave Maria, gratia plena ausgesprochen hatte, stieß der Teufel an den Nachen, daß er umschlug, und fuhr mit der Seele des armen Sünders auf dem kürzesten Wege in die Hölle hinein, wo derselbe dann vorerst drei Tage für seinen Kitzel büßen mußte. Am vierten aber erbarmte sich seiner die Jungfrau Maria und zitirte den Teufel vor sich. Die Chronik muß einen Schnellschreiber bei dem Verhöre gehabt haben, denn sie giebt dasselbe wörtlich.

Maria: „Pourquoi affligez vous ainsi injustement l'ame de notre serviteur?"

„Nous devons l'avoir," reponderent les noirs esprits, „parcequ'elle a été prise en faissant nos oeuvres."

Maria: „Si l'ame de ce chanoine doit appartenir à celui, dont elle faissait les oeuvres, donc elle doit être à nous, puisqu'elle recitoit nos matines lorsque vous l'avez fait perir, ce que vous rende plus cou-

pables encor pour avoir agi envers nous avec si peu de consideration.“

Mir scheint es — und ich habe in Bonn und Heidelberg Jurisprudenz studirt — daß nach allen katholischen Prozeßprinzipien der Teufel in rechtmäßigem Besitze war; aber selbst in der andern Welt mag es schwer sein, gegen Königinnen Recht zu erlangen. Genug, der Teufel gerieth arg in Angst und fuhr zum Teufel. Die Jungfrau Maria nahm dann die Seele des Canonikus am Arme, und führte sie in ihren Leib zurück, worauf sich die Seine, in der die Leiche noch lag, theilte, so daß der Canonikus trocknen Fußes ans Ufer gehen konnte. Hier aber hielt der Canonikus folgende Standrede an die Maria: Ma tres chere Dame, vierge toute belle, mère tres agreable de Jesus mon divin Maitre que vous rendrois-je pour les bienfaits ineffacables, dont vous venez de me combler? Vous m'avez delivré de la gueule du Lion et mon ame des tourments tres cruels de l'enfer. Die Jungfrau Maria antwortete: Je vous prie de ne pas tomber doréuavant dans le peché d'adultère, de peur que votre dernière fin soit pire que la première. Je vous prie encor que dans la suite vous célebrez la féte de ma conception le 8 Decembre et que vous la fassiez celebrer partout. — Amen! Seit der Zeit wurde der Canonikus

ein Einsiedler und der erste und eifrigste Verbreiter des Festes der unbefleckten Empfängniß.

Wie fromm die Brüder und Schwestern dieser Gesellschaft auch waren, so bauten sie doch keine Dome mehr. Die Zeiten waren vorüber. Dagegen wurde die Bruderschaft zu Ehren der unbefleckten Empfängniß zu einer Art Akademie, die alljährlich Preise austheilte für diejenigen, die das Ereigniß am Besten besungen, beschrieben oder besprochen hatten. Während des 15ten Jahrhunderts wurde zuerst ein Preis für das beste Gedicht ausgesetzt, der aus einer Palme bestand. Zu Ende desselben Jahrhunderts (1493) wurde ein zweiter Preis, ein mit Lorbern gekrönter Hut hinzugefügt. Später erhielt die beste Ballade eine goldene Rose, die beste Ode einen silbernen Spiegel, das beste Sonnet einen goldenen Ring, das beste Epigramm den Lorberkranz. Endlich setzte gar Hr. Jean Baptist Boisin, Seigneur de Bonnetot et Conseiller du Roi et premier président de la cour des comptes, aides et finanzes ein goldenes Kreuz aus für die beste französische Rede, die etwa eine Viertelstunde von der unbefleckten Empfängniß handle, und dabei sich hüte, Etwas aus den Fabeln und der Poesie einfließen zu lassen, und ihre Beweisgründe für dieselbe nur in der Bibel, der Kirchengeschichte, und endlich der Naturgeschichte suche. Ich habe mir Mühe ge-

geben, eine solche Rede zu finden, denn ich hätte gar gerne die naturgeschichtlichen Belege sehen mögen. Aber meine Mühe war vergebens.

Uebrigens zeigt schon diese Spielerei, daß die großartige Idee des Catholicismus nicht mehr bestand. Ja, ich habe Gedichte auf die unbefleckte Empfängniß gelesen, die noch lustiger sind, als die des Marien-Dichters in Frankfurt, und die, wenn sie heute in Rom gedruckt würden, wenigstens für Hochverrath an der Jungfrau Maria angesehen, und von den christlichen Richtern als solcher bestraft werden müßten. Der Teufel der Ironie guckt in denselben aus jedem Verse hervor.

Die Rouener aber nahmen die Sache noch lange genug für puren Ernst, und als gar einst (1528) ein gewisser Pierre Barrus über die Naivität der guten Leute laut lachte, wurden sie wild, nahmen ihn gefangen, klagten ihn der Blasphemie gegen die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Mutter an, und verbrannten ihn nach kurzem Prozesse.

Der arme Teufel wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet. Manchen andern Verbrecher rettete in Rouen die Geistlichkeit durch das Privilegium des heil. Romain oder auch le privilége de la fierté genannt. Daß der heilige Romain bei seinem Wunder gegen den Drachen sich einen verurtheilten Verbrecher zum Gehülfen

auswählte, davon an einer andern Stelle. Zum Andenken an das Wunder und die Hülfe, die der Verurtheilte dem Heiligen leistete, hat die Geistlichkeit das Recht erlangt, alljährlich einen Verbrecher, mit Ausnahme der Hochverräther, die selbst kein Wunder retten konnte, zu befreien. Kurze Zeit vor dem Himmelfahrtstage besuchten drei Canonici des Capitels die Gefängnisse, hörten alle Gefangenen Beichte, und schrieben die Beichte auf. Am Himmelfahrtstage gingen die drei Canonici wieder ins Gefängniß, um zu sehen, ob keine neuen Gefangenen hinzugekommen. Von hier gingen sie dann in die Versammlung des Capitels, wo sie ihre Berichte verlasen, nachdem das Capitel vorher veni creator spiritus gesungen hatte, worauf es dann zur Wahl des zu Begnadigenden schritt. Der Capelan der Bruderschaft des heil. Romain brachte den Namen des Gewählten ins Parlament, das nach einer feierlichen Musikmesse den Brief, in dem der Name des Begnadigten stand, öffnete, sich denselben vorführen ließ, seinen Prozeß von neuem durchnahm, ihn verurtheilte, und dann ihm seine Begnadigung ankündigte. Jetzt wurde derselbe dem Capelan der St. Romainsbruderschaft übergeben, der ihn, von den Räthen und der Bürgergarde begleitet, wegführte, ihm auf der Straße die Kette von den Füßen abnahm, und in die Hand gab, worauf er mit ihm zur Capelle St. Romains

ging. Das zur Prozession versammelte Volk kam ebenfalls hierher. Unterdeß war die Botschaft von der bestätigten Begnadigung ins Capitel gebracht worden. Die Glocken der Cathedrale verkündigten diese Bestätigung, worauf die Kirche geöffnet, und im Angesichte des Volkes die schriftlich aufgesetzte Beichte aller Gefangenen mit Ausnahme der des Begnadigten feierlich verbrannt wurde. Die Beichte des Letztern wurde diesem selbst übergeben. Alle Reliquien der Stadt waren versammelt worden, und alle, die des St. Romain zuerst, wurden dem Capitel vorangetragen, das so in feierlicher Prozession, der Erzbischof an der Spitze, zur Capelle St. Romains zog. Hier hielt der Erzbischof dem Begnadigten eine Bußpredigt, und legte ihm, nachdem er vorher sein Confiteor gebetet hatte, die Hände aufs Haupt, indem er ihm den Ablaß ertheilte. Dann wurde derselbe an den Reliquienkasten des heil. Romain geführt, den er dreimal aufheben mußte, worauf er, mit Blumen gekrönt, von der Geistlichkeit und der Volksmenge gefolgt, diese bis in die Hauptkirche trug. Hier wurde eine Messe gelesen, und nach derselben ging der ganze Zug wieder in die Capelle St. Romains, wo abermals eine Messe gelesen wurde, und ein Priester eine Rede ans Volk über den Verbrecher, sein Verbrechen, seine Reue und seine Begnadigung hielt. Nach der Rede reichte der Priester dem Begnadigten zum

Zeichen der Versöhnung eine Schaale mit Wein gefüllt, die dieser leerte, und endlich mit dem Maitre der Bruderschaft des heil. Romain in dessen Haus ging, wo er zu Nacht speißte und schlief. Andern Tags ging er nochmals in die Hauptkirche, hörte vor dem versammelten Capitel eine Messe und beichtete, worauf dann nochmals ein Geistlicher, ehe man ihn förmlich entließ, ihm eine Bußpredigt hielt.

Es ist wohlthuend, wenn man der Geistlichkeit auf einem ähnlichen Felde begegnet, und um so wohlthuender, als sie öfterer Rache als Gnade gerufen hat. Ich habe diese Ceremonie umfassend beschrieben, damit man sie den Autodafe's in Spanien gegenüberstellen, und sich fragen kann, ob jene Flammen, jenes Wimmern und Angstheulen der Schlachtopfer mehr, oder besser: moralisirender auf das Volk gewirkt haben können, als jene rührende Scene, wo ein Priester die Ketten eines Gefangenen löst, wo er ihn dem Volke als ein durch die Religion gerettetes Schlachtopfer darstellt, und das Wort Gnade im Munde des Volkes zur Buße, zum Besserwerden ermahnt. Das ganze Fest ist überdies characteristisch für die Normandie, wie die Autodafe's für Spanien. Auch in der Normandie sind in Zeiten der Aufregung, als sich die ersten Reformgedanken entwickelten, als die Streitigkeiten zwischen den Calvinisten und Katholiken zum Bürgerkriege führten,

Schlachtopfer des religiösen Fanatismus gefallen, aber nie konnte die Inquisition bleibende Wurzeln in einem Boden schlagen, in dem der Baum der Freiheit fester stand, als sonst irgendwo. Und deswegen suchte und fand die Geistlichkeit eine andere Thätigkeit, und zog anstatt zu Autodafe's zur Begnadigung eines Verurtheilten alljährlich in Procession aus; deswegen feierte sie anstatt Rachefeste ein Gnadenfest.

Wenn nur dies oder ähnliche Feste stattgefunden, wenn die Geistlichkeit stets in dem Geiste gehandelt, der aus dem Privilegium des heil. Romain hervorgeht, so würde vielleicht nie das Gericht über sie gekommen sein, das sie auf sich selbst herabgeschworen hat. Aber solche Feste sind nur Lichtpunkte, und deswegen zündeten Andere ein anderes, oft verderbliches Feuer an, deswegen warfen Verwegene den Feuerbrand ins eigene Haus, um nur nicht auf Schritt und Tritt an die Eckpfosten des Obscurantismus und der Dummheit anzurennen.

Der Glaube der Normannen war stets mit einer guten Dosis Aberglauben vermischt. Bald aber schien nur die Schlacke allein übrig zu bleiben, und um diese gänzlich wegzuräumen, werden wohl noch Jahrhunderte nöthig sein. Man braucht nur eine Woche lang die Gerichtsjournale Frankreichs zu lesen, und man kann sicher sein, wenigstens auf einen oder den andern nor=

mannischen Hexenproceß, bei dem freilich die Hexen nicht mehr verbrannt, sondern nur als Escrocs ins Gefängniß gesteckt werden, zu stoßen. Ich theile hier einen mit, der alle andern characterisirt, und der im April in Rouen vorkam. Die Gerichtsjournale erzählten denselben in folgender Art:

„Sie nehmen hier einen Hexenmeister wahr, mit grauem Haar, schwarzsammtenen kurzen Hosen mit Knieschnallen, der sich stolz umsieht und seine feurigen listigen Blicke dem procureur du roi zuwirft, was alle Zeugen in Erstaunen setzt, indem sie zu fürchten scheinen, daß diesem ein Leids widerfahren könne."

„Das ist Roussel, der fürchterliche Roussel, der Genosse des Teufels, der Hexenmeister, den man mehr als zehn Stunden im Umkreise verehrt. Er besitzt wunderbare Mittel, er kennt die cabalistischen Worte, denen jeder Zauber, jeder Waidmann weichen muß. Er kann die Hähne unsterblich, und alle Frauen treu machen. Er kennt das Geheimniß, die Richter für sich zu stimmen, er heilt durch unbekannte Mittel alle Krankheiten, und versichert Euch selbst den Himmel, in den ihr ohne Mühe und Schmerzen kommt, wenn ihr nur sein weißes Paternoster herbetet. Hier das Recept:"

„Kleines, weißes Vaterunser, das Gott machte, das Gott sagte, und das Gott ins Paradies setzte. Abends

wenn ich schlafen gehe, finde ich drei Engel in meinem Bette liegen, einen am Kopfende, einen am Fußende, und die gute Jungfrau Maria in der Mitte, die mir sagte, daß ich mich niederlegen und nichts befürchten sollte: Der gute Gott ist mein Vater, die gute Maria meine Mutter, die drei Apostel meine Brüder, und die drei Jungfrauen meine Schwestern. In das Hemde, in dem Gott geboren wurde, ist mein Leib eingewickelt. Das Kreuz der heiligen Margarethe ist auf meine Brust geschrieben. Madam ging gleich fort zu Gott und weinte, sie begegnete dem Hrn. St. Jean. Heiliger Jean, woher kommt Ihr? Ich komme vom Ave salus. Habt Ihr den guten Gott nicht etwa gesehen? Wohl, er ist im Baume des Kreuzes, die Beine herabhängend, die Arme angenagelt, ein kleiner Dornenhut auf dem Haupte. Wer es dreimal Abends, dreimal Morgens sagt, verdient sich am Ende das Paradies."

„Hören wir jetzt die Zeugen:".

Renault, Ackerer: „Meine Kühe waren krank; ich ließ Roussel kommen; er verlangte 110 Fr., die ich ihm gab, um sie zu heilen. Er hat Einer zur Ader gelassen; er hat mit ihrem Blute schreckliche Worte auf ein Papier, das er in einen Tuchlappen eingewickelt hat, geschrieben, worauf er ihr diesen Tuchlappen um den Hals gewickelt hat. Dann verlangte er Salz, Weihwasser und eine

geweihte Kerze; er hat dreimal die Runde im Stalle gemacht, indem er Gebete sprach, die in seinem Grimoire (Hexenbuche) stehen."

Der Präsident: „Erkennen Sie das Buch unter denen, die hier sind?"

Antw.: „Es ist jenes da. Es waren schwarze Bilder drin!"

Präs.: „Sehet zu, ob ihr die Bilder erkennt."

„Der Zeuge streckt dreimal die Hand aus, um das Grimoire zu nehmen, aber dreimal zieht er sie erschreckt zurück. Nach einer neuen Aufforderung nimmt er das Buch und wirft es augenblicklich erschreckt wieder hin. *)"

Präs.: „Haben Sie Furcht?"

Zeuge: „Ja, mein Herr, er hat mir gesagt, daß mein nächster Verwandter und mein nächster Nachbar mir das Uebel angethan; daß er ein Schloß öffnen könne, indem er es anhauche."

Präs.: „Und Sie haben dies geglaubt?"

Zeuge: „Ja, mein Herr."

Präs.: „Setzen Sie sich, Sie sind zu beklagen."

„Der Zeuge zieht sich verlegen zurück."

---

*) Die bei Bayeux erzählte Volkssage: der Pfarrer und das Hexenbuch, erklärt diesen Schrecken.

Morin: „Ich hatte eilf kranke Kühe; er ist zu uns gekommen, hat Weihwasser und eine geweihte Kerze genommen; er war allein mit meiner Frau im Stalle; das gab mir zu denken; ich weiß nicht, was er gemacht hat, aber er hatte mir verboten, hinein zu gehen. Er hatte mir die Herstellung zugesichert, und dafür 50 Fr. genommen."

Präs.: „Und Ihre Kühe sind nicht mehr krank?"

Antw.: „Nein, mein Herr! sie sind todt."

Frau Lherbethe: „Ich war seit langer Zeit krank. Ich sah Katzen, Kröten, Eidechsen, die in meiner Kammer hin- und herliefen. Vier kleine Affen waren in meinem Bette, ein großer an meinem Kopfe und ein anderer zu meinen Füßen. Roussel hat mir gesagt, daß der Pfarrer mir einen Zauber gestellt. Er hat mir das Mittel gemacht, das er für die Kühe macht."

Der Angeklagte: „Ich habe nichts von ihr genommen."

Die Zeugin: „Ich glaube es wohl. Ich habe meine Möbeln für 85 Fr. verkauft; ich habe Euch 145 Fr. gegeben."

Präs.: „Und hat er Sie geheilt?"

Zeugin: „Er! Er mich geheilt? Keineswegs!"

Präs.: „Er sagt, daß er sich geweigert habe, Etwas von Euch zu nehmen!"

Zeugin: „Er! sich geweigert! Keineswegs, und gegenwärtig muß ich mein Brodt betteln."

„Mehrere andere Zeugen bekunden ähnliche Thatsachen, worauf man zum Verhör des Angeklagten schreitet"

Roussel: „Ich bin bei der Madame Gouellin gewesen. Was liegt dran? Ich habe gesagt: Mamzelle, ich will ihre Schaafe heilen, aber ich will bezahlt sein; denn die Andern haben mich mit großem Undank bezahlt. Was liegt dran, daß sie mich mehr als drei Monate nachher, nachdem ich ihre Schaafe geheilt habe, bezahlt hat. Ich habe dem Schäfer gesagt: Wie? du kannst mich holen, anstatt deine Maitresse oder anstatt ihrer Kinder. Aber was liegt dran. Obgleich das nicht mein Gewerbe ist, so bin ich um eines Freundes willen hingegangen, ich habe eine geweihte Kerze genommen und Gebete gesagt, die in meinem Grimoire sind."

Präs.: „Wie habt ihr diese armen, leichtgläubigen Leute bereden können, daß sie vom Bösen besessen, daß man ihnen einen Zauber gestellt, und daß ihr die Macht hättet, sie davon zu befreien?"

Roussel: „Es giebt vor Gott nichts Unmögliches."

Präs.: „Aber waren Sie denn vielleicht sein Priester?"

Roussel: „Nein!"

Präs.: „Wie konnten Sie sich denn Ihre Gebete zahlen lassen?"

Roussel: „Lassen sich denn die Priester, die die Messe lesen, nicht auch zahlen?"

Präs.: „Wenn Sie noch Getränke, Heilmittel gegeben hätten, aber Ihre Farcen...."

Roussel: „Farcen, Farcen! Es waren Gebete, und das kann nie schaden."

Präs. „Und Sie machten jene zu einfältigen Leute glauben, daß Ihre Gebete die Macht hätten, ihr Vieh zu heilen?"

Roussel: „Glauben Sie etwa, daß die Gebete zu nichts gut sind?"

Präs.: „Unzweifelhaft, wenn sie aus reinem Herzen kommen, aber sie sind zu nichts gut, wenn sie dem Aberglauben und der Habsucht zu Hülfe kommen."

Procureur du roi: „Ich finde hier lateinische Worte in Ihren Gebeten, als: vade retro satanas. Verstehen Sie den Sinn dieser Worte?"

Roussel: „Ja! mein Herr!

Proc. du roi: „Sagt ihn uns."

Roussel: „Ich weiß es nicht."

Proc. du roi: „Wohlan, das will heißen: Zurück, Hexenmeister!"

„Niedergeschmettert durch die Macht dieses Anathems, setzt sich der Gehülfe des Teufels auf seine Bank, indem er zweifelsohne cabalistische Worte murmelte, um das

Gericht zu beschwören. Vergebens; Roussel wurde zu zwei Jahren Zuchthaus, 50 Fr. Strafe und in die Kosten verurtheilt." —

Der Aberglaube ist besonders auf dem Lande verbreitet. Die Hauptwerke, oft die ganze Literatur eines Bauern sind ein Gebetbuch und ein Hauskalender. Diese Almanachs sind zur Beurtheilung des Volkes von der höchsten Bedeutung, da sie im Geiste desselben geschrieben sind, und seinem Zustande und seinen Bedürfnissen entsprechen. Ein Paar Auszüge aus dem Almanach de l'an 1835 (Rouen imprimerie du Megard) werden daher nicht ohne Interesse sein. Man findet in demselben Recepte und Sprüchlein für Alles. Er prophezeiht die Ereignisse des Jahres:

De St. Paul la claire journée
Nous dénote une bonne année
S'il fait vent nous aurons la guerre
S'il neige ou pluit, charté sur la terre,
Si l'on voit fort épais les brouillards
Mortalité de toutes partes. etc.

Dann giebt er eine prognostication perpetuelle composée par les anciens philosophes comme Pythagoras, Joseph le Juste et plusieurs autres, indem man, je nachdem der erste Tag im Jahre ein Sonntag, ein Montag ꝛc. ist, sieht, ob das Jahr glücklich, reich,

arm, kalt, warm sein, ob Krieg oder Frieden herrschen werden, und was sonst noch Alles.

Endlich kann man in demselben noch die Erklärung der Cirkeln und Winkeln des Pythagoras, lesquelles par la supputation et nombre au jet donnent à connaitre toutes choses kennen lernen.

Der Almanach ist der Arzt des Volkes:

Si tu fais tirer de ton bras
Du sang le jour de St. Matthias
Il sera net tout l'année
Sans fièvre te tiendra sain
Jusqu' au retour de l'an prochain.

oder weiter:

Le jour de St. Gertrude lou se fait
Faire saigner au bras droit,
Celui qui ainsi faira
Cette année les yeux clairs aura.

Aber trotz des Aberglaubens, des Glaubens an die Orakelsprüche des Würfels und des Zufalls, ist und bleibt doch der Normanne im Ganzen ein ziemlich praktischer Mensch und behält in der Regel das, was die Franzosen bon sens und wir gesunden Menschenverstand nennen. Auch von diesem zeugt der Almanach in ein Paar Kernsprüchlein:

Lever à cinq, diner à neuf,
Souper à cinq, coucher à neuf;
Fait vivre d'ans nonante-neuf.

Un oeuf d'une heure seulement
Pain d'un jour, oiseaux bien petits,
Chair d'un an, poissons de dix,
Cela fait vivre longuement.

Qui a bon lit, dedans ne dort,
Qui a bon pain, dedans ne mord,
Qui a du bien, n'en prend confort,
Autant vaudra-t-il, quil fut mort.

Diesen praktischen Verstand, verbunden mit der den Normannen eignen Mildthätigkeit, bei oft abstoßender äußerer Verschlossenheit, fand ich in einem Liede wieder, das die kleinen Kinder in Rouen auf der Straße bei ihren Spielen singen, und wo es heißt:

St. Pierre, St. Simon,
Gardez notre maison,
S'il y vient un pauvre
Baillez li (lui) l'aumone
S'il y vient un pélerin
Baillez li de notre vin,
S'il y vient un laron,
Baillez li du lourd baton.
Pipi-i-i-i-i. —

In den Städten haben die eben angeführten Almanachs zwar keine ausschließliche Autorität mehr; doch giebt es auch dort noch Leute genug, die kein Fest und keinen Ausflug beschließen, ohne ihn vorher um Rath gefragt zu haben. Oft geschieht dies selbst bei wichtigern Geschäf-

ten. Im Allgemeinen aber nimmt ihr Ansehen mehr und mehr ab, und die Ausrufer verkünden sie in den Straßen als almanachs merveilleux, almanachs menteux. Dann haben in der neuern Zeit die patriotischen Almanachs, die napoleonischen und republikanischen, in den Städten das Uebergewicht und auf dem Lande wenigstens theilweise Anklang gefunden, und drohen die alten mit der Zeit gänzlich zu verdrängen.

In der neuern Zeit haben die normannischen und überhaupt alle Provinzial-Städte sich mehr und mehr französirt. Die französische Leichtigkeit, Leichtsinn, wenn man nicht lieber leichter Sinn sagen will, die Galanterie, die Koketterie haben selbst in Rouen festern Fuß gefaßt. Auch dafür ein paar Beweise aus der Volkslitteratur. Zu Rouen erschienen zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Menge Volksbücher, die der Herausgeber Hr. Labbey, die bibliotheque bleu nannte. Eines dieser Bücher heißt: Catechismus des amants, par demandes et reponses, ou sont enseignèes les principales maximes de l'amour et le devoir d'un veritable amant. Und dieser Catechismus sagt:

1. Dialog.

Frage. Die Geliebte: Sind Sie ein Liebhaber?

Ant. Der Liebhaber: Ja, durch die Gunst Cupidos.

Die Geliebte. Was ist ein Liebhaber?

Der Liebhaber. Ein Liebhaber ist eine Person, die, nachdem sie eine aufrichtige und wahre Erklärung gemacht hat, die Mittel sucht, von der, die sie liebt, geliebt zu werden u. s. w.

2. Dialog.

D. G. Welches sind die Zeichen eines wahren Liebhabers?

D. L. Die Emsigkeit, die Zuvorkommenheit, die Aufrichtigkeit, die Exactitüde, und das Liebesbriefchen.

D. G. Was heißt Aufrichtigkeit?

D. L. Eine große Uebereinstimmung zwischen dem, was wir sagen, und dem, was wir wollen.

D. G. Was verstehen Sie unter dem Worte: Liebesbriefchen?

D. L. Ein kleines schriftliches Compliment, das wir an unsere Maitresse schicken, wenn wir keine Gelegenheit finden, sie zu unterhalten u. s. w.

4. Dialog.

D. G. Mit welchem Jahre kann man anfangen zu lieben?

D. L. Die Knaben mit 14, die Mädchen mit 12 Jahren, je nachdem man für sein Alter vorgeschritten ist &c.

5. Dialog.

D. G. Wie vielerlei Glück giebt es in der Liebe?

D. L. Sechserlei.

D. G. Sagen Sie sie mir.

D. L. 1. Glücklich sind die Liebenden, die wahrhaft lieben, denn die Freuden der Liebe fühlt der nicht, der nur mittelmäßig von ihr durchglüht ist.

2. Glücklich sind die Liebenden, die gesund und kräftig sind, denn sie werden länger geliebt, und sind höher geschätzt.

3. Glücklich sind die Liebenden, die gerne lachen, denn man hat in der Liebe oft genug Gelegenheit, sich zu betrüben, ohne daß noch die Laune hinzuzukommen braucht.

4. Glücklich sind die Liebenden, die Esprit haben, denn sie genießen Freuden, die die Einfältigen nicht fühlen.

5. Glücklich sind die Liebenden, die Geduld haben, denn es ist sehr schwer, eine Maitresse zu finden, die im ersten Augenblicke zugesteht, was der Liebhaber verlangt.

6. Glücklich sind die Liebenden, die reich sind, denn die Liebe verschwendet gerne.

7. Glücklich sind die Geliebten, die keine Nebenbuh-

ler haben, denn sie besitzen allein die Gunst ihrer Maitresse."

Man wird nach diesem Beispiele der Volksliteratur gestehen, daß die Rouener nach und nach sich hinlänglich französisirt haben.

Ein anderes von diesen Büchern heißt: Catechismus des grandes filles pour être mariées, ensemble matière d'attirer les amants. Auch hieraus ein Beispiel.

Frage: Welches ist das Sacrament, das den großen Mädchen am nothwendigsten ist?

Antw. Die Ehe.

Frage: Mit welchem Alter soll man die Schönen verheirathen?

Antw. Gewöhnlich mit 16 oder 18 Jahren.

Frage. Weswegen in diesem Alter?

Antw. Aus Furcht, daß ihrer Ehre ein Unbild zustoßen könnte.

Frage. Aber zu welcher Zeit soll man die, die nicht schön sind, verheirathen?

Antw. Sobald ein Junge sie verlange, um die gute Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen ꝛc. ꝛc.

In diesem Catechismus ist noch eine sehr artige Litanei, die ich unsern Schönen in Deutschland zu Liebe ebenfalls übersetze.

„Kyrie, ich möchte,

Christe, geheirathet sein.

Kyrie, ich bitte alle Heiligen,

Christe, daß es morgen geschehen möge.

Heil. Maria, alle Welt heirathet,

Heil. Joseph, was hab' ich Euch gethan,

Heil. Nicolaus, vergiß mich nicht,

Heil. Medicis, o daß ich einen guten Mann hätte,

Heil. Matthias, daß er Gott fürchten möge,

Heil. Johann, daß er mich zärtlich liebe,

Heil. Franziskus, daß er mir treu sei,

Heil. Andreas, daß er nach meinem Geschmacke,

Heil. Didier, daß er fleißig,

Heil. Honorée, daß er kein Spieler,

Heil. Severin, daß er kein Trinker,

Heil. Clemens, daß er fleißig,

Heil. Nicais, daß er mir recht sei,

Heil. Josse, daß er mir einen Wagen gebe,

Heil. Bonifazius, daß meine Heirath stattfinde,

Heil. Augustin, morgen früh.

Gebet. Herr! der du Adam aus Erde gemacht und Eva zur Gefährtin gegeben hast, schicke mir, wenn's beliebt, einen guten Ehemann als Gefährten, nicht um der Wohllust willen, sondern um dich zu ehren, und um Kinder zu haben, die dich preisen. So geschehe!"

Man weiß nicht recht, ob dies Alles Ironie oder

sonst was ist. So viel ist sicher, daß es eine Zeit gab, wo die Roueneninnen diesen Catechismus fleißiger lasen, als den napoleonisch-catholischen. Gegenwärtig sind diese Bücher freilich beinahe außer Mode gekommen, doch kann man sich bald genug in Rouen überzeugen, daß die schönen Roueneninnen das Büchlein kaum mehr bedürfen, daß sie ihr Examen machen können, und daß die Lehren allmählig ins Blut übergegangen sind. Uebrigens möchte ich denen, die unsere Zeit schmähen, nicht in die Hand spielen. Schon Robert le magnifique sprach von einer fons meretricum und von seinem custos meretricum in Rouen. Die Sache ist also alt, und nur die Büchlein, die Catechismus sind am Ende eine Neuerung.

Es sieht gegenwärtig selbst beinahe so aus, als ob die Roueneninnen, wie wohl überhaupt die Franzosen, wieder ernster werden wollten. Ich war auf einem Balle, und sah, daß kaum eine Dame tanze, die älter als dreißig Jahre war. Mir fiel dies auf, und ich machte im Stillen den jungen und alten Herrn arge Vorwürfe; aber als ich selbst ein Opfer bringen, sie beschämen, und mit einer sehr schönen jungen Frau von vielleicht 32 Jahren tanzen wollte, versicherte mich diese, daß es nicht angehe, da sie nicht mehr tanze, weil sie zu alt sei. Als ich einem Freunde meine Verwunderung hierüber aussprach, sagte er ganz ruhig: „Nos grandes dames sont

des begueules, wie ein ehrlicher Bauer sagen würde." Es würde schwer sein, das Wort zu übersetzen, und heißt ungefähr: „Sie möchten gar zu gerne, aber —"

— Ich denke, daß ich die Akten schließen und das Resümé abgeben kann. Das Volk in und um Rouen, wie meist die Normannen, war einst sehr fromm, ist es noch mitunter, hat wenigstens nicht allen Glauben verloren, ist dann abergläubig, vertraut dem Zufalle und dem Geschicke, sucht in ihm die Lösung, wo sein Verstand nicht ausreicht, hat dabei aber seine gesunde Dosis Menschenverstand, Herz und Gefühl, ist lebensfroh, freut sich bei der Tafel und hinter der Flasche, und an einer gut besetzten Tafel, wie es nur immer ein Deutscher thun könnte. Die Zeit, der Fortschritt haben ihm über Vieles die Augen geöffnet, und es verläßt allmählig den alten, und greift zum neuen patriotischen Almanach. Die Mädchen, — wenn auch die hohen Damen mitunter die Strengen spielen, und nicht tanzen wollen — bedürfen endlich kaum noch des Liebescatechismus, denn sie kennen ihn auswendig, und lehren und lernen die Wahrheiten, die er enthält, in der école mutuelle der ältern Schwestern und Brüder.

In Erwägung aller dieser Gründe werde ich, wenn ich die Stadt verlasse, das Urtheil fällen, das da heißen soll: „Auf Wiedersehen!" —

ihn mit seiner Stola, kam so mit dem Drachen, der ihm wie ein Hund seinem Herrn folgte, nach Rouen, und viertheilte ihn hier, indem er das Zeichen des Kreuzes über ihn machte. — Diese Legende ist sinnreich genug, wenn man sich die alte Lehre des Heidenthums in den Drachen eingekleidet denkt, und so der Heilige dieselbe durch das Zeichen des Kreuzes besiegte.

Die nächsten Nachfolger des heil. Nicaise sind unbekannt; die spätern bis zu Pretextat meist Heilige, die man durch oft erweislich lange nach ihnen entstandene Wundersagen zu verewigen gesucht hat, und die nur selten eine geschichtliche Bedeutung haben. Sie waren die guten Nachbarn, von denen die Chronique Scandalöse nichts zu sagen weiß. Sie suchten eine Lehre mit Gefahr ihres Lebens zu verbreiten, von der sie das Heil der Welt dies- und jenseits hofften, und beschränkten sich meist auf ihr Lehramt.

Pretextat spielt zuerst zu Anfang des siebenten Jahrhunderts eine Art politischer Rolle in der Geschichte der Erzbischöfe von Rouen. Ich habe bereits anderswo das Factische angeführt. Er versuchte es, einem Könige entgegenzuhandeln; seine Mitbischöfe (nach Gregor von Tours) verriethen ihn, und verurtheilten ihn nach dem Willen und Wunsche des Fürsten; er wurde entsetzt, verbannt, und später, nach des beleidigten Königs Tod, wie-

der in seine Würde eingesetzt, auf den Befehl der Königin ermordet, ohne daß die Geistlichkeit es eben so wenig wagte, ihm im Augenblicke der Gefahr beizustehen, als die Sühnung des Mordes und die Bestrafung der Mörderin zu fordern. Diese Thatsachen sind an und für sich sprechend genug.

Sein Nachfolger Melance, der bereits während der Verbannung Pretextats Erzbischof von Rouen gewesen war, wurde troß des Umstandes, daß der Verdacht auf ihm ruhte, Mitwisser und Mitanstifter des Mordes seines Vorgängers gewesen zu sein, zum Erzbischofe ernannt und anerkannt. Bis zu Pretextat war stets das Volk bei der Wahl seiner Seelsorger thätig und Hauptsache gewesen. Ueber die Wahl des Melance, nach dem Tode des Pretextat, schweigt die Geschichte, und es ist nicht wahrscheinlich, daß das Volk ihn gewählt habe, denn es liebte Jenen, und hatte ihn kurz vorher im Jubel zurückgeholt, nachdem es zur Entfernung des Melance mitgewirkt hatte. Dagegen war dieser der Schützling Fredegundens und der getreue Bundesgenosse ihrer Verbrechen.

St. Romain war der nächste Erzbischof von Rouen. Seine Geschichte wimmelt von Wundern. Er that schon welche, ehe er noch geboren war, und hörte nicht auf, als er bereits gestorben. Der Erzbischof sollte vom Volke und der Geistlichkeit gewählt werden, was abermals nicht

ohne Wunder abging. Die Wähler konnten sich lange nicht über den zu nennenden Bischof verständigen. Endlich trat ein frommer Greis auf, und sagte, daß ihm ein Engel erschienen, und ihm den Staatsrath und spätern Siegelbewahrer Clotors bezeichnet habe, worauf dieser gewählt wurde. Das Wunderbare bei diesem Wunder ist, daß es einer Intrigue sehr ähnlich sieht. Unter dem heil. Romain finden wir die Sage des heil. Nicaise mit dem Drachen wieder, nur mit dem Unterschiede, daß da kein Priester ihn begleiten wollte, er einen zum Tode verurtheilten Mörder wählte, und durch diesen den Drachen mit der Stola erwürgen ließ. Daher dann das Privileg der Abtei St. Ouen, alljährlich einen Verurtheilten befreien zu dürfen.

Dajobert wählte nach dem Tode des heil. Romain den heil. Ouen, der damals noch nicht Priester, wohl aber Kanzler des Königs war. Das Volk und die Geistlichkeit bestätigten diese Wahl. St. Ouen war ein Wohlthäter der Menschheit, und wenn die Geschichte von seinen Wundern nicht spricht, so geschieht dies vielleicht, weil er solches nicht nöthig hätte, um durch sein heilbringendes Wirken auf die Nachwelt zu kommen. Die Verbrechen der Könige, die Eroberung, die sich vorbereitenden neuen Gestaltungen, mit einem Worte, das Unglück einer Uebergangsepoche hatte die ganze Gesellschaft verwildert, und nur

hier und dort lebte ein Geistlicher, der sich einem höhern Streben widmete. St. Ouen verband sich mit St. Ebroin und St. Philibert, die wie er den Zustand der Welt beklagten. Aber ihre Klagen waren nicht thatlos. Sie errichteten die beiden Kloster zu Jumièges und Fontenai (Wandrille), die dann ein Jahrhundert lang, gleich einem Edelsteine, in der Nacht leuchteten, das Licht der Wissenschaft, wenn auch in engem Kreise, verbreiteten, und der gänzlichen Verwilderung der Menschheit einen Damm zu setzen suchten.

Der heil. Philibert war wie sein Vorgänger und Freund St. Ouen ein würdiger Vertreter der Lehre Christi. Er verwendete die Schätze der Kirche dazu, die Lasten und das Unglück des Volkes zu mäßigen, und speißte, wie wir bereits gesehen haben, bei den Festen, die er geben mußte, mit den Armen an den für sie bereiteten Tischen. Er war der Kanzler Thierys, des Sohnes Clovis II., und das war wohl die Ursache, warum Pepin der Kleine in ihm einen Feind sah, und ihn in ein Kloster verbannte. Nach den Chroniken wurde Pepin durch den Teufel verblendet, und ich habe nichts dagegen einzuwenden. Zuletzt aber söhnte sich der Herrscher mit dem in Ungnade gefallenen Erzbischofe wieder aus, und dieser starb in seinem Amte. (Zu Anfang des achten Jahrhunderts.)

Mit ihm schließt gleichsam die erste Epoche der Erz-

bischöfe von Rouen. Die Mehrzahl derselben waren bis jetzt als die geistlichen Hirten ihrer Heerde in Lehre und Beispiel aufgetreten. Nach Philipert werden solche Bischöfe seltener und bald zur Ausnahme. Der junge lebenskräftige Stamm der Carolinger hatte sich an den Pabst gewendet, um in ihm eine Stütze seines Thrones zu finden, und der Pabst hatte die Carolinger zu Herrschern der Franken gemacht, um in ihnen für seine weltliche Macht den starken Arm zu finden. Das politische Interesse führte sie zum Bündnisse, und um dies Interesse zu sichern, mußten beide sich wechselseitig schonen, der Eine dem Andern nachgeben, wo nicht eben diese Interessen sich förmlich berührten. Es dauerte Jahrhunderte, ehe dies der Fall war, und dann führte nothwendig das gegenseitige Interesse sie zu einem Kampfe auf Leben und Tod, der die Macht Beider zernichtete.

Die Gewalt der Bischöfe und Erzbischöfe bedrohte noch immer mehr oder weniger die Alleinherrschaft des Pabstes, und sie war dagegen lockend genug für die Fürsten, da überdies die Geistlichkeit sehr reich geworden war. Die Könige der Franken sahen in den Bischofthümern eine sehr glänzende Aussteuer für ihre nachgebornen Söhne und ihre Bastarde. So sehen wir denn Grippo, den Bastard Carl Martels, schon als Knabe den Erzbischofsitz von Rouen einnehmen. Sein zweitnächster Nachfol-

ger war Hugo I. (732), ein Enkel Pipins des Dicken, der um der Pfründen willen gegen das kanonische Recht zugleich Bischof von Bayeux, und Abt von St. Wandrille und Jumieges war. Bald nachher (753) finden wir einen Sohn Carl Martels, St. Remi, und nach ihm Hugues (762), einen Sohn Carl des Großen und der Tochter Tassilons, Ausstrade, auf dem Bischofsstuhle von Rouen.

Die Zeit der Wunder war vorüber, und deswegen übte denn dieser Zustand der Dinge seinen natürlichen Einfluß auf die Geistlichkeit aus. Es ist bekannt, daß schon unter Carl Martel die Geistlichkeit mehr und mehr verwilderte, daß man alle geistlichen Stellen nur noch als ein Mittel sich zu bereichern betrachtete, daß beinahe ein Jahrhundert hindurch (während 70 — 80 Jahren) kein Concil mehr stattfand. Die Reformationsversuche eines Bonifazius sind ein Beweis für die Entartung der Geistlichkeit, die Hindernisse, auf die er bei denselben stieß, und die er oft genug nicht im Stande war, wegzuräumen, bekunden, wie tief, als er auftrat, das Uebel schon Wurzel geschlagen hatte.

In Rouen finden wir in dieser Zeit, außer der einfachen, aber sprechenden Thatsache, daß die Mehrzahl der Erzbischöfe die Söhne der Fürsten waren, daß so ihnen ihr geistliches Amt gleichsam zur Aussteuer diente, einen Erzbischof Rainfrog (748), den man seiner Stelle

entsetzen mußte, der aber nichts destoweniger einen Theil der Einkünfte behielt, und von dem die Chronik sagt:

Nunc Reiginfredus succedit et ipse tyrannus
Quem demum Rotomae pellit Episcopo.

Die Schwäche der Söhne Carls des Großen, ihre innern Streitigkeiten gaben der Geistlichkeit Gelegenheit, ihre Macht und ihr Ansehen zu vermehren. Die Erzbischöfe von Rouen blieben nicht zurück in dem allgemeinen Anlaufe. Gilbert (gew. 800) war Staatssecretär und Vormund Ludwigs des Einfältigen und überdies Intendant der Provinz. Die Herrschaft Ludwigs war der Geistlichkeit zu günstig, als daß sie nicht, sobald man ihn zu verdrängen suchte, sich auf seine Seite hätte schlagen sollen, und so finden wir den Erzbischof Reynold (gew. 828) unter den Prälaten und Großen, die den König, nachdem er abgedankt hatte, wieder einsetzten, und ebenso seinen Nachfolger, den Erzbischof Gombaut (gew. 836) thätig, um später eine abermalige Wiedereinsetzung Ludwigs zu bewirken.

Es ist erfreulich, zu sehen, daß dies vermehrte Ansehen der Geistlichkeit, wenn sie auch durch die Zustände der Zeit verwildert war, nicht ganz ohne Nutzen für die Menschheit war, so daß bereits der Erzbischof Venelon (gew. 855) als Friedensvermittler zwischen den Enkeln Carls des Großen auftrat, und auf sein Ansehen fu-

ßend, einem Ludwig dem Deutschen gleichsam zu gebieten wagte, Friede mit Karl dem Kahlen zu halten, und als er diesem Gebote nicht nachkam, sich, gefolgt von der Mehrzahl der Prälaten, gegen ihn erklärte, und den Bischof von Sens vor Gericht forderte, weil er dem Friedensbrecher Hülfe geleistet hatte. Noch erfreulicher ist es, wenn dann die Geistlichkeit wieder beginnt, Schulen zu errichten und Schulgesetze zu erlassen. Dagegen zeigt sich dann aber auch mehr als früher das Streben, die Güter der Kirche zu mehren, und es sieht leider nur zu klar so aus, als ob hierüber alles Andere zur Nebensache werde. Von einem Erzbischofe von Rouen Reschulphe (gew. 872) weiß die Geschichte kaum etwas anderes vorzuzeigen, als eine Charte, die er von Carl dem Kahlen erlangt, und die der Kirche alle ihre Güter und Schenkungen bestätigte. Unter dem Erzbischofe Jean (876) beschäftigt Jahre lang ein Streit über die Güter eines gewissen Rampe, Bruder eines Bischofs von Sens, den ehrwürdigen Seelsorger. Den Erzbisch. Witton (gew. 888) finden wir auf dem Concil zu Frostay, wo wieder die Güter der verstorbenen Bischöfe einen großen Theil der Berathungen und Beschlüsse in Anspruch nehmen.

Allwärts sieht man hier das Streben nach weltlicher Macht, um durch sie der geistlichen eine kräftigere Waffe zur Vertheidigung und zum Angriffe zu geben.

Die Eroberung der Normandie durch Rollo warf die Geistlichkeit dieses Landes um ein Jahrhundert zurück, denn sie sah sich genöthigt, wie früher bei den ersten Carolingern, den kräftigen Herrschern nachzugeben, da sie ihnen die Spitze nicht bieten konnte. Unter den nächsten Nachfolgern Rollo's aber, die nur, um ihre Herrschaft zu sichern, Christen geworden waren, entartete die Geistlichkeit dieses Landes wieder mehr und mehr, und die Chronik der Bischöfe sagt von Hugues II. (gew. 942) daß er depourvu des lumières de la Grace gewesen, und quil fit habitude de violer les lois divines. Seine beiden Nachfolger waren Robert, der Bruder Richards II. (989) und Manger, der Sohn desselben Herzogs. (1037) Es wiederholte sich hier, was wir bereits unter den ersten Carolingern gesehen hatten. Die Chronik sagt von Robert, daß er un jeune seigneur nourri et elevé dans la vanité, luxe et delices de la cour gewesen. Er heirathete als Herzog von Evreux und behauptete, daß dies den Bischof von Rouen gar nichts angehe, theilte die Kirchengüter unter seine Kinder, ward endlich im Alter fromm, beschenkte dann die Kirche, die er früher bestohlen hatte, verlor aber mit den Haaren nicht ganz den Pelz, empörte sich gegen seinen Bruder, mußte nach Frankreich fliehen, und kam erst spät wieder nach Rouen zurück. Manger dagegen wurde durch

Bestechungen gewählt, führte eine schnöde Herrschaft, verpraßte die Güter der Kirche mit seinen Günstlingen und Dirnen in Schmäusen und auf der Jagd, bis endlich Wilhelm der Eroberer — wohl mehr weil er gegen diesen intriguirt hatte, und nur den Bastard in ihm sehen wollte — zugab, daß er auf dem Concil zu Lissieux (1055) entsetzt wurde. Der von diesem Concil eingesetzte Bischof Mourille war ein frommer Mann, aber seine Herrschaft dauerte nur eben lange genug, um seine eigene Frömmigkeit hinlänglich an den Tag zu legen, damit er später heilig gesprochen werden könne.

Unter Wilhelm dem Eroberer hören wir auch in der Normandie das Echo der Ansichten Gregors VII., nirgends aber eine Macht der Geistlichkeit der weltlichen gegenüber, die ahnen ließe, daß zu derselben Zeit ein Kaiser von Deutschland vom Pabste zu beschimpfender Buße gezwungen werden konnte. Dagegen sehen wir unter ihm sich einen lange dauernden Streit zwischen der höhern und niedern Geistlichkeit entspinnen, der durch die Art und Weise, wie derselbe geführt wurde, ein Beleg der Verwilderung der Geistlichkeit selbst ist.

Jean, Erzbischof von Rouen, ein Neffe des Herzogs Richard I., hielt eine Synode, in der er gegen die Weiber und Concubinen der Geistlichkeit sprach, und diese endlich mit dem Anatheme belegte. Wilhelm selbst erklärte d. E.

sich gegen die Weiber und Concubinen der Priester, aber er verordnete auf dem Concil zu Lillebonne (1080), daß die dieses Verbrechens angeklagten Priester sich vor ihren Pfarrkindern deswegen rechtfertigen oder entsetzt werden sollten. Er begründet die Verweisung der Priester vor ein Gericht aus ihren Pfarrkindern, aus Nichtgeistlichen bestehend, dadurch, daß er sagt: „Er wolle durch dies Reglement keinesweges Eingriffe in die geistliche Gerichtsbarkeit machen, sondern nur Nachlässigkeiten entgegenarbeiten, die bis jetzt bei mehrern von den geistlichen Gerichten geherrscht hätten, und so dieser Unordnung, die unter den Geistlichen stattfinde, steuern.“ Er gab somit zugleich einen Beweis seiner Macht, die ihm erlaubte, die Geistlichkeit unter eine weltliche Gerichtsbarkeit zu stellen, und der Unordnung, die bei jener herrschte. Die Verwilderung der Geistlichkeit war bei dem Versuche Jeans gegen die Concubinen noch klarer hervorgetreten, denn nachdem er das Anathem ausgesprochen und die Synode verlassen hatte, wurde er auf der Straße von der Geistlichkeit selbst mit Steinwürfen verfolgt, und konnte sich nur mit Mühe retten.

Die Kraft der weltlichen Macht der geistlichen gegenüber zeigte sich in der Normandie unter Wilhelm dem Erob. noch bei mehrern Gelegenheiten. Er entsetzte den Erzbischof Jean, weil dieser ihm zu widersprechen gewagt

und ebenfalls im Verdachte stand, in ihm nur den Bastard zu sehen. Dann aber verbot er, wie wir ebenfalls schon anderswo gesehen haben, seinen Bischöfen, von denen Gregor verlangte, daß sie das Pallium in Rom selbst abholen sollten, ohne seine Erlaubniß nach Rom zu gehen, oder irgend einem außer seinem Reiche gehaltenen Concil beizuwohnen. Und er hatte die Macht, seinem Willen Achtung zu verschaffen.

Zwei Maßregeln, der Gottesfriede und der couvre-feu werden gewöhnlich als ein Beweis der Macht der Geistlichkeit in der Normandie angeführt. Diese war wirklich mit thätig bei denselben, aber sie gingen von der weltlichen Macht aus, und wurden, wenn auch geistliche Strafen gegen die Verbrecher ausgesprochen waren, doch nur durch Wilhelms starken Arm aufrecht erhalten.

Die Eifersucht zwischen der höhern und niedern Geistlichkeit zeigte sich, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot. Der Erzbischof von Rouen hatte das Recht oder die Pflicht, in der Kirche St. Ouen am Tage des Heiligen dieses Namens die Messe zu lesen. Jean kam eines Tages zu spät, und ein anderer Priester hatte bereits die Messe begonnen. Und als die Mönche verweigerten, die Messe zu unterbrechen, ließ er dieselben durch seine Leute aus der Kirche wegjagen, und begann dann den Gottesdienst. Die Mönche aber läuteten die Sturm-

glocke, drangen von neuem in die Kirche, wo sich ein blutiger Kampf entspann, dem nur die Soldaten des vicomts von Rouen ein Ende machten, indem sie Freund und Feind aus der Kirche austrieben.

Alles das ist charakteristisch genug, und zeigt, daß, wenn auch später noch die weltliche Gewalt der Geistlichkeit zu einer höhern Stufe, als unter Wilhelm dem E. stieg, doch sicher die eigentliche Macht der Geistlichkeit, ihr Ansehen und ihr Einfluß beim Volke schon jetzt gewaltige Stöße erlitt.

Die Nachfolger Wilhelms kämpften unter sich um die Fetzen des Purpurmantels des Eroberers, und waren überdies entweder ohne Geist, oder ohne moralische Kraft, oder endlich Wüstlinge, die selbst, wo sie ihre Kraft bewiesen, ihr Ansehen beim Volke nur mehr und mehr schwächten. Unter ihnen stieg dann die Macht und das Ansehen der Geistlichkeit immer höher, bis sie endlich unter Richard Löwenherz zur höchsten Stufe gelangte. Doch muß ich zum Verständnisse des Nachfolgenden hier noch Einiges über den innern Zustand der Geistlichkeit nachholen. Thatsachen sind die besten Redner, deswegen mögen nur diese sprechen.

Die Eifersucht unter der höhern und niedern Geistlichkeit führte die Kämpfe der Aebte gegen die Erzbischöfe wegen der Confession des Eides der Treue, den diese von

jenen verlangten, und den meist jene nicht leisten wollten, herbei. Ein Abt von Bec verweigerte denselben unter dem Herzoge Robert, und der Erzbischof Wilhelm von Rouen versagte ihm dagegen die Ertheilung der Abtswürde. Die Vermittelung des Herzogs brachte endlich einen nichts entscheidenden Vergleich zu Stande. Unter Heinrich I. wiederholt sich dieser Streit zwischen Hugues, Erzbischof von Rouen, und dem Abte von Wandrille. Der Abt beklagt sich beim Könige, und dieser wendet sich an den Pabst. Die Antwort des Pabstes an den König entscheidet nichts; dagegen schreibt er dem Erzbischofe zu temporisiren, und den König nicht zu sehr aufzubringen. Pabst Gregor IX. verbietet endlich dem Erzbischofe, die Confession zu fordern, was den Erzbischof Hugo nicht verhindert, bald nachher dieselbe wieder vom Abte von Bec zu verlangen, so wie diesen, sie wenigstens mündlich zu leisten, nachdem der Erzbischof sich geneigt zeigte, von einer schriftlichen abzustehen.

Endlich noch ein paar einzelne Ereignisse zur Schilderung des innern Zustandes der Geistlichkeit jener Zeit. Wilhelm II. hatte einen seiner Günstlinge zum Bischofe von Ducham ernannt, und dieser weiß die Ernennung seines Bruders zum Bischofe von Lissieux durchzusetzen. Nach dessen Tode nimmt er selbst dies Bischofthum in Besitz, und läßt dann von dem Capitel seine sämmtlichen

Söhne, von denen der älteste 12 Jahre hatte, zu Bischöfen ernennen, damit, wenn der ältere sterbe, die fette Pfründe wenigstens dem nachfolgenden nicht entgehen könne. Dies Aergerniß wurde freilich bald zu arg, und so verkaufte Wilhelm erst den Bischoffitz, was aber so öffentlich geschah, daß der Käufer der Simonie wegen angeklagt werden konnte, wodurch dieser Akt wichtig wurde. Endlich sollte dann ein neuer Bischof ernannt werden, aber Arnulph, der Vater jener Bischöflein, wußte es dahin zu bringen, daß das halbe Capitel einen Bischof nach seinem Sinne, die andere Hälfte einen andern wählte, wodurch er den Streit in die Länge zog, und sich unterdeß im Besitze erhielt. Heinrich I. machte diesem Scandal ein Ende.

Bei einer andern Gelegenheit zeigte sich ebenfalls, auf welcher Stufe die Geistlichkeit damals stand. Geoffroy, Erzbischof von Rouen, unter Heinrich I., hielt ein Concil gegen die Priesterfrauen in Rouen. Ein Priester wagt es, gegen des Erzbischofes Ansicht die Frauen zu vertheidigen, wofür ihn die Diener des Erzbischofes gefangen nehmen und wegführen. Die Mehrzahl der Versammlung aber dachte ungefähr so, wie der gefangene Priester, weswegen der Erzbischof im Zorne das Concil verläßt, und seine Diener und Knechte, mit Stecken bewaffnet, hinschickt, um die widerspenstigen Freunde

der Frauen durchzuprügeln, was jene denn pflichtgemäß thun, und mehrere Priester verwunden. Der König aber that, als ob nichts vorgefallen.

Daß bei einem solchen Zustande, bei solchen Vorfällen die moralische Kraft der Geistlichkeit nicht zunehmen konnte, ist nicht schwer zu begreifen; daß sie ihr Ansehen im Volke vermindern mußten, und dann spätere Ereignisse erklären, ist wohl nicht nothwendig, weiter auszuführen. Die moralische Schwäche der Könige ersetzte dagegen den Mangel an moralischer Kraft bei der Geistlichkeit, und deswegen konnte ein Thomas von Canterbury, im Geiste Gregors VII., dem Könige von England die Spitze bieten, und ihn bekämpfen, nicht aber besiegen; denn erst nach Thomas Tod that Heinrich Buße, ohne je eigentlich nachgegeben zu haben. Als zuletzt die Geistlichkeit eine Ligue gegen Heinrich zu bilden versuchte, wendete dieser sich an den Pabst und bat ihn, England, als ein Erbe des heil. Peters und ein vom apostolischen Stuhle abhängiges Lehn in Schutz zu nehmen. Er erkannte somit die Oberherrschaft des Pabstes an; aber er mochte wie jener deutsche Bauer denken: der Pabst ist ferne und der Himmel hoch; denn ungefähr um dieselbe Zeit geschah die Wahl des Erzb. Ratron von Rouen auf Bitte und auf Befehl des Königs, und als das Capitel bei der Wahl Gaultiers,

des Nachfolgers Ratrons (1184), wenigstens den Schein zu retten ihn fragen ließ, ob er den Erzbischof nur vorschlage oder zu wählen befehle, erklärte er abermals: „Ich will und ich bitte Euch, daß Ihr so handeln mögt."

Unter der Regierung des Richard Löwenherz erreicht die Macht der Geistlichkeit ihre höchste Stufe, aber wir sehen sie auch unter demselben Fürsten bereits auf der andern Seite des Berges hinabgleiten. In einem Concil zu Rouen (1189) finden wir die Geistlichkeit als Gesetzgeber sowohl für die geistlichen als für Civilstreitigkeiten auftretend. Als ein Zeichen der Zeit sind die Versuche von freien Associationen zwischen Geistlichen und Nichtgeistlichen zum wechselseitigen Schutze von Bedeutung. Das Concil sprach gegen dieselben die Excommunikation aus. Die Ausschließung aus der christlichen Gemeinde kommt dann als Strafe bei der Fälschung, der Brandstiftung, dem Morde, und vieler andern Verbrechen vor. Die Priester wurden von Richard zu Aufrechthaltern des Gottesfriedens ernannt, und jeder Gottesfriedenbrecher muß dem Erzbischofe von Rouen neun Livre zahlen. In einem spätern Concil zu Rouen (1191) wird die Geistlichkeit förmlich jeder bürgerlichen Gerichtsbarkeit in Civil- wie in Criminalfällen entzogen. Das Eigenthum der verstorbenen Geistlichen fällt an den Bischof für gute Werke;

sodann das der Wucherer, das sonst dem Könige gehörte; endlich wurden die von Wucherern gemachten Geschenke an die Kirche für unwiderruflich und unangreifbar erklärt. Die Kirche theilte überdies die Güter derer, die unvorhergesehen starben, unter die Erben.

Alle diese Gesetze zeigen, wie hoch die Macht der Geistlichkeit gestiegen war. Ein besonderer Umstand hatte viel dazu beigetragen, diese letzte Steigerung zu begründen. Jedermann, mit seltener Ausnahme, glaubte am Schlusse des eilften Jahrhunderts an den bevorstehenden Untergang der Welt, und bestrebte sich, mit dem Himmel abzurechnen, und der Geistlichkeit einen Vorschuß zu geben, den man jenseits mit Procenten ersetzt zu erhalten hoffte. Aber das neue Jahrhundert brach an, und die Welt brach nicht zusammen. Wie jener Glaube, jene Furcht, so lange sie währten, zur Befestigung der Macht der Geistlichkeit beigetragen hatten, so trug die Enttäuschung zur Untergrabung derselben nicht weniger bei. Wir werden bald die Folgen sehen.

Die Abwesenheit Richards während des Kreuzzuges, und seine Gefangenschaft waren neue Gelegenheiten, die Macht der Geistlichkeit zu fördern. Wir sehen sie in dieser Zeit sich in ihrem vollen Glanze zeigen. Zwei Geistliche, erst ein Bischof von Eliz, dann Gaultier, Erzbischof von

Rouen, waren während dieser Zeit die Stellvertreter des Königs und, wie er, die Beherrscher von England und der Normandie.

Man kann diese Epoche als den höchsten Gipfel der geistlichen Macht in der Normandie ansehen. Der Zufall, äußere Verhältnisse hatten dazu beigetragen, sie bis auf diesen Punkt zu bringen; denn im Volke war ihr moralisches Ansehen bereits vielfach gesunken. Kaum nach Richards Rückkunft legen die Bürger von Rouen hiervon Zeugniß ab. In der Geschichte der Erzbisch. von Rouen und der ganzen normannischen Geistlichkeit sehen wir jetzt zum erstenmale ein Beispiel, daß das Volk sich gegen seine Hirten erhebt, und sie trotz ihres heiligen Amtes mit dem Schwerdte zu Paaren treibt. Ich sprach anderswo von jenem Aufstande, bei dem die Rouener die Ringmauern des Doms stürmten, die Kaufhallen (échoppes, Schoppen) zerstörten, weil die Geistlichkeit dieselben zu einem Markte gemacht und den auswärtigen Kaufleuten vermiethet hatte. Es wurden mehrere Geistliche bei dieser Gelegenheit getödtet und verwundet, und viele ihrer Häuser in der Stadt niedergerissen. Bis jetzt sahen wir das Volk nur auf Befehl der Geistlichen selbst gegen Geistliche einschreiten. In diesen gebotenen Kämpfen aber mußte es nothwendig seine tiefe Ehrfurcht vor ihnen verlieren, und so war es natürlich, daß, sobald sich die Gelegenheit

darbot, es auch selbstständig gegen dieselben aufzutreten wagte.

Der Herzog-König schritt vermittelnd ein, und legte den Streit bei, und die Bürger schwuren, sich vor ein geistliches Gericht zu stellen. Dies Gericht verurtheilte sie dann natürlich zur Wiederherstellung der zerstörten Mauern und Häuser, und legte ihnen als Buße für die getödteten Priester eine Pilgerfahrt nach Rom auf. Aber die Bürger wußten sich lange dieser Sühne zu entziehen, und selbst die Drohung, sie zu excommuniciren, blieb schon ohne Folgen, bis endlich Gothier an den Pabst schrieb, und sie wirklich mit dem Banne belegt wurden, worauf sie sich dann mit dem Erzbischofe wieder aussöhnten.

Bald sollte auch die weltliche Macht ein Beispiel geben, daß für sie, wie fürs Volk der Zauber gebrochen sei. Die beiden um die Normandie kämpfenden Könige, Richard und Philipp August, schlossen nach mehrern unentscheidenden Schlachten Frieden, indem sie sich wechselseitig für die Zerstörung mehrerer geistlichen Güter, und für die gezwungenen Anleihen, die sie bei der Geistlichkeit gemacht hatten, quitt erklärten. Dann gestand Richard dem Könige von Frankreich zu, daß er, so oft sich der Erzbischof von Rouen in die Angelegenheiten Frankreichs mische, und ein Interdict gegen Frankreich

ausspreche, das dem Erzbischof gehörige Andely besetzen dürfe, bis vier Geistliche und vier Weltliche (2 Franz. und 2 Norm.) das Edict des Erzbischofs bestätigt oder verworfen hätten. Somit machte man die Güter des Erzbischofs für seine geistlichen Maßregeln verantwortlich, und unterwarf diese gar Nichtgeistlichen zur Bestätigung oder Verwerfung. Es war dies ein harter Schlag, und Gothier fühlte ihn in seiner ganzen Schwere. Er verließ sein Erzbischofthum, und schleuderte den Bannfluch gegen die Frevler. Aber er sah sich gezwungen, von einem Hofe zum andern zu reisen, um durch persönliches Zusprechen zu bewirken, was sein Fluch nicht mehr zu bewirken im Stande war. Er bewog endlich die beiden Könige zum Schadenersatz der Kirchen, und zur Befriedigung der Geistlichkeit, da beide Könige ein Interesse hatten, diese zu schonen, und sich ihrer Hülfe zu versichern.

Bald aber befestigte Richard Andely durch das Schloß Gaillard. Es war dies ein neuer Eingriff in die Rechte des Erzbischofs, da Andely der Kirche gehörte, und nach alten Privilegien nicht befestigt werden durfte. Gothier nahm abermals seine Zuflucht zum Bannfluche, aber sein Blitz konnte die erstehenden Mauern des Schlosses nicht zerstören. Der Pabst selbst, zu dem Gothier sich begeben hatte, rieth dem Erzbischofe, sich mit Ri-

chard zu versöhnen, und hob selbst das Interdict auf, worauf Gothier nach Rouen zurückging, und sich mit einem Schadenersatze begnügte.

Unter Jean ohne Land kam die Normandie nicht ohne Mithülfe der normannischen Geistlichkeit an Frankreich, und Philipp August gab derselben zum Lohne das Recht zurück, ihre Bischöfe wieder selbst zu wählen. Aber wie die Eifersucht der beiden Könige sie gezwungen hatte, die Geistlichkeit zu schonen, so sehen wir bald, daß, nachdem die Könige von Frankreich allein in der Normandie herrschten, sie auch unumholener gegen die Geistlichkeit zu Werke gehen konnten.

Die Verbreitung der Ansichten der Albingenser in der Normandie zeigten bald, wie das geistliche Ansehen im Volke untergraben war. Ein Streit des Erzbischofs von Rouen gegen die Beamten des Königs wegen des Rechtes, Holz im Walde von Louviers zu hauen, sollte bald dem Erzbischofe selbst Zeugniß geben von dem abnehmenden Ansehen seiner geistlichen Macht. Dieser Streit begann bereits unter dem Erzbischofe Thibault (gew. 1222), ging auf dessen Nachfolger, Maurice, (gew. 1231) über, und als der Erzbischof nicht nachgeben wollte, ließ der König seine Güter in Beschlag legen. Maurice suchte seine geistlichen Waffen hervor, aber sie waren stumpf geworden. Er umflocht, um aufs Volk

zu wirken, erst alle Marienbilder seiner Diöcese mit Dornen, belegte, als dies ohne Erfolg blieb, eben so nutzlos die Capellen des Königs, dann später alle Baillys, Vizebaillys, ihre Frauen, Kinder und Verwandte, zuletzt alle königlichen Kirchhöfe, die Glocken und den Gesang in den Kirchen mit dem Interdicte, und verbot, die Todten der königlichen Domainen auf andern Kirchhöfen zu begraben. Aber er selbst schreckte vor den Folgen eines allgemeinen Bannfluches zurück, de peur, sagt der Chronikenschreiber der Bischöfe, que si on fermoit les ecclises, et qu'on cessait entièrement le service, les heresies ne prissent accroissement et le peuple ne s'endurcint en ce que concerne le culte de Dieu. Ein solches Geständniß ist der unwiderleglichste Beweis, daß der Zauber nicht mehr existirte. Der Bann war früher ein unfehlbares Mittel, die Völker aus ihrer Gleichgültigkeit aufzuschrecken, und würde jetzt nach dem obigen Geständnisse nur das Gegentheil zur Folge gehabt haben. Seine Nutzlosigkeit bewährte sich endlich, als der Bischof zuletzt doch das Interdict aussprach, und es ohne allen Erfolg blieb. Selbst ein Bischof, Hugo von Coutance, wollte dasselbe beschränken, und die Kirche St. Lo in Rouen ausnehmen, und gab erst nach vielen Verhandlungen nach. Die gütliche Vermittelung des Pabstes bewirkte endlich, daß der König den Erzbischof wieder in

seine Güter einsetzte, und dann das Interdict aufgehoben wurde. — Die Nonnen von Montivilliers bekümmerten sich eben so wenig um ein Interdict, das der Erzb. Maurice gegen sie erließ, als der König von Frankreich um das, welches jener über dessen Kirchen verhängte, so daß der Nachfolger Maurice's, Pierre de Colmieu, sich genöthigt sah, dasselbe endlich wieder aufzuheben.

Alle diese kleinen Streitigkeiten, am klarsten aber jenes Geständniß, zeigen uns, daß die Macht der Geistlichkeit gebrochen war. In der Folge finden wir die Erzbischöfe nur noch im Zwiste mit ihren Untergebenen, nur Streite um Nebeninteressen, mitunter aber auch wieder Bischöfe, die ihr Amt aus einem höhern moralischen Gesichtspunkte betrachteten, und zu den Wohlthätern ihrer Untergebenen wurden.

Der Erzbischof Odo Rigaut (gew. 1247) erhebt gegen den Abt von Ouen einen Zwist darüber, ob dieser das Recht habe, die Bischofmütze zu tragen. Bei dem Kreuzzuge Ludwigs des Heiligen will er dagegen wieder die allgemeine Gerichtsbarkeit über alle Kreuzzügler in Anspruch nehmen, wo dann selbst Pabst Alexander IV. ihm diese absprechen muß.

Wir sehen dann wieder bald die begünstigten Diener der Könige den Bischofstuhl einnehmen. Ein Erzbischof Bernard de Targin (gew. 1306) kam nur zum

Besuche nach Rouen, sein Nachfolger Gilles Aiscelin (gew. 1311) war der Vetter des Pabstes Clemens V. und Siegelbewahrer und Staatsrath von Frankreich. Pierre Roger (gew. 1331, später Clemens VI.) war Siegelbewahrer und Günstling des Königs Philipp de Valois; Aimerie Guenaud (gew. 1338) Rath und maitre des Requets desselben Königs; Nikolaus Roger (gew. 1342) ein Neffe des Pabstes, der nie nach Rouen kam; Jean Marigny (gew. 1347), ein tapferer Krieger in den Kämpfen Philipps de Valois gegen die Engländer, erhielt die Bischofmütze zum Lohne der unter dem Helme geleisteten Dienste; dann der Cardinal Pierre de la Forret (gew. 1351) Kanzler von Frankreich, der sich durch seine Intriguen so auszeichnete, daß ihn endlich König Carl als Kanzler absetzen mußte.

Durch Nepotismus und Intriguen gelangte man zum Bischofshute; der Bischofsitz wurde ein Lohn für geleistete Dienste, und ein Mittel zur Befriedigung der Sucht nach Reichthum, oft nur gegeben, um den Günstling in den Stand zu setzen, seine Schulden zu zahlen. Die Wahl wird zur Form, und nur mitunter, wo auch die Form verletzt worden, denken die Capitel an eine nutzlose Protestation.

Ein Neffe Philipps de Valois, Philipp d'Allencon, (gew. 1369) wagte es, einem Höflinge eine Stelle in

der Diöcese von Rouen zu verweigern, wofür dann der König seine Güter in Beschlag legte. Ce prelat, sagt die Chronik der Bischöfe, tascha par toutes les sumissions immaginables et par le credit de ses amis d'appaiser le roi et de detourner les éffets de sa colère. Und er versuchte diese Mittel vergebens, zog sich nach Rom zurück, worauf dann Charles V. erst auf Bitten des Pabstes die in Beschlag gelegten Güter wieder freigab, als dieser zugab, den kecken Erzbischof zum Prälaten von Jerusalem zu ernennen und als Erzbischof nach Ausch zu versetzen.

Louis d'Harcourt (gew. 1406) erhielt das Erzbisthum schon im 26ten Jahre als nachgeborner Sohn einer hohen Adelsfamilie zur Aussteuer, und kam erst drei Jahre später nach Rouen, um hier einen hochwichtigen Streit gegen die Canonici darüber zu beginnen, ob er, im Bischofstuhle oder im Chorstuhle sitzend, dem Gottesdienste beiwohnen solle. Unter ihm fällt Rouen an die Engländer, die gleich die Güter des Erzbischofs in Beschlag legen, um dann bald, wie früher Frankreich, einen Günstling des Hofes, den Staatsrath Jean de la Roche Taillèe (gew. 1442) zum Erzbischof zu ernennen. Er wurde Cardinal, und das Capitel protestirte vergebens gegen die anticanonische Cumulation der beiden Chargen des Cardinals und Erzbischofes. Louis de Luxembourg war

Präsident der Rechnungskammer, Kanzler und Gouverneur von Frankreich für England. Nachdem die Engländer aus Paris vertrieben waren, erhielt er (1446) das Erzbisthum zum Ersatze für seine verlorne Statthalterschaft.

Als Frankreich die Normandie wieder erobert hatte, wurde (1453) der Cardinal Wilhelm von Extouteville Erzbischof von Rouen, und kam nur eine kurze Zeit auf Besuch hierhin. Nach seinem Tode zeigt der Lieutenant general du Bailly de Rouen dem Capitel an, daß der König verbiete, ohne seine Erlaubniß einen Erzbischof zu wählen, dem sich dann das Capitel fügt. In diesem Briefe heißt es, daß der König zugleich an den Pabst geschrieben habe, quil lui plust pourvoir nostre amé et féal conseiller (Robert de Choismare) d'icelluy archeveché et le lui confier, er empfiehlt ihn dann dem Capitel, tout pour les vertus et merites de sa personne comme en faveur des bons, loyaux et recommendables services, que nous a fait continellement nostre amé et féal conseiller et chambelan, Guillaume Picard, Luier d'Estellan, nostre Bailly de Rouen, frère de mère du dit M. Robert, et nous vous prions que vous élisez le dit M. Robert. Und so geschah. Der Stiefbruder des verdienstvollen Baillys wurde gewählt. Man kann nicht klarer sprechen. — Das geist=

liche Regiment dieses Erzbischofs beschränkte sich darauf, daß er eine neue Orgel machen ließ, und der Kirche für die Chorstühle eine prächtige Tapete schenkte.

Georg d'Ambois, sein Nachfolger, war der würdige Freund Ludwigs XII. und man würde es gerne verzeihen, daß die Könige ihre Günstlinge zu Bischöfen machten, wenn alle Könige Ludwig XII. glichen, und wenn sie stets Männern wie einem Georg d'Ambois ihre Gunst schenkten. Er war der Wohlthäter des Volkes, und noch nach Jahrhunderten bekundet das normannische Sprüchwort: laissez faire Georg! daß das Volk sein Wirken erkannt hatte, und es ihm gerne überließ, seine Angelegenheiten zu vertreten.

Sein Nachfolger war Georg d'Ambois II., der nur den Namen seines Vorgängers führte. Er war der letzte Erzbischof von Rouen, bei dessen Wahl man wenigstens der Form Genüge that. Von nun an bis zur Revolution sehen wir nur noch Prinzen und Höflinge auf dem Bischofsitze, die sich nicht einmal die Mühe geben, den Schein zu retten.

Die Geschichte der katholischen Geistlichkeit im Allgemeinen spiegelt sich in der der Normandie ab. Erst Bischöfe, die ganz von der Würde und Pflicht ihres Amtes durchdrungen sind. Durch ihr Wirken nach und nach Begründung des geistlichen Ansehens und der geistlichen

Macht, die endlich ihre höchste Stufe erreicht, um dann mit Riesenschritten auf der andern Seite wieder von der höchsten Spitze des Berges herabzugehen, bis zuletzt die geistliche Würde nur durch Begünstigungen und Intriguen erlangt, nur ein Mittel zu neuen Intriguen, zur Befriedigung der Sucht nach Macht und Reichthum wird. Sie war, wie der Adel, längst schon eine Leiche, als die Revolution über dieselbe, wie über jenen hinwegschritt, und die große Glocke des Münsters zu Rouen, Georg d'Ambois genannt, zu Kanonen umgoß, und auf eine zum Andenken im Arsenal zu Paris aufbewahrte Scherbe derselben schrieb:

Monument de vanité
Detrouit pour l'utilité
L'an deux de l'égalité.

So spielt die Geschichte oft in ihrer Ironie! —

Das Justizgebäude und die altnormannische Rechtspflege.

Harro. Assisen. Lohiquier. Le vieux coutumier de la Normandie.

Rouen, den — 1837.

Ein junger Advocat von Rouen, dessen Bekanntschaft ich durch ein Empfehlungsschreiben gemacht hatte, begleitete mich, als ich den Justizpallast besuchte. Das Gebäude, aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in schon gemischtem gothischen Style, ist an und für sich merkwürdig genug. Das Ganze ist großartig aufgefaßt, und die Einzelnheiten sind schön und mit Keckheit ausgeführt. Einer der Säle, la salle des procureurs, ist 170 Fuß lang und 50 Fuß breit, und besonders die Zimmerarbeit, die denselben überwölbt, ist merkwürdig, und gleicht einem umgekehrten Schiffe und ist ganz so wie diese gebaut. Am Ende dieses Saales führt rechts eine Thüre in die alte grande chambre, die nach meines Begleiters Ansicht das

schönste Zimmer von ganz Frankreich sein soll. Ich habe wirklich wenige schönere Säle gesehen; doch überlasse ich es gerne den Baukünstlern, die Ansicht meines Freundes und seiner Landsleute zu widerlegen oder zu bestätigen.

Was mich mehr interessirte, waren die Erinnerungen, die sich hier in jedem Wanderer, der etwas von der Geschichte der Normandie kennt, regen müssen; denn hier hielt vor Zeiten der Echiquier oder besser das aus demselben hervorgegangene Parlament seine Sitzungen. Mein Begleiter erzählte mir viel davon. Aber Alles, was er mir sagte, wußte ich halbwegs und hatte es bereits halbwegs wieder vergessen; denn die Geschichtswerke über die Normandie, die ich gelesen hatte, waren über die Rechtsinstitutionen des Landes meist so schlecht versehen, daß man in denselben nur fand, was alle Welt weiß, und es kaum der Mühe lohnte, das, was sie sagen, im Gedächtnisse zu fesseln. Der Echiquier tritt in ihnen erst vor uns, als er bereits alt und schwach ist, und seinem Grabe, dem Parlamente, entgegengeht. Woher er kommt, was er im kräftigen Mannesalter gewesen, darum kümmert sich Niemand.

Ich hatte viel zu fragen, und mein Begleiter wußte nur selten die Antwort zu finden. Ich wollte wissen, was es eigentlich mit dem Harrorufe auf sich habe, woher er komme, was das Wort heiße, welche Bedeutung

diese Institution gehabt habe? und er erzählte mir, was ich wußte, und was mir so ungenügend als möglich erschienen war. Zuletzt sagte er mir: Ich werde Ihnen den Dictionnaire du droit normand par Hoüard (1782) leihen, der wird Ihnen Rede und Antwort geben.

Andern Tages schickte er mir das Buch. Vier gewaltige Quartbände. Mich überlief ein kalter Schauer. Es war das ein gar hoher Berg für einen Müßigen; und ich habe leider nicht den kecken Muth eines Eulenspiegels, der lachte, so oft es bergauf, und weinte, so oft es bergab ging. Dennoch faßte ich mir ein Herz, nahm einen Anlauf, und durchblätterte die vier Bände.

Was ich in dem Dictionnair des seligen Hrn. Parlamentsadvocaten Houard fand, brachte mich nicht viel weiter, als was ich früher schon gelesen hatte. Am Ende des Dictionnairs aber fand ich eine Zugabe, und in dieser gesundes Mark. Denn diese Zugabe war ein alter Reimcoutûmier der Normandie aus dem Jahre 1280, das Gesetzbuch seiner Zeit.

Was ich in diesem Gesetzbuche fand, interessirte mich bald so, daß ich, nachdem ich dasselbe durchgelesen hatte, nothwendig noch ein paar andere Quartbände, und gar etliche Folianten durchblättern mußte, um zu sehen, was aus den in dem Reimcoutûmier beschriebenen Institutionen geworden war. So gehts. Die Göttin der Gelehrten ist

eben auch ein Weib; man braucht ihr nur den Finger zu geben, und gleich verlangt sie die ganze Hand. Der Leser mag ihr verzeihen, wenn der Müßige eine halbe Stunde gelehrt thun, und langweilig sein muß.

Das gereimte Gesetzbuch der Normandie ist eine Uebersetzung eines kurze Zeit vorher in lateinischer Sprache veröffentlichten Coutûmier's der Normandie, von dem ebenfalls Ausgaben bestehen, mir aber bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen sind. Es mögen diese Gesetz- oder Gebrauchbücher ungefähr entstanden sein, wie der Sachsen- oder Schwabenspiegel und der Richtsteig. Ein braver Mann, dem das Unwesen, das in den Gerichten oft Folge des Mangels eines Gesetzbuches war, zu Herzen ging, setzte sich hin und schrieb die Rechtsgewohnheiten des Landes auf, und übergab sein Werk seinen Mitbürgern. Die Fürsten und Großen hatten damals nicht Zeit, sich um dergleichen Lapalien zu bekümmern. Der Uebersetzer des alten Coutûmier's, unser Reimgesetzbuchschreiber, hatte keinen andern Beruf zu seinem Werke, als seine Liebe zur Sache. Er sagt von sich selbst:

Qui mon nom veult appercevoir
Par aguille et pour me voir
Le scaura et le surnom sache
Cil y met C. A. U. P. H. *)

*) Wer meinen Namen sehen will, findet ihn in den Buchstaben C. A. U. P. H.

Er war bescheiden, der Gesetzbuchschreiber, und es scheint selbst, als wenn diese Buchstaben eher den Leser in Irrthum als auf den rechten Weg führen sollten; denn in einem andern Manuscripte liest man:

Mil deux cent quatre fois vingt
Après ce que Jesus Christ vint
En terre pour humain lignage
Pour rendre nous son hereditage
Et nous donner le pardies,
Qu'Adam nous tollit jadis
Quand de mouvais envie fut ivre,
Mit Richard Dourbault ce livre
En rimes en mieulx qu'il put
Pour commun et propre salut *).

Diese Stellen zeigen ziemlich klar, wie die Uebersetzung entstanden, und daß es ein Privatunternehmen war. Mit dem Urtexte verhielt sich dies nicht anders, auch er war die Arbeit eines Privatmannes, die erst später eine Art öffentlicher Sanction durch die Staatsgewalt erhielt, nachdem sie sich bereits in der ganzen Normandie praktisch die Anerkennung des Volkes und der Gerichte erworben hatte. Es ist diese Entstehungsart des Gewohnheitsbuches

*) 1280, nachdem J. Ch. zur Erde kam für die Menschen, um uns sein Erbe zurückzugeben, und uns das Paradies, das uns Adam einst raubte, als er in bösem Gelüste trunken war, zu schenken, setzte Richard Dourbault dies Buch, so gut er konnte, zum allgemeinen und zu seinem eigenen Besten in Versen.

der Normannen nicht ohne Bedeutung für seine Würdigung. Ein von der gesetzgebenden Gewalt des Staats gegebener Codex ist meist für die Zukunft berechnet, und reformirt mehr oder weniger die Institutionen der Vergangenheit. Er kann die Folge einer augenblicklichen vorübergehenden Richtung der Staatsgewalt sein, und so ohne größere und allgemeinere Bedeutung für das Erkennen der Zeit, in der er entstand, bleiben. Ein auf die obige Weise verfaßtes Gewohnheitsbuch, besonders bei einem Volke, wo das Gesetz durch die Gewohnheit selbst gebildet und nur durch sie sanctionirt worden war, ist dagegen zurückgreifend, und schildert die vergangenen Zeiten mehr als es die kommenden Generationen fesselt; es ist immer der klare Ausspruch der Richtung der Zeit, nie die der Laune eines Herrschers, einer Minorität, oder der augenblicklichen Modeansicht, die morgen abtreten, und durch eine andere Mode ersetzt werden kann, wie wir dies in der neuern Zeit in Frankreich und selbst in dem stabilen Deutschland oft genug gesehen haben.

Nun aber zu den Rechtsgewohnheiten, die der alte Reimcoutûmier darstellt.

Der Verfasser desselben spricht sich darüber aus, was er unter Coutûmes, Rechtsgebräuche, verstehe, und da er eben nur der Berichterstatter der Ansichten seiner Zeit ist, so sehen wir daraus, wie das Volk über dieselben dachte.

Coustumes se sont vieux usages,
Approuves par les princes sages
Du peuple gardes, qui font rendre
A chacun ce qui a soy doibt prendre.
Eulx apprennent possessions
De Droit font introductions
Et se mutations reçoivent
Les droits aussi muer se doivent
Si varient ou renouvellent
Les droits si lient ou appellent. *)
Chap. XV.

Betrachtet man diese Stelle näher, so sieht man aus derselben, daß der Gebrauch das eigentliche Gesetz war; les vieux usages werden von den weisen Fürsten nur bestätigt. Sie bestehen also nothwendig, um eben zu einem alten Gebrauche zu werden, selbst ehe sie die Fürsten bestätigen. Das Volk, die Gerichte (in denen, wie wir sehen werden, das damals constituirte oder legale Volk eben die Hauptrolle spielte), die diese Gebräuche machten, waren also in letzter Instanz die Gesetzgeber des Landes. Diese Ansicht wird noch klarer, wenn es weiter heißt: daß die

*) Coûtumes sind alte Gebräuche, von den weisen Fürsten bestätigt, und vom Volke bewacht, die jedem das gewähren, was er zu nehmen ein Recht hat. Sie lehren den Besitz; sie sind die Einleiter in die Rechte, und wenn sie ändern, so müssen die Rechte mit ihnen ändern, wenn sie variiren und sich erneuern, so fesseln sie, und berufen sich auf sie die Rechte.

Rechtsgebräuche, sobald sie ändern, auch das Recht (das Gesetz) ändern, daß sie also die früher von den weisen Fürsten bestätigten Coutumes umstoßen und neue an ihre Stelle einsetzen können.

Die folgenden Capitel sprechen dann ausführlich von den Rechten des Herzogs, damals schon des Königs von Frankreich. Und sie bestätigen die eben aufgestellte Ansicht, denn sie enthalten nicht ein Wort von dem Gesetzgebungsrechte des Fürsten. Er ist nur der erste Seigneur des Landes, der erste Würdeträger:

Chil est dit duc de Normandie,
Qui la principal seigneurie
De tout le Duché tient
Laquelle dignité retient
O (avec) les aultres le Roy de France *).
Chap. XVI.

Dann heißt es weiter:

il doibt
La paix pour le pays garder,
Corriger le peuple de vice,
Et par la ligne de l'equité
Tous contens mettre a verité **).

---

*) Der ist der Herzog der Normandie genannt, der die vorzüglichste seigneurie (Herrschaft) des Herzogthums hat, welche Würde mit seinen andern der König von Frankreich hält.

**) Er soll den Frieden im Lande aufrecht erhalten, die Fehler des Volkes bessern und durch die Linie der Gerechtigkeit Alles schlichten der Wahrheit gemäß.

Er hatte also ein Aufsichtsrecht über das Volk, und war der Friedensbewahrer des Landes, dessen Wohl seine Pflicht war.

Die folgenden Capitel sprechen von den besondern Rechten des Herzogs, und gestehen ihm den Beistand der Bürger, (die ihn beschützen müssen, die ihm, mit einer Menge von Ausnahmen, eine Abgabe, den Moniage zahlen) die Aufsicht über Maaß und Gewicht, dann die Moroste und den Wrak (verest, varest, varrec kommt sicher von Wrak her), die gefundenen Sachen, die herrenlosen Sachen, die Möbeln der Wucherer, das Pfandgeld, wenn der Pfandleiher das Pfand gegen den geliehenen Preis nicht herausgeben will; die Confiscationen, wo deren vorkommen, ꝛc. zu (Chap. XVII — XXVII.)

Ueber die eigentliche Gerichtsverwaltung spricht sich der Coutûmier vorerst im Allgemeinen, von den Urtheilen handelnd, folgender Maßen aus:

Iugement des choses mues
Et d'aultres parts defendues
Est sentence en un plet donnée,
Par jugement de renomée,
Jugiours sont personnes sages
Qui font jugement de langage
En court oys, comme Archeveques,
Et des Egliscs les Eveques,
Gens de l'eglise ont dignité
Chanoines, gens d'antorité,

Comme Abbée, Prieurs de Couvent
Recteurs d'Eglises qui sauvent
Renomés dignes ont anqueste
Par leurs sens et honnestete;
Baillifs, Chevaliers a dissertes
Sergens qui de l'epée ont sertes
Senechaux de Barons qui teische
Ont d'onnestete et sagiesche;
Nul n'est oste du jugement
Lors en sa cause propremeut
Ou s'il n'a part en laquerelle
Ou s'en Court n'a menée icelle
Ou s'attorné n'en a esté
Ou se conseil n'en a presté;
Du temoignage en Court porté,
Et par le juge rapporté,
Soit le plaidié dont la sentence
Doit estre fait en audience
Par iceulx mots qui proposerent
Les parties quand ils plaiderent,
Sans ajouter, muer, soustrayre
Ce dont l'on doibt jugement fayre.

. . . .

Le Bailli avant leur enjoigne
Sur leur foy que de la besoigne
Feront bon et vray jugement
Selon leur pur entendement,
La loy du pays non bleschie;
Et la chose qui y est jugie
Dung commun deulx assentiment
Du conseil, tienge fermement;
Et se les jugeurs discordent,
Tienge ce au les plus s'accordent,
Et se les plus sages, et se mains

Sont, le jugement soit remains
A l'aultre assise ou echiquier
Pour meilleur conseil appliquier.
. . . .
Et se le juge voit le vice
Par ignorence ou par malice
Et jugiers en ce qui jugeassent,
Combien qui tous si accordassent,
Il le doibt mettre a l'autre assise
Pour meilleur sentence estre guise,
Et tout oyt la sentence
Des jugeurs en quoi l'en pense;
D'amour au haine aucun vice
Il ne doibt fayre prejudice
A ce que par eulx est trouvé,
Esqueulx nul mal n'est reprouvé;
Se le juge le jugement,
Ou tous sont d'ung assentiment
Veut prolonger à l'aultre assise,
Il est raison que il devise
Aulcune raison efficace
Que la raison des aultres casse.
Barons par-leurs pers estre doivent
Jugés. Tous aultres le rechoivent
Par tous aultres qui bonnement
Ne sent oster du jugement*).

(Chapit. XIV.)

---

*) Urtheil der anhängigen und vom andern Theil vertheidigten Sachen ist die in einem Gerichte (plet) gegebene Sentenz durch jugement de renomée. (Es würde schwer sein dies zu übersetzen, und heißt wohl Urtheil der öffentlichen Meinung, die Meinung der Geschwornen.) Die Urtheilfinder sind weise Leute (personnes sages, in den Capitularien hei-

Wir finden in dieser allgemeinen Stelle die Richter (juges) und die Urtheilfinder (jugiers) als getrennte

ßen sie sagi barones), die über die vor Gericht stattgehabten Verhandlungen urtheilen; als Erzbischöfe, Bischöfe, Würdeträger der Kirchen, Canonici, Aebte, Prioren, Rectoren, die oft um ihres Verstandes und ihrer Ehrbarkeit willen zum Urtheilen würdig erkannt sind; Baillis, Ritter, Sergenten de l'Épeé, Senechals, Barone, die sich der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit bestreben. Keiner ist von dem Urtheile ausgeschlossen, wenn nicht in eigner Sache, oder wo er betheiligt ist, wenn er die Sache vor Gericht gebracht, oder mit der Verfolgung beauftragt, oder wenn er Rathgeber war. Nach den vor Gericht gegeben und vom Richter wiederholten Zeugnissen soll verhandelt, und das Urtheil in der Sitzung abgegeben, werden und zwar mit denselben Worten, die die Parteien vorschlagen in ihren Anträgen, ohne Etwas zu dem, worüber geurtheilt werden soll, hinzuzusetzen, zu ändern oder wegzunehmen ..... Der Bailli vorher (ehe sie urtheilen) ermahnt sie, daß sie über die Sache ein gutes, wahres Urtheil abgeben sollen, nach ihrer reinen Ueberzeugung und ohne das Gesetz des Landes zu verletzen. Ist die Sache nach einstimmiger Ansicht des Rathes beurtheilt worden, so hält sie fest. Und wenn die Urtheiler nicht übereinstimmen, so bleibt das, was die Mehrzahl bestimmt; wenn aber die Weisern (unter ihnen) in der Minderzahl sind, so soll das Urtheil an eine andere Assise oder an den Echiquier verwiesen werden, um bessern Rath darauf anzuwenden .... Und wenn der Richter (le juge) Fehler sieht, die aus Unwissenheit oder Bosheit gemacht wurden, und wenn auch noch so viele Urtheilfinder (jugiers) in dem, was sie urtheilen, übereinstimmen, muß er es (das Urtheil) an eine andere Assise verweisen,

Personen. Der erstere war wohl ein Beamter des Staates, des Herzogs, die letzteren aber die Staatsbürger, die Geistlichen, der Adel, und das Volk, Alle, die nicht rechtlich vom Urtheile ausgeschlossen sind. Die Ausnahme, wo Einer nicht urtheilen kann, führt keine Classe des Volkes an; die Stelle, wo von den Baronen, die nur von ihres Gleichen gerichtet werden können, Rede ist, ist in Bezug auf die Prozesse der Nichtbarone ebenfalls wieder ganz allgemein.

Diese jugiers waren die eigentlichen Richter, der juge leitete nur die Verhandlungen, und konnte nur in einzelnen Fällen das Urtheil an eine andere Assise oder den Echiquier verweisen. Er war verpflichtet, den Urtheilfindern die zu lösende Frage in der Form zu stellen, in der sie die Parteien in ihren Klagen angeführt hat-

---

damit ein besseres Urtheil gemacht werde. Der Richter selbst aber darf weder aus Haß noch aus Liebe oder sonst einem Unrechte dem, was durch sie (die Urtheiler) gefunden worden, und wobei kein Fehler sich eingeschlichen hat, sich widersetzen (prejudice faire). Wenn der Richter ein einstimmig abgegebenes Urtheil an eine andere Assise verweisen will, so ist es nothwendig, daß er einen haltbaren Grund angebe, der die Gründe der andern (der Urtheilfinder) zernichtet. Die Barone sollen durch ihres Gleichen geurtheilt werden. Alle Andere erhalten es (das Urtheil) durch Alle, die rechtlich nicht von dem Urtheile ausgeschlossen sind.

ten. Die jugiers endlich sprachen nach ihrer Ueberzeugung, selon leur pur entendement. Wir finden also die Grundzüge des Geschwornengerichts schon hier vollkommen entwickelt. Es wird dies noch klarer in dem Capitel über die jureurs, die geschwornen Zeugen. Hier heißt es:

De jurée est a soustenir.
De fuite ou derober, venir
Face on des lieux ou l'accusé
A maint et sa vie usé,
Et des biens aussi on les fait
Dont larchin deust estre fait
Logaux jurés a ce cités
Qui cognoissent la verité
Des fuits et de la vie ensement
De celluy, et si cautement
Devant justice a comparaistre
Que corrompus ne puissent estre
Par ses amis: et ensement
Les justiciers secretement
Trois chevaliers ou quatre prins
O lui; — doibt chascuns pour soi prins,
Examiner comment a usé
De vie et de fait l'accusé,
Qu'ils en savent ou peuvent croire,
Et doibt diligamment enquerie
Leurs dits, ages, et ordonnés
L'accusey doibt estre amenés,
Et le doibt len a resonner
Et les jurés veult nul saoner.
Lesquels jurés en audience
Sont a monstrer en sa presence,

Et sur un met son (saon) raisonable
Son dit ne lui est ja nuysable
Ne en la jurée endures;
Apres ce devant ceulx jures
Et devant aultres appellés
Et par devant les querellés
Convient que le juge replique
Les dits des jurés en publique,
Qui doibvent connoistre ensement
Ou'ainsy firent le serment.
Et sur ce doibt on fayre ley
Jugie et tenir sans delay,
Et ce qui vingt en jurent tiegne.
Et si daulcuns diceulx adveigne
Dire la chose en non scavoir,
Len doibt, se on le peult scavoir,
Tant de jurés jusque a vingt prendre
Et mettre qui len puist entendre
Par vingt iceulx estre a cler mise
La voir de la chose requise.
Des juris est il asscavoir
Qui ceulx sont jures qui avoir
Prestent en court fois corporelles;
A dire le voir des querelles,
Comme a iceulx par la justice
Du Lieutenant leur est requise,
Et comment par le serment
Des jurés prent terminement.
Contens des contens sont a prendre
La circonstance et entendre
Quand a semondre et a avoir
Les jurés, cest assçavoir
La personne adverse, et la chose
Dont la plaiderie est esclose,

Contens lieu, cause, la manière,
Temps, et pourquoy len requaire,
Ennemys, amys, et lignie
De l'une et de l'aultre partye.
Se soupechon y est trouve
Damour ou faveur approuve
Ou se haine y est trouvée,
Soient mys hors de la jurée
Les conseillans de la querelle
Et ceulx qui partent a ycelle
Et ceulx pour qui elle est meue,
Et par qui elle est defendue
Et ceulx qui prochains de la chose
Ne sont voisins ou len suppose
Et qui ne soient deue
De quoy le contens est meu,
Et ceulx qui temps son debouter
Se voir en sont a debouter;
Et tous les parjurés notables
Et faulx temoigs sont reprouvables;
Et ceulx qui certain souppechon
Demontre ignorer la tenchon,
Et puys dont au serment fayre
Doit les preudes hommes attrayre
Prochains, et ceulx qui l'en tesmoigne
Scavoir le voir de la besoigne
Qui ne soient souppechonnés
Des parties ceulx semonnés
Len doibt fayre semlablement
De ceulx qui sont publiquement
De larchin ou d'ommicide
D'arson ou creisme aultre qu'on cuide
Diffamés aulcun qui len sache
Dont il ne sçait qui fieute en fache.

De malefaçon faicte advis
Ne peult-on fayre a mon advis
Enqueste aulcune, ne attrayre
Cil ne veult au partis playre;
De meurtre est accordé faulait
Quand aulcun aultre a mort voulait
Appeller, et cil qui deffendre
En la fourme devant nommée
Elle luy doibt estre accordée,
Et se par celle est convaincu,
Condamné soit comme vaincu,
Et cil fut innocent trouvé
Delivré fut et approuvé;
Et cil est mis en non sçavoir
L'appellant doibt recours avoir
A la Bastaille et pour refraindre
Toulces querelles pour estraindre
Seullent plusieurs ce approuver
Et plusieurs aussi reprouver*).

Chap. LXXIV.

---

*) Die Jurée wird gehalten bei Flucht und Raub. Man macht sie aus dem Orte, wo der Angeklagte gelebt und gewohnt hat; und von den Gütern, auf denen gestohlen worden sein soll, werden auch rechtliche Geschworne hinzu citirt, die die Wahrheit der Thaten und des Lebens jenes (des Angeklagten) kennen. Und sie sollen so sicher vor dem Richter erscheinen, daß sie nicht durch seine (des Angeklagten) Freunde corrumpirt werden können. Die Richter nehmen drei oder vier Ritter mit sich, und befragen jeden von ihnen allein, wie der Angeklagte sich in seinem Leben und Handeln betragen habe, was sie davon wissen und glauben können; und sollen mit Fleiß bemerken, was sie sagen und was sie gehört haben. Dann verordnen sie, daß der Angeklagte vorgeführt werde, und fragen

Wie unklar und verwirrt auch diese Stelle an manchen Orten ist, so geht doch aus derselben klar genug

---

ihn, ob er keinen Tadel (keine Einwendungen) gegen irgend einen der Geschwornen habe. Diese Geschwornen sind ihm in der Sitzung und in seiner Gegenwart vorzustellen, und hat er einen rechtlichen Tadel gegen einen vorzubringen, so soll ihm dies nie nachtheilig sein, und ebensowenig der Jury. Dann sollen diese (Geschwornen) vor andern Berufenen (dem Umstande) und vor den Parteien schwören. Dann wiederholt der Richter öffentlich die Aussage der Geschwornen, die sämmtlich erkennen müssen, daß sie so geschworen haben (daß dies ihre auf Eid abgegebene Aussage ist). Und dann soll man ohne Aufschub Gericht halten, und was zwanzig schwören, soll bleiben (anerkannt werden). Und wenn einer von diesen käme und sagte, daß er die Sache nicht wisse (daß er nicht gehörig unterrichtet, um ein Urtheil abzugeben), so soll man, wenn möglich, so viele Geschworne bis zu zwanzig nehmen und so thun, daß man von ihrer zwanzig hören kann, daß der Mehrheit die Streit-Sache klar sei. Von den Geschwornen ist zu wissen, daß die Geschworne sind, die vor Gericht einen körperlichen Eid geschworen haben, die Wahrheit in der Streitsache zu sagen, wie dies von ihnen dem Richter (la justice) des Lieutenants verlangt worden. Um endlich durch den Schwur der Geschwornen zu Ende (zum Urtheile) zu kommen, muß man sich über die Umstände erkundigen und sie vernehmen; dann in Bezug auf Bestellung der Jury muß man berücksichtigen, den Gegner (den Kläger), die Sache, um die es sich handelt, den streitigen Ort, die Ursache, die Art und Weise, die Zeit; und deswegen erkundigt man sich nach den Feinden und Freunden und der Verwandtschaft der einen und andern Partei. Wenn Verdacht der Liebe oder Freundschaft oder des Hasses vorhanden ist,

hervor, daß die jureurs, jurés, die Geschwornen, das eigentliche Urtheil fällen, daß sie wie in den alten ger-

. . . .

werden sie aus der Jury ausgeschlossen. Die Rathgeber des Streites, und die Theil daran haben, und die, für die er geführt, und durch welche er vertheidigt wird, und die an der Sache ein Interesse haben, die keine Nachbarn sind, und die nicht wissen, worüber man streitet, und die zur Zeit getadelt (recusirt) worden, sind davon (von der Jury) auszuschließen. Denn alle bekannten Eidbrecher und falsche Zeugen sind zurückzuweisen, und die, die gewisser Verdacht als der Sache unbekannt zeigt. Endlich soll man zum Schwure nur weise Männer berufen, Nachbarn und solche, die bezeugen, daß sie die Wahrheit der Sache kennen, und die nicht verdächtig, von den Parteien gewonnen zu sein. Auf dieselbe Weise soll man verfahren mit denen, die öffentlich als Räuber, Mörder oder Diebe oder anderer Verbrechen überführt, bekannt sind. Keiner, von denen man dies weiß, und die irgend ein Unrecht begangen haben, darf zur Enquete hinzugezogen werden, wenn dies nicht mit Zustimmung der Parteien geschieht . . . .

Bei den folgenden Versen von

De meutre . . . bis zu

Elle lui doibt estre accordée

verlor ich mein Latein, wie der Franzose sagt. Ich überlasse es Andern, sie zu übersetzen.)

. . . .

Und wenn er durch sie überführt wurde, so soll er als Besiegter verurtheilt werden. Wurde er dagegen unschuldig befunden, so soll er befreit und belobt werden. Und ist er en non savoir befunden (wagen die Geschwornen nicht, ein Urtheil zu fällen), so soll der Appellant recours an den Zwei-

manischen Gesetzen, Zeugen und Geschworene zugleich sind, oder besser aus Zeugen zu geschwornen Richtern werden. Man sieht schon hier eine zweifache Jury auftreten. Erst nimmt der Richter drei oder vier Geschwornen, hört ihren Ausspruch und ladet erst dann den Angeklagten vor. Hierauf wird dieser vor eine zweite Jury gestellt, und zwar eine von zwanzig Geschwornen, die über ihn nach ihrer Ueberzeugung urtheilen. Die Groß- und Klein-Jury, die wir noch heute in England finden, ist also hier schon dem Wesen nach vorhanden. Diese die Voruntersuchung leitende Jury heißt bei Besitzstreitigkeiten la vue. Das Capitel über die vues ist ebenfalls merkwürdig genug, um es hier im Auszuge mitzutheilen.

Apres fault veoir de veue
Comme elle est terme et tenue.
Veue est regard de la chose
Requise, que cil, qui propose,
Demonstre devant la justice
A ce estably en assise,
Et devant hommes a foy dignes
Qui d'occasions ou mal signes
Nen doibvent estre deboutes;
Si doibt, veue non doubtée

---

kampf haben, um den Rechtsstreit zu beendigen, wenn Mehrere dieselbe gut, und Mehrere sie nicht gut heißen sollten.

A certain heure et terme assise
Estre assignée par justice *).

Chap. CXIII.

Dann folgen die Termine, an welchen die vue vor der Kirche oder an andern öffentlichen Orten abgehalten werden soll, worauf die Schauer (veours, vueurs) ihre Ansicht aussprechen:

Quant monstré faiet ara
La justice commandera
Au querellé qui la demande
Gaige à l'acteur qu'en la demande
Si comme elle est en brief**) comprise
Et gaigé ou non, jour a l'assise
Soit assigné aux contendans,
Et sachez se le deffendans
Ne lesse a cil, qui demande
A la veue sa demande,
Et depuys lesse a l'assise

---

*) Hiernach muß die vue kommen, wie sie eingerichtet und gehalten wird. Die vue ist die Besichtigung der streitigen Sache; sie wird durch den, der klagt, vor dem zu diesem Ende in der Assise Gericht haltenden Richten gezeigt, und vor glaubwürdigen Männern, die nicht wegen irgend einer Gelegenheit (Ursache) oder bösen Zeichens recusirt wurden. Hierzu soll, zweifelsohn, die vue zur gewissen Stunde und Assisentermine von dem Richter angesagt werden.

**) Der brief ist die Formul der Klage, ungefähr dasselbe, was die Formuln des Markalf sind.

Combien qui'l ny ait la main mise
Amander doibt le detenir *).

Chap. CXIII.

Dann erscheinen die Schauer vor der Assise.

Mais doivent les vogans venir
Et par leur record cest delay
Se doibt terminer comme lay.

. . . . .

Et cil et en aulcune chose
De la saisine, ou len suppose
Trouvé coupable, il doibt amande
Au prince et a partye rende
Les dommages, quil a eulx
A la chose de plé meulx
Comme trouvé estre pourra
Par les jures, et domoura
La saisine a l'acteur eue
Par les jurés recognue,
Et se le querellé disait
Que le recongnoissant li soit
Appareille de soustenir,
Len doibt doncques faire venir
Les jureours au serment

---

*) Wenn die Besichtigung abgemacht ist, so verordnet der Richter dem Kläger, daß er dem Beklagten Bürgschaft oder Pfand gebe, wie sie im brief enthalten ist. Und gepfändet oder nicht, der Tag der Assise wird den Partheien angezeigt. Und wisset, daß wenn der Beklagte dem Kläger den Streitgegenstand nicht bei der vue überläßt, und sie ihm vor der Assise lassen muß, er dem Kläger für das, worauf er seine Hand nicht gelegt hat (was er durch die Vorbehaltung des Besitzes verloren hat) ersetzen muß. —

Les plaidans voyans sanglement
Par leurs noms nommes a devise
Et leurs noms estre pris a l'assise
Et pourront les pars mettre son (saon)
Et ceulx qui verront la raison
Et cil qui prime escripta sera
En ceste fourme jurera:
Ce oes (oyes) le Bailly, mon sire,
Que je vous veul verité dire
De ceste querelle et sans fainté
Le Dieu m'eist (aide) et chose sainte *).

Dann kommt der Eid des zweiten Schwörers, worauf der Reimcodex fortfährt:

---

*) Aber die Schauer sollen kommen, und durch ihre Bestimmung muß dieser Termin sich als Gericht endigen....

Und wenn dieser (der Beklagte) in irgend Etwas bei dem Besitze strafbar befunden wird, so soll er dem Prinzen eine Strafe zahlen, und der Partei den Schaden ersetzen, den er ihr und der Sache gemacht hat, wie es durch die Geschwornen gefunden worden ist, und bleibt der Besitz dem Theile, dem er von den Geschwornen zuerkannt wird. Und wenn der Beklagte sagte: daß ihm freigestellt werde, das Erkannte (das Resultat der vue) zu beweisen; so soll man die Schwörer zum Eide kommen lassen, und die plaidirenden Schauer einzeln nach ihren Namen besonders aufrufen, und ihre Namen bei der Assise aufnehmen. Die Parteien können sie dann recusiren, wenn sie dazu Gründe haben. Und der, der zuerst eingeschrieben ist, schwört in dieser Form: höret es, Bailly, mein Herr, daß ich Euch die Wahrheit sagen will von diesem Streite, und ohne Hinterhalt, so wahr mir Gott helfe und die heiligen Sachen.

Aultres jureours jureront
Et ce fait, eulx ne parleront
A aulcun qui entre eulx se figue
Ne en privé ne en publique
Fors tant seulementa justice (juge)
Qui leur en joindra en tel guise
Sur ceste fourme en dire voir:
Reconnaissez a nous le voir
Par la foy creance greigneur
Quen Dieu avez nostre seigneur
Jeshucrit, et qui vous eustes
Quant la babtesme receustes
Et aussi sur le serment
Que fait avez presentament
Ainsy que se vous en mentés
De voir celler vous consentés
Vos ames ayant dampnement
Perpetuel et ensement
Le corps aient perdicion
Reprouvable anoticion
Recongnescez comme je dict
Assçavoir se sans contredict
G, la saisine avoit eue
De la terre que avez vene
Empuis laoust premierement
Passe ou depuys ensement
Et comment il avoit, et quelle
Est a scavoir mon que d'icelle
Caton depuys icelluy terme
Len dessaisi comme il afferme,
Puys daibvent conseiller ensembles
De voir rapporter com luy semble;
Mais soient en gardés loyaulx
Que par deniers ne par jojaulx

Leur verité ne soit cassée;
L'heure de leur conseil passée
Le jurés devant la justice
Repeter doibvent a l'assise,
Et tous ceulx sont d'ung accorde
Lung deulx sa reponse fache
Et si dient qui G. au terme
Saisine eust comme il afferme
Tenable, et aussy que Caton
Len dessaisi par Barat on
Doibt a G... la saisine rendre
Et de Caton lamande prendre *).

---

*) Die andern Schwörer schwören, und ist dies geschehen, so sprechen sie mit Keinem mehr, der sich zwischen sie drängt, weder im Geheimen noch öffentlich, und nur mit dem Richter, der ihnen in dieser Art und Weise bedeutet die Wahrheit zu sagen: „Erkennet (saget) uns die Wahrheit bei dem Glauben, den ihr an Gott, unsern Herrn J. Ch. habet, und den ihr erhieltet, als ihr getauft wurdet, und auch den Eid, den ihr so eben geleistet habt; so, daß wenn ihr lügen solltet, ihr zugebt, Euch verhaftet, Eure Seele ewig verdammt, und Euren Leib verderben zu sehen. Erkennt wie ich sage, d. h. ob ohne Widerspruch G. den Besitz der Erbe, die ihr gesehen, gehabt habe seit dem letzten August oder seitdem; wie er ihn hatte, und daß, nach meinem Wissen, Cato seit jenem Termine ihn aus dem Besitze trieb, wie er behauptet. Dann sollen sie zusammen berathen, um zu sehen, was sie nach ihrem Gutdünken berichten (antworten) mögen. Dann sollen sie sich hüten, daß weder durch Geld, noch durch Edelsteine ihre Wahrheit gebrochen werde! Nachdem die Stunde (die Zeit) ihrer Berathung verflossen, müssen die Geschwornen vor dem Richter in der Assise (ihren Ausspruch) wiederholen; und wenn Alle übereinstimmen, so sagt

Dann sollen die Auslagen, so wie der Schaden, den G. gelitten, untersucht werden:

De quoy Caton, des depens donques
Doibt fayre restriction
A G. par l'estimation
Des jurés, Comment eust eus
S'a temps due fussent venus.
Se la juré determine
Que G. neust pas la saisine
Fieffal, mais en prest ou en gaye,
Condition aultre ou en louage
Ou quelconques raison quon sache
Qui font au requirant fache (tord)
Dans le terme de la saisine
Soit y, tel querelle se termine
La saisine au tenant sera
Et l'acteur amande fera,
Et telle saisine acertes
Se les jurés ne sont pas certes
Et quils se sachent non savant,
Du terme comme est dit devant,
Saisine au tenant demourra
Et se l'acteur veult il pourra
Prouver le terme qua eu
Que ne luy est pas congneu *).

Einer von ihnen die Antwort. Und wenn sie sagen, daß G. zur bestimmten Zeit den Besitz, wie er behauptet, gehabt habe, und daß Cato ihn unrechtmäßiger Weise aus demselben brachte, so muß man dem G. den Besitz zurückgeben, und von Cato die Amande nehmen.

*) Diesen Schaden soll Cato an G. nach der Schätzung der Geschwornen, und wie er es gehabt hätte,

Dann folgt, daß die gewaltsame oder heimliche Besitzergreifung kein Recht gebe, worauf der Coutûmier fortfährt:

Par les jurés le dissaisi
Seru restabli a saisi
De la saisine ensement *).

Man sieht hieraus, daß die veours, Schauer, wahre Geschworne sind. Die Groß- und Klein-jury, wie sie sich in England gestaltet hat, ist zwar in den Coutûmes der Normandie noch nicht so scharf geschieden, wie dort, denn die Schauer selbst werden zu den Geschwornen der Kleinjury hinzugezogen. Dagegen ist der Verlauf der Verhandlungen schon derselbe; da hier wie dort eine Voruntersuchung durch Geschworne

---

wenn es ihm zur gehörigen Zeit zugekommen wäre, ersetzen. Wenn die Jury besagt, daß der G. den Feudalbesitz nicht hatte, sondern nur den Leih- oder Pfandbesitz, oder andere Gründe dem Requirenten schaden (Unrecht geben) in dem Termine des Besitzes, so endet hier dieser Streit, der Besitz bleibt dem Besitzer, und der Kläger zahlt die Amande. Sind bei solchem Besitze die Geschwornen nicht gewiß über den Termin, wie gesagt, so bleibt der Besitz dem, der ihn hat, und wenn der Kläger will, so kann er den Termin, den er gehabt hat, und der ihm (dem Geschwornengerichte?) unbekannt ist, beweisen.

*) Durch die Geschwornen wird der aus seinem Besitz Ausgetriebene in denselben unmittelbar wieder eingesetzt.

der eigentlichen Schlußverhandlung vor den Assisen vorhergeht.

Aus der ganzen Haltung dieses Capitels geht aber so klar als möglich hervor, daß die Geschwornen die eigentlichen Urtheilfinder sind, und daß der Richter nur die Verhandlung leitet, daß er im Allgemeinen nur über die Aufrechthaltung der Form wacht. Das aber ist die Hauptsache, denn wir sehen daraus, daß sich der alte germanische Grundsatz der Beurtheilung des Volkes durch das Volk bis zum 13ten Jahrhundert in der Normandie aufrecht erhalten hatte.

Welche Bedeutung das Geschworneninstitut damals noch hatte, wird aus den folgenden Artikeln klar, die überdies die obige Ansicht über die vue bestätigen, und zeigen, in welchem Verhältnisse sie zu den Assisen stand.

Bei den Streitigkeiten wegen des Patronatsrechts der Kirche wird die vue (nach chap. CXXIII.) auf folgende Weise gehalten.

Et de l'eglise aussy la veue
Par quatre chevaliers se face
Et quatre Prebstres que lon sache
Prochains du lieu, dignes, créables,
Qui ne doient estre sannable.
Le brief leue a la veue
Par ceulx doibt estre soustenue,
Se plus de quatre y sont trouvés
Qui ne soient pas reprouvés.

Au recognoissant soustenir
Len les y doibt fayre venir
Le recognoissant se doibt fayre
Par yceulx present l'ordinayre
Ou homps pour luy donnaiste quise
Qui o le Bailly en lassise
Et les chevaliers qui y seront,
Les jures examineront
Chascun deulx singulieresment;
Et enquerront premierement
Du droit de la proprieté
Et a cil qui en verité
Le droit propre estre trouveront
Par léxamen quils feront
Le droit du presenter rendront
Par le jugement quils tendront*).

---

*) Und von der Kirche auch wird die vue durch 4 Ritter gemacht und 4 Priester, die man als Nachbarn, als würdig und wahrhaftig kennt, und die nicht getadelt (recusirt) worden sein dürfen. Der bei der vue vorgelegte Brief muß von ihnen aufrecht erhalten werden. Wenn mehr als ihrer vier gefunden werden, die nicht verworfen würden, so soll man sie zu der abzuhaltenden Besichtigung kommen lassen. Die Besichtigung muß durch die, die gewöhnlich gegenwärtig sind (die gewöhnlich in der Gegend des zu besichtigenden Ortes wohnen) oder durch Männer, die dazu geeignet, gehalten werden; diese mit dem Bailly in der Assise und die Ritter, die hier sind, und die Geschwornen untersuchen (die Sache) jeder einzeln und sehen vorerst nach dem Rechte des Eigenthums, und geben dann dem, den sie in Wahrheit als das Recht habend durch ihre Untersuchung befunden, das Recht des Vorschlages (eines Priesters zu einer vacant gewordenen Stelle) durch das Urtheil, das sie erlassen.

Die obige Stelle genügt, zu beweisen, welcher Unterschied und welche Wechselwirkung zwischen der vue und der Assise stattfanden, und wie die erstere eine durch Geschworne geleitete Voruntersuchung, die letztere ein schließliches Geschwornengericht war.

Bei den Streitigkeiten über Feudalgüter und Pfänder (chap. CXXIV.) sagt der Reimcodex, nachdem er von der vue im Allgemeinen gesprochen hat:

Et a l'assise apres venue
Lenqueste soit du brief tenue
Et ce soit bien gardé et tiengne
Vingne le parteje ou non viengne
A la veue et a l'assise.
Et ceste enqueste en y tel guise
Soit tenue en court sans desdit
Comme dessus est des aultres dit.
Et ce qu'onze rapporteront
Des jures, qui d'accord feront
De la quelle (querelle?) au contenue
Du brief, soit gardé et tenue
Nonobstant, que contrayre face
Le douxieme, ou que rien nen sache;
Et se deulx les jurés les dits
Contredire veulent les dis
Ou non sachent la verité
Le dict des dis est verité,
Et est tout mis en non scavoir *)

*) Le dict des dis est verité,
Et est tout mis en non scavoir
ist ein offner Widerspruch, der schwer zu erklären sein mögte.

. . . .
Et default, quil est absenté
Par quatre fois non presenté
Viengne ou ne viengne, la vue*
Doibt estre fait et soustenue.
Et quatre chevaliers venir
Doibvent au moins a la tenir
Que ne soient pas reprouvés
Cils sont a la lieu trouvés,
Et se on ne peult taut trouver
En la lieu, sans reprouver,
D'aultres plus loin requis seront
Que de la cause jugeront
Que le record de la vue
Ne soit a ignorence eue,
En toutes causes des fieu mutes
Et trois essoignes sont receutes
Quatre chevaliers font a voir
Ou len ne puisse son scavoir
Quant la vue sera faict
L'enquiste doibt estre retraitte
En l'assise, en suivant laquelle
Est dicte quitte en la querelle,
Et chevalier des pars pourra
Sanner cil veult com droit dourra
Se le fuitif ne veult venir
Neanmoins lenqueste est atenir

Es fehlen entweder zwischen beiden Versen mehrere, die etwa davon sprechen, wenn drei Einrede thun, oder es muß der erste Vers heißen: Le dict des dis est non verité. Ohne die eine oder andere Unterstellung hebt der zweite Vers auf, was der erste behauptet. Doch ist dies für die Institution an und für sich ohne Bedeutung.

Et soit jurée comme est us
Denqueste aultre est dit dessus.
Mais le bailly premierement
Face aux jurés commandement
Qu' aulcun le serment ne face
Pourtant souppechon qui lui sache
Damour, haine, affinité
Du sang, ou raison dequité
Don il deust par jugement
Estre mis hors du serment,
Et aulcun encontre ce jure
Si soit pugny comme parjure;
Et celui la terre tendra
A qui par les jures vindra *).

---

*) Und bei der dann stattfindenden Assise soll die enquête, das brief, gemacht werden, und dies soll wohl bewahrt und gehalten werden, mögen die Parteien zur vue und Assise kommen oder nicht. Und diese Enquete sei abgehalten im Gerichte ohne Widerspruch wie eben von den andern gesagt ist. Und was eilf Geschworne über den Streit und den Inhalt des Briefs beschließen, soll aufrecht erhalten bleiben, was auch der zwölfte dagegen thun mag. Und wenn zwei Geschworene dem, was die zehn Andern sagen, widersprechen, oder sich als unwissend erklären, so ist das, was die zehn sagen, Wahrheit, und ist Alles als nicht wissend zu betrachten (als nicht gehörig unterrichtet und instruirt zu annulliren (??))

. . . .

Beim Nichterscheinen einer der Parteien wird, wenn sie viermal sich nicht einstellte, die vue abgehalten, mag dieselbe kommen oder nicht. Vier Ritter wenigstens, gegen die man nichts einwendet, sollen kommen, um dieselbe abzuhalten, und wenn man sie nicht Alle (nicht so viele, da es wohl tant und nicht tout heißen muß) am Orte findet, so soll man von wei-

Bei den Streitigkeiten über die Pachtgüter sagt der Coutûmier: (chap. CXXV.)

Se celluy qui la terre tiengne
Dit que cest son fieu et maintiengne
Quil n'y a ferme nullement
Et il soit par le serment
Des jurés dit, quil y eut terme.
De quatre ans ou plus a venir.
Cil ne la debvra plus tenir . . .
Si sachez que se de la ferme
Par le dict des jurés le terme:

---

ter her andere holen, die über die Sache urtheilen, damit dies Verhör der vue in allen Prozessen über verfallene Lehne nicht unwissend gehalten werde (damit es öffentlich und aller Welt bekannt sei). Und drei essoignes (?) werden angenommen; vier Ritter gehen, um zu sehen, wenn man keine saon gegen sie hat (sie nicht recusirt). Nachdem die vue gemacht ist, muß die Enquête vor die Assise kommen, wo dann die Streitsache entschieden wird. Und der Ritter der Partei (der in der Sache betheiligte Ritter) kann den recusiren, den er will, wie er das Recht hat. Wenn der Flüchtige (Abwesende) nicht kommen will, so wird nichts destoweniger die enquête abgehalten; und dann wird geschworen, wie Brauch ist, und wie von den Andern oben berichtet ist. Vorerst aber soll der Bailly die Geschwornen ermahnen, daß keiner den Eid leiste, wenn er ihn verdächtig weiß der Liebe, des Hasses, der Blutsverwandtschaft, der raison d'equité; wegen der der durch Urtheil aus dem Eide (der Jury) ausgewiesen werden muß, und wenn Einer (von diesen) trotz dem schwört, so soll er als Eidbrecher bestraft werden. Und der behält die Erde, dem sie von den Geschwornen zugesprochen wird.

Estre delclairé estre passé
Ung an ou deulz ou plus cessez
Celuy tenant le pris rendra
Des années que trop tendra *).

Bei der vue d'establi, die nur in Streitigkeiten zwischen dem Herzoge, und den von ihm direct abhängigen Rittern stattfand, heißt es: (chap. CXXVII.)

Et a ce recongnoissant fayre
Doibt len au serment attrayre
Chevaliers et de tel lignie
Aultres neez en chevalerie
Et aultres hommes de foy dignes
De demoure d'antiquité
Doibvent scavoir la verité
Et telz soient que len suppose
Queulx dient le voir de la chose,
En presence jurés seront
Des parties qui sauneront
Cilz veulent se saon raisonnable
Dient que ils soient estable
Le chevaliers ou tel lignie

---

*) Wenn der, der das Land hat, sagt, daß es sein Lehn sei, und daß keineswegs Pacht vorhanden; und wenn dann die Geschwornen durch ihren Eid entscheiden, daß wirklich vier- oder mehrjähriger Pacht vorhanden, so soll dieser (der Pächter) dieselbe verlieren. . . . . Wisset hier, daß, wenn durch den Ausspruch der Geschwornen erklärt wird, daß Pacht vorhanden, daß aber der Termin abgelaufen sei, seit einem Jahre oder länger aufgehört habe, so soll der Besitzer den Preis herausgeben für die Jahre, die er zu lange besessen! ꝛc. —

En visné trouvé ne sont mye
Par aultres de visné qu'on sache
De foy digne l'enqueste se fache*).

Es ist diese Stelle um so merkwürdiger, da sie uns zeigt, daß selbst in den Prozessen zwischen dem Herzoge und seinen eignen Rittern (siehe über establi diesen Artikel in Houart's Dictionnaire des normannischen Rechts) einfache Bürger zu Geschwornen gewählt werden konnten, und dann ihr Urtheil über sie und ihre Streitigkeiten abgeben. Die obigen Auszüge der Coutûmiers sprechen immer ganz allgemein, und wenn wir die Bürger selbst als Richter in den Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und seinen Rittern finden, so scheint es mir, daß man das Recht hat, anzunehmen, daß sie gewiß geeignet waren, in gewöhnlichen Prozessen als Richter zu erscheinen. Die Ausnahme, daß die Barone nur von ih-

*) Und um diese Besichtigung zu machen, soll man zum Eide hinzuziehen Ritter und von dieser Linie andere im Ritterstande Geborne und andere glaubwürdige von Alters her in der Nachbarschaft wohnende Männer, die die Wahrheit wissen können, und die so sind, daß man unterstellen kann, daß sie über die Sache die Wahrheit sagen werden. Die Geschwornen sollen in Gegenwart der Parteien, die sie recusiren können, wenn sie rechtlichen Tadel gegen sie haben, sagen, daß estable vorhanden sei. Findet man keine Ritter und Ritterbürtige in der Nachbarschaft (visne, voisiné voisinage) so soll der Enquête durch andere glaubwürdige Leute der Nachbarschaft gemacht werden.

res Gleichen geurtheilt werden konnten, von der bereits Rede war, scheint sich nur auf die Criminalprozesse zu beziehen.

Doch wieder zurück zu unserm Reimcodex. In demselben Capitel fährt derselbe weiter unten fort:

Se onze des jurés ensemble,
Le XIIeme est nul, ce me semble,
Sy diceulx deulx contredisaient
Ou non scavoir mettaient
Contre X sans record avoir
Tous seront mys en non scavoir.*)

Alle diese Stellen zeigen so klar als möglich, daß das Geschwornengericht durchgreifend sowohl in Civil- als Criminalsachen das gewöhnliche Gericht der Normannen war, sie zeigen unumstößlich, daß die Geschwornen, die Bürger des Staates, die eigentlichen Urtheilfinder waren, daß, wie sie schwuren, das Urtheil gesprochen wurde. Nur bei den Criminalfällen haben wir eine Ausnahme ausdrücklich angeführt gefunden, wo der Richter die Sache an eine andere Assise verweisen kann, doch mag dies auch in Civilfällen vorgekommen sein, was aber die Regel nicht umstößt, sondern nur bestätigt.

---

*) Wenn eilf Geschworne zusammenstehen, so ist der Zwölfte nul, so scheint mir. Sprechen von ihnen zwei gegen zehn, oder sagen sie, daß sie nicht gehörig unterrichtet, so sind alle ohne Widerspruch als nicht gehörig unterrichtet zu betrachten. —

II.

Havre. — 1837.

In meinem ersten Briefe über die alten Rechtsinstitutionen der Normandie habe ich versucht, das Wesen und den Umfang ihrer Geschwornengerichte zu zeigen. Ich hielt dies für das Wichtigste, und machte daher mit ihnen den Anfang. Jetzt ein paar Worte über die Gerichtsorganisation der Normandie im Allgemeinen.

Die verschiedenen Gerichte waren Court lay (Hofgericht), der Harro, die Assise und der Echiquier,

> Court lay est des gens assemblée
> A journée certaine assignée
> Pour droit des gens (Chap. LXVIII *).

Der Herzog hielt solche Hofgerichte und zwar für Verbrechen gegen die Moneage, fouage (zwei Arten Abgaben) und bei Criminalsachen, die vor die plets de l'épée gehörten; bei Injurien gegen den Herzog, den Bailly, Sergeanten und Lieutenants, und dann bei Allem,

> Qui peult l'épée appartenir

was Criminalsachen heißen will und wohl daher kommt, daß diese oft durch den Zweikampf endigten. Todschlag,

---

*) Court lay ist die zu bestimmten Tagen festgesetzte Versammlung der Leute, für das Recht der Völker.

Raub und Mord sind hiernach noch besonders angeführt, worauf der Codex fortfährt:

Et de choses de tel menée
Qui depend du plet d'épée.

woraus dann zugleich klar wird, daß das plet d'épée Gericht für Criminalfälle heißen will. Dies plet d'épee war kein eignes, besonders für Criminalfälle constituirtes Gericht, denn es kommt als solches im Coutûmier nicht vor, und somit scheint es, daß das Court lay, die Assise, der Echiquier sämmtlich zu plets d'épée werden konnten, wenn eben Criminalfälle vor ihnen verhandelt wurden.

Außer dem Herzoge aber konnten auch Andere solche Court-lays haben, und zwar:

Chevaliers aultres ensement
Qui tiennent fieulx delivrement
Qui ont Contes ou Baronies
Ou dignité en fieu baillies
Fieulx de Haubert, sergentemens,
Francs ou aultres fieuffemens
Des resseans dessoubs leurs a elles
Ont en la court des simples querelles
Ligieres et grosses, dusaiges
Soit de meuble ou deretaige
Et de larchin, tout sen faille
La fin terminer par bataille.....
En sur, que tont debvez scavoir
Que vil tenant ne peult avoir

Court dessus tenans, si comme
Bordiers, portans a sac et somme,
Et aultres qui doibvent service
Vilain etc. — *).

Der Herzog hatte hiernach ein allgemeines Hofgericht fürs ganze Land, aber auch jeder Lehnsherr ein solches über seine Hintersassen. Ein Unterschied zwischen Criminal- und Civilstreitigkeiten fand dabei abermals nicht statt. —

Der Harroruf war zur Zeit, als unser Reimcodex geschrieben wurde, nur noch eine Art öffentlicher Anklage, bei der man gleichsam das Volk zum Zeugen aufrief. Ihm folgte eine Untersuchung und ein Urtheil in den verschiedenen Gerichten.

Der Reimcodex sagt: (chap. LXIX.)

*) Ritter und Andere ebenfalls, die freie Lehne, Grafschaften, Baronien, Bailly-, Haubert-, Sergeanten-, freie und andere Lehne haben, deren Hintersassen haben am Hofe einfache Streitigkeiten, leichtere und schwerere, über den Gebrauch der Möbeln und Erbschaften, über Raub; Alles endigt durch den Zweikampf. . . . . In Wahrheit, ihr müßt wissen, daß ein gemeiner Hintersasse, ein Bordiers, die Säcke und Kasten tragen und andere gemeine Dienste versehen, kein court-Gericht aber andere Hintersassen haben kann. (Der ancien coutumier aus dem 16. Jahrhundert sagt (Chap. 18), daß die par bordage besessenen Länder gegeben sind, um die gemeinen Dienste des Herrn zu versehen; in den Gesetzen Wilh. des E. sind die Bordiers Knechte, die Keller, Küche, Hof und Stall versehen, Bediente der freien Leute.)

Aussy le Duc de Normandie
A la court du cry, que len crie
Quand on dit Harou vulgaument.
Et lui appartient logaument
Enquerre du cry l'ochaison *).
Sil fut a cause ou sans raison
Car tel cry ne se doibt pas fayre
Sans cause criminel atrayre
Com feu, larchin, homicide
Roverie, au cas qui on cuide
Aulcun peril ensuivre, comme
S'aulcun court a glaive sur homme **).

Ist der Ruf ohne hinlängliche Ursache ausgestoßen worden, so zahlt der, der gerufen, eine Geldstrafe. Ist keine Gefahr auf dem Verzuge, so kann der, gegen den Harro gerufen worden, Caution leisten.

Steht aber die Todes= oder sonst eine strenge Strafe auf dem Verbrechen, das zum Rufe Veranlassung gege=

---

*) Houard übersetzt l'ochaison durch l'engagement; es scheint mir aber als wenn ochaison nichts anderes als occasion sei.

**) Der Herzog hatte auch das Gericht über den Ruf, den man ausstößt und den man gewöhnlich Harou nennt. Es kommt ihm von Rechtswegen zu, die Ursache des Rufes zu untersuchen, ob er mit Recht oder ohne Recht ausgestoßen worden; denn dieser Ruf darf nicht stattfinden, ohne daß er einen Criminalprozeß nach sich zieht, als Feuer (Brandstiftung), Diebstahl, Todschlag, Raub, oder in Fällen, wo Gefahr auf dem Verzuge ist, wie wenn Jemand mit gezücktem Schwerte einen Menschen verfolgt.

ben hat; so muß der Beschuldigte verhaftet, und dem Richter überliefert werden, ohne daß Jemand das Recht hat, ihm ein Leids zu thun.

Et sur que tout chose est incertaine
Que les unes en ples lemmaine
Et aulcunes font en assises
Aultres en Eschiquier sont mises.
En ples vicontaux sont tenues
Les simples querelles menues,
Et des diffaultes des Assises
Amandés et de toutes guises
Des querelles qui len demaine
A terme de jours de quainzaine
Pour quils ne soient menées
Afin pour estre terminées;
Car nulle cause simplement
Ne peult prendre terminement
Nen eschequier ou en assise
Ou devant prince n'a fin prise
Dont il peust estre fermement
Record de son terminement *).

*) Es ist sicher, daß man die einen Sachen vor die ples führen, andere vor die Assise und andere vor den Echiquier verweisen kann. In den Vicomte-Gerichten (ples) wird über die einfachen Streitigkeiten geurtheilt, aber über die schwerern vor den Assisen; alle Arten Streitigkeiten werden in 14 Tagen abgemacht, damit sie nicht herumgezogen, sondern zum Schlusse gebracht werden; denn keine einfache Sache kann beendigt werden, wenn sie nicht vor dem Echiquier oder der Assise, oder dem Prinzen, wo sie ohne Apel abgemacht werden kann, beendigt werden.

Die letzte Stelle ist mir so wenig klar, daß ich bezweifle, ob ich sie richtig übersetzt habe. Aber sie beweist wenigstens, was eben gesagt, daß der Harroruf zu jener Zeit nichts als eine öffentliche Anklage war. Es scheint aus dieser Stelle zugleich hervorzugehen, daß in bedeutenden Sachen nur die Assise, der Echiquier und das prinzliche Hofgericht ein definitives Endurtheil abgeben konnten, wogegen die plets der Vicomte nur in unbedeutendern Streitigkeiten richteten, so daß Letzterer in schwerern Fällen wohl nur die Gerichtspolizei versehen, und die einleitende Untersuchung führen mochte.

In dem folgenden Capitel über die Assise (LXX) wird dies noch klarer.

Es heißt hier:

Assise est record en la querelle
Ce quon y fait droieture a telle
Quelle tient fermeté durable
Mais se (ce) des plets nest pas estable
Car par deresne estre pourra
Ad nulle qui en ce voudra.
Mais de ce quest fait en assise
Nulle defense ny est mise;
Mais par son record est estable
Par appertement durable
Et ceste chose demaine
Par espace de quarantaine *).

---

*) Assise ist Beurtheilung des Streites, und das, was man hier macht, hat solche Rechtskraft, daß es bleibende Fe-

Die letzte Stufe des Gerichtsstandes war endlich der Echiquier. (chap. LXXI.)

Eschiquier est court, ce me semble,
Des juges souverains ensemble,
Qui doibvent les oeuvres reprendre
Des baillifs, d'aultres juges mendres
Et revoquer le jugement
Dassises fait meins justement
Et a chascun rendre justice
Plainerement, tout en la guise
Comme de sa bouche fayre lay
Le prince deust fayre lay.
Les droits de luy bien garder doibvent
Tors revoquer sils lapperchoivent,
Et comme de son oeil regarder
Pour lonnesté de lui garder
Et tout ce qui len jugera
En ceste court et qui sera
Fait par solempnel jugement
Soit gardé sans corrompement. *)

---

stigkeit behält. Aber das (Urtheil) der plets (des Vicomts) ist nicht dauernd, denn der, der an diese (an die Assise) wollte, kann jenes (Urtheil des vicomte) durch deresne (Apel) annulliren. Aber von dem, was an die Assise gemacht ist, ist kein Einspruch zulässig, sondern es ist durch ihr Urtheil festgesetzt und durch appertement (?) dauerhaft. Und diese Sache erhält sich nach Ablauf von 40 Tagen, (d. h. nach Ablauf von 40 Tagen hatte ein unangefochtenes Urtheil der Assise Rechtskraft.)

*) Echiquier ist, so scheint mir, der Gerichtshof der versammelten souverainen Richter, die die Werke (Urtheile) der Baillys und anderer geringerer Richter nachsahen,

Die Steigerung war also folgende: die plets des Vicomts oder des Baillys, dann die Assise, und zuletzt der Echiquier. An den Assisen konnte das Urtheil des Vicomts cassirt werden, und der Echiquier, als letzte Instanz, konnte das Urtheil des Vicomts, wie das der Assise selbst, annulliren. Dagegen blieb das feierliche Urtheil des Echiquiers unangreifbar. Das Hofgericht des Prinzen lag gleichsam außer dem Kreise des gewöhnlichen Gerichtsganges; es war ein Ausnahmsgericht, das überall, wo der Prinz war, stattfinden konnte, und dann ein höchstes Urtheil sprach. *)

---

und das Urtheil der Assise, das wenig gerecht (ungerecht) ist, widerrufen, und jedem vollkommen Recht sprechen. Alles in der Art, als wenn der Prinz durch ihren Mund Gesetz machte. Sie sollen seine (des Prinzen) Rechte gehörig bewahren, und Unrecht wieder gutmachen, wo sie solches wahrnehmen, und wie mit seinem Auge sehen, um seine Ehrbarkeit zu bewahren. Alles, was man an diesem Gerichtshofe durch feierliches Urtheil entscheidet, soll unumstößlich aufrecht gehalten werden.

*) Für das Studium der Entwickelung der germanischen Rechtsansichten würde der Coutumier der Normandie noch in vieler Beziehung von hohem Interesse sein. Man findet in demselben noch die Spuren des strengen germanischen Familien-Verhältnisses, in welchem der jüngere (unverheirathete) Sohn dem ältern unterworfen war. In der Normandie hatte damals noch in den Fällen einer Beleidigung gegen den ältern Bruder, seine Frau und seine Kinder, dieser Gerichtsrecht über seinen Bruder. — Eine andere Stelle zeigt, wie man zum Besten

Die Zeit, in welcher die Rechtsgebräuche unseres Reimcoutumiers gelten, theilt die Geschichte der Normandie ungefähr in zwei gleiche Epochen, die vor und die nach der Wiedereroberung der Normandie durch die Franzosen. Obgleich beinahe achtzig Jahre seit der thatsächlichen Einverleibung der Normandie in Frankreich, durch Philipp August, verflossen waren, so muß man doch die im Reimcodex beschriebenen Rechtsinstitutionen im Allgemeinen für die anerkennen, die unter den Königen von England und den Herzogen der Normandie galten. Sie geben uns somit einen Ausgangspunkt, einmal um zurückzugreifen, und zu erklären, wie sich das rein germanische Rechtsprinzip, das die Normannen, nachdem Carl d. G. es in Frankreich zerstört hatte, dorthin zurückbrachten, entwickelt hat; dann vorwärtszugreifend, um zu zeigen, welchen Einfluß die in Frankreich geltenden Grundsätze auf die fernere Entwickelung der germanischen Rechtsinstitutionen ausübten.

Der erste durchgreifende Grundsatz des germanischen

---

der Städtebewohner die altgermanische Rechtsansicht, daß nur freie Männer Allodien und Immobilien selbstständig besitzen konnten, umging, indem man die Häuser und Güter in der Stadt unter dem Namen bourgage für Mobilien erklärte, wodurch die Besitzer derselben das Verfügungsrecht erhielten, und sie unter ihre Kinder zu gleichen Theilen vererben konnten, wogegen sonst die Alloden nur an den ältesten Sohn kamen.

Rechtsprinzipes war der, daß das Volk selbst der Richter des Volkes war, daß es den Rechtszustand aufrecht erhielt, das gegen die Gesellschaft begangene Unrecht rächte, und das Interesse des Einzelnen und Aller schützte.

Dieser Grundsatz wurde in der ersten Epoche der deutschen Rechtsinstitutionen durch die reinen Volksgerichte zur That. Das Volk versammelte sich und sprach Recht, und vollstreckte das Urtheil. In der Normandie wurden, ziemlich sicher wenigstens vorerst unter den eingewanderten Normannen, die Volksgerichte aufrecht erhalten. Wir finden diese zu derselben Zeit in ihrem Vaterlande, und es ist nicht anzunehmen, daß sie gekommen waren, ein neues Vaterland zu suchen, um hier aufzugeben, was sie in ihrer Heimath als die stärkste Schutzwehr ihrer Freiheit ansahen. Es würde dies moralisch beinahe unmöglich gewesen sein, denn die Volksgerichte, die Volksversammlungen, waren für sie die einzige Basis ihres Staates. Es ist möglich und selbst wahrscheinlich, daß die alten Bewohner der Provinz, wo dieselben nicht ausgewandert waren, noch eine Zeit nach den halbdeutschen, halbrömischen Gerichts-Institutionen, wie diese sich unter den Carolingern gestaltet hatten, gerichtet wurden. Doch war dies wohl die Ausnahme, und selbst wo sie stattfand, mußten bald genug Aenderungen im Sinne der germanischen

Institutionen eintreten, denn in den Städten, wo viele Normannen lebten, werden die alten Bewohner derselben nicht lange angestanden haben, die gerichtlichen Gebräuche ihrer Herren und Meister nachzuahmen; auf dem Lande aber, wo nur wenige Normannen, die dann die Jurisdiction hatten, wohnten, sahen sich diese gezwungen, die Urbewohner des Landes in die Gerichte zu berufen, da nur sie die zum Urtheile erforderlichen Schwörer und Schauer sein konnten. Im großen Theile war aber die Normandie durch die vielen Einfälle der nordischen Seeräuber entvölkert, und Rollo sah sich genöthigt, Privilegien und Rechte zu versprechen, um das Land durch neue Einwohner zu bevölkern, und diese Privilegien und Rechte konnten kaum andere sein, als die, daß die Einwanderer als freie Männer die Vortheile dieser Freiheit theilen und genießen sollten.

Ich glaube nicht, daß irgend eine umfassende geschichtliche Quelle über die Rechtsverfassung jener Zeit besteht; doch ist es sicher und durch alle Chroniken bewiesen, daß Rollo und seine Kampfgenossen zugleich als Eroberer und als Gesetzgeber in der Normandie auftraten, und daß sie bald den Rechtszustand des Landes wieder auf eine Weise herstellten, die noch heute in den Volkssagen die Erkenntlichkeit der Bewohner der Normandie gegen ihre Eroberer bekundet. Sicher, diese neue Gesetz-

gebung, diese Reformen, konnten nichts Anderes sein, als die Institutionen, die die Normannen aus ihrer Heimath mitbrachten. Nie und nirgends sehen wir ein Beispiel, daß Eroberer, wenigstens in der ersten Zeit nach der Eroberung, anders gehandelt hätten. Es ist möglich, daß bald nachher die Institutionen eines höher gebildeten Volkes ihren Einfluß auf die Eroberer und deren Institutionen selbst ausüben, und diese ändern, wie wir dies bei den Frankenkönigen sehen, die das Vorbild ihrer Reformen in der römischen Gesetzgebung suchen. Aber die durch Carl d. G. und seine Nachfolger eingeführten römischen Reformen hatten in dem alten Neustrien noch nicht fest genug Wurzel gefaßt, um einen entschiedenen Einfluß auf die durch die Normannen wieder eingeführten rein germanischen Institutionen auszuüben. Im Gegentheile, die Normannen wetzten meist nur die römischen Neuerungen aus, die noch nicht im Stande gewesen waren, die altgermanischen durch die Franken in die zweite Lionaise eingeführten Institutionen gänzlich zu zernichten. —

Der Harro scheint mir aber ein besonderer Beweis für diese Ansicht zu sein. Die dem Reimcodex vorhergehenden geschichtlichen Documente, die über denselben sprechen, sind fast ohne alle Bedeutung; aber was wir davon wissen, scheint hinlänglich zu sein, um mit mehr als Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß der Harro

in der ersten Epoche der germanisch-normannischen Rechtspflege ein Gericht bezeichnet, und zwar das reine Volksgericht. — In unserm Reimcoder ist der Harroruf nur noch eine öffentliche Vorladung; aber zur Zeit, als derselbe verfaßt wurde, war die alte Ansicht, daß auf diese Vorladung sogleich das Gericht des Volkes folgte, daß somit der Harroruf zu einem Harrogerichte wurde, noch nicht gänzlich verloren gegangen; denn einmal spricht der Verfasser des Coutumiers von demselben an der Stelle, wo er die verschiedenen Gerichte anführt, und schiebt ihn zwischen das herzogliche Hofgericht und die Assise ein. Er selbst spricht noch von dem Gerichtshofe des Rufes, und sagt, daß auch der Herzog die Cour du cry habe (aussy le Duc a la cour du cry). Dann aber scheinen die strengen, mit Strafe bedrohenden Gebote den Verbrecher, der durch den Ruf verfolgt wird, an das Gericht der Assise zu bringen, das Verbot, ihm ein Leids zuzufügen, darauf hinzudeuten, daß man sonst mit ihm weniger Umstände machte, daß man an ihm gleich die vom Volke für billig gehaltene Rache nahm. Ein Verfahren, das bei der Umgestaltung, größeren Verwickelung und Verfeinerung der Rechtsansichten, die sich in den Assisen zeigt, wo bereits die Vertretung die Stelle des ganzen Volkes versah, nicht mehr geduldet werden konnte, und dem das Gesetz somit vorbeugen zu müssen glaubte.

Bei dem Begräbnisse Wilhelms des Eroberers haben wir Gelegenheit gehabt, an einem Beispiele zu beobachten, was der Harrôruf zu bedeuten habe. Ein schlichter Bürger stößt denselben über die Leiche des Eroberers aus, und das Volk tritt sogleich auf des Verletzten Seite, und zwingt die Großen, diesem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und ehe noch die Reste des Königs begraben werden können, müssen die versammelten Großen eine Art Gerichtshof bilden, in dem die Ansprüche des Rufenden verhandelt und endlich seine Entschädigung beschlossen werden.

Nach diesem Beispiele und nach dem Vorhergehenden ist es nicht mehr so schwer, zu entscheiden, was es mit dem Harroruse eigentlich auf sich hatte. Er war ein Aufruf an das Volk, den der Verletzte ausstieß, und auf den sich die, die den Ruf hörten, versammelten, den Verbrecher verfolgten, und dann Recht sprachen. Er war mit einem Worte die Formel, bei der sich, sobald sie ausgestoßen war, das Volk zum Gerichte constituirte. —

Das Wort Harro hat den französischen Geschichtsforschern zu schaffen gemacht. Es giebt der Erklärungen viele, doch scheint die Mehrzahl der Geschichtsschreiber sich dahin zu neigen, es als von à Raoul (zu Rollo) herkommend anzunehmen. Ich muß gestehen, daß mir diese Erklärung so unhaltbar, wie alle andern, die ich gelesen, er-

scheint. Die germanische Rechtsansicht dachte bei den Gerichten an Nichts weniger, als an den Fürsten. Dieser war in denselben nur ein gewöhnlicher Bürger, dem Gesetze, dem Gewohnheitsrechte und dem richtenden Volke unterworfen, wie Alle. Wie die Normannen von ihrem Fürsten dachten, zeigt jene geschichtliche Anekdote, wo ein Gesandter der Franzosen sie nach ihrem Anführer-Herrn fragte, und zur Antwort erhielt: Wir haben keinen solchen. Wir sind Alle gleich! — Es ist jene Erklärung ein Anachronismus so gut, als ob man sagen wollte, daß Rollo gleichzeitig mit einem Franz I., Ludwig XI. oder wenigstens Philipp August gelebt habe.

Es fällt mir nicht ein, das Wort erklären zu wollen, aber wenn man mich zwänge, dessen Abstammung anzugeben und es zu erklären, so würde ich, ehe ich mich der obigen Meinung anschlösse, eher sagen, daß das Wort: Harro mit dem nordischen Kriegsrufe: Hurra! sehr nahe verwandt sei, und daß beide ungefähr so viel wie: Heraus! heißen wollen; daß er endlich nicht mehr und nicht weniger als ein Feldgeschrei sei, bei dem man das Volk zu den Waffen rief, um ein Unrecht zu verhüten, zu sühnen oder zu strafen.

Uebrigens lohnt es sich hier der Mühe, um ein Wort zu streiten, denn der Harroruf bezeichnet eine ganze Epoche

der normannisch=germanischen Rechtsinstitutionen, und zwar die der reinen souverainen Volksgerichte.

Ein zweiter durchgreifender Grundsatz des germanischen Rechtsprinzipes ist der der Gesetzgebung durch die Gerichte, durch das Volk. In den Volksgerichten urtheilte man nur nach altem Herkommen, und dies Herkommen war nur eine Folge der frühern Urtheile der Volksgerichte, wodurch diese dann eben zu Gesetzgebern wurden.

Auf die erste Epoche der germanisch=normannischen Rechtsinstitutionen, die der Harroruf characterisirt, folgt die, aus der unser Reimcodex ist. Diese characterisirt sich durch die Assisen und den Echiquier. — Eine vermehrte Bevölkerung, die größere Ausdehnung des Handels, der Gewerbe, der Beschäftigung des Volkes im Allgemeinen, die verfeinerte Cultur mit einem Worte, mußten bald aus dem reinen Volksgerichte, als einem Rechte, eine Last machen. Die Natur, die die ersten Grundsätze des deutschen Rechtsprinzipes dictirt hatte, mußte mit dem Fortschritte der Cultur in Einklang gebracht werden, und so kam man nothwendig und natürlich zu dem Gedanken, einen Theil des Volkes für das ganze Volk eintreten zu lassen. Der alte Grundsatz blieb derselbe, dessen Anwendung den Bedürfnissen der Zeit, den Forderungen der Umstände untergeordnet. Das Prinzip der Volksvertretung lag im Keime in allen germanischen Institutio-

nen, und hat sich allwärts entwickelt, wo sie den Sieg über das römische Prinzip, das der absoluten Herrschaft — ob die Könige der Römer, die Patricier, der Plebs, die Stadt, die Kaiser oder die Prätorianer die Tyrannen der Welt sind, ist einerlei, — davontrugen.

In den Assisen und in dem Echiquier sehen wir zuerst die Vertretung des Volkes für die Normandie rechtlich organisirt. Von dem Letztern werde ich insbesondere sprechen, hier genügt vorerst, nur darauf aufmerksam zu machen, wie bei den Assisen ein Theil des Volkes gewählt wurde, um Recht zu sprechen, wie der Vertreter der Gesellschaft, der Richter, die Urtheilfinder wählte, und wie der, der von der Gesellschaft Recht forderte, oder von ihr angeklagt wurde, dadurch, daß er die Befugniß hatte, die ihm nicht anstehenden Urtheilfinder zu verwerfen, selbst durch sie auf die geeignetste Weise vertreten war. Der Grundsatz, daß das Volk durchs Volk gerichtet werden solle, war also aufrecht erhalten, und zugleich dem Fortschritte genug gethan!

Der fernere Grundsatz, der der Gesetzgebung durch das Volk, findet sich eben so in dem Reimcodex und in der zweiten Epoche der Rechtsinstitutionen der Normandie wieder. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, wie der Coutumier nicht von dem Gesetzgebungsrechte des Herzogs spricht, wie er im Gegentheile die Coûtume als die Quelle

der Gesetzgebung anführt, und wie diese durch das Volk geschaffen wurde; wie endlich der Coutumier von dem Echiquier ausdrücklich sagt, daß er der souveraine Hof sei, und daß durch seinen Mund das Gesetz gemacht werde.

In diesem letzten Ausspruche zeigt sich abermals die natürliche und nothwendige Entwickelung des germanischen Rechtsgrundsatzes, der in dem Volke den Gesetzgeber anerkennt. Alle Gerichte hatten das Recht, Coutumes, Rechtsgebräuche, zu machen. So lange der Zustand des Landes nur ausnahmsweise Verbindungen zwischen den Bewohnern der verschiedenen Gauen erlaubte und nothwendig machte, fühlte sicher das Volk die Nothwendigkeit einer Uebereinstimmung der Coutumes der verschiedenen Gauen nicht; sobald aber die Cultur die Verbindungen vermehrte, die Grenzen zwischen Dörfern, Gauen und Grafschaften mehr und mehr niederriß, mußte sich das Bedürfniß auch mehr und mehr geltend machen. Es mußte störend werden, wenn hier Recht war, was im nächsten Dorfe, im nächsten Gau Unrecht sein konnte. Man mußte also ein Mittel finden, diesen Localgebräuchen eine Einheit zu geben, und fand dasselbe in einem höchsten Gerichtshofe, an den man von den niedern Gerichten appellirte, der die Urtheile bestätigte oder reformirte, durch dessen Mund Recht und Gesetz gemacht, und der somit zum souverainen Gerichtshofe wurde.

In dem Echiquier der Normandie war, theoretisch wenigstens und auch in der Regel praktisch, die Oberherrschaft der richterlichen Gewalt anerkannt. Die Macht, die executive Gewalt, stand unter ihm, um dem Rechte den ersten Platz einzuräumen, und so anzuerkennen, daß auch die höchste Staatsgewalt Unrecht haben könne, und daß es ein Mittel geben müsse, zu verhüten, daß sie Unrecht thue. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in Deutschland zuerst nach Jahrhunderten dieser ächt germanische Grundsatz in dem Schiedsgerichte des Bundestages wieder anerkannt worden ist.

Es fällt mir nicht ein, behaupten zu wollen, daß zu jeder Zeit sich Alles in der Normandie in der That gestaltet, wie wir es in der Theorie angedeutet finden. Es war eine neue Staatswürde und Staatsgewalt in dem Herzoge entstanden, die in den urgermanischen Institutionen wenigstens nicht in der Art, wie sie durch die langen Kriege, die Verewigung des Kriegsvorstehers als Friedensherrschers sich ausgebildet hatte, nicht vorhanden war. Jahrhunderte kämpften die Herrscher den ihnen feindlichen germanischen Institutionen in Frankreich entgegen, und besiegten sie endlich gänzlich, während sie in England bis jetzt zum Theile wenigstens siegreich aus dem Kampfe hervorgingen. In der Normandie mußte sich, nachdem Rollo mehr durch den König von Frankreich als durch seine Kampfgenossen zum

Herzoge geworden war, ein ähnlicher Kampf nothwendig ergeben, und wir sehen oft den Echiquier, den Herzogen nachgebend, seine ursprüngliche Bestimmung verkennen. Alles das verhinderte aber nicht, daß die ursprüngliche Idee im Volke blieb, so daß der Coutumier sie noch zur Zeit der Herrschaft der französischen Könige wiederholen, und diese selbst sogar zwingen konnte, sie thatsächlich anzuerkennen. Im Jahre 1391 noch beauftragte der König von Frankreich den Echiquier, de corriger, entrepreter, amander les usages de Normandie à ce appeller nombre convenable des Baillys, vicomtes et avocates. In diesem Auftrage heißt es ferner: ce que l'echiquier ferait, il le ferait publier pour être volonté à l'avenir perpetuellement dans la Normandie. Der Echiquier selbst handelte noch jetzt, so oft er es für nöthig hielt, als Gesetzgeber, ohne einen solchen Auftrag abzuwarten, und so verbot er unter andern 1474 den Richtern die Tortur, die vor der Eroberung der Normandie durch Frankreich nicht vorkommt, bei Verbrechern anzuwenden, wenn nach geschehener Untersuchung sich nicht sehr kräftiger Verdacht gegen sie ergiebt, und daß dies nur nach gepflogener Berathung mit den Richtern und weisen Männern stattfinden dürfe. Ueberhaupt sind seine Erlasse eine Hauptquelle der normannischen Gesetzgebung, die eben durch ihn gebildet wurde.

Ludwig XII. gestand ihm in einem Edicte vom Jahre 1499, durch welches der Echiquier sedentair in Rouen erklärt wurde, sogar das Recht der Begnadigung, des Erlasses der Strafe, der Aufhebung des Bannes zu und sagt in demselben (Art. 39): Sauvantes fois ayant été obtenu de nous ou de nos chanceleries plusieurs mandements ou impetrations par importunité des requerants ou autrement par quoi les parties sont sauvant mises en grande indolation de procès et en sont leurs droits retardés ou empêchés; et les juges doutent de juger ou ordonner contre nos lettres combien ils soient inciviles et iuraisonnables; il est décerné et declaré que l'intention du Roi est que les juges de Normandie n'obéissent ni obtempèrent à nos lettres, sinon quelles soient civiles et raisonnables, et que les parties les puissent débattre et impugner de subreption et obreption et inciviles; et que si les juges, étant en notre-dite Cour, trouvent que par dol, fraude, malice ou cautille des parties les-dites lettres aient été impétrées et pour delager la cause, ils punissent et corrigent les impetrans selon qu'ils verront au cas appartenir.*) -Wodurch

*) Oft wurden von uns oder unsern Kanzeleien Befehle und Erlasse gegeben, die, durch Zudringlichkeit der Antragsteller oder sonst erlangt, die Parteien benachtheiligten und ihr

dann der Echiquier selbst das Recht erhielt, die königlichen Ordonanzen umzustoßen, und die, welche durch dieselben bevortheiligt wurden, die sie gegen Recht und Gerechtigkeit bewirkt hatten, zu bestrafen.

Ein halbes Jahrhundert später (1564) führte ein König, Charles IX., gegen das Parlament zu Paris eine ganz andere Sprache und sagte: que les rois n'avaient commis aux parlaments que la fonction de la justice, et qu'il n'entendait pas que le parlament de Paris fut son tuteur ni protecteur du royaume et comme il se l'était immaginé jusque à cette heure*).

Die Zusammensetzung des Echiquiers schon läßt uns

Recht erschwerten, indem die Richter nicht wagten, gegen unsere Ordonanzen zu entscheiden, wie wenig sie auch den Gesetzen und der Vernunft gemäß waren. Es wird hiermit verordnet und erklärt, daß es der Wille des Königs ist, daß die Richter der Normandie unsere Briefe nur beachten und befolgen sollen, wenn sie gesetzlich und vernünftig sind, und daß die Parteien sie angreifen können, als ungesetzlich und, wenn die Richter unseres besagten Hofes finden, daß diese Briefe durch die Parteien durch Betrug, Hinterlist, erlangt sind, um den Prozeß zu beschweren; so sollen diese, je nachdem sie (die Richter) sehen, daß es sich für den Fall paßt, bestraft werden.

*) Daß die Könige den Parlamenten nur die Function der Gerechtigkeit übertragen hätten, und daß er nicht denke, daß das Parlament von Paris sein Vormund und der Beschützer des Königreichs sei, wie es sich dies bis jetzt eingebildet habe.

ahnen, daß sein Beruf ein höherer war, als der, in einzelnen Rechtsstreitigkeiten ein Urtheil abzugeben. In ihm saßen die Vertreter der drei Stände des Staates; und zwar für die Geistlichkeit der Erzbischof von Rouen, die sechs Bischöfe der Normandie, sechs und fünfzig Aebte, neun Decane, achtzehn Prioren, der Tresorier von Charles Menil und Grillon, und der Chantre von Coutances; für den Adel sieben Grafen, sieben Vicegrafen, und sechs und fünfzig Barone; endlich für den dritten Stand die sieben Baillys der Normandie, die lieutenants généraux, die lieutenants criminels, die Advocaten und Procuratoren des Königs der verschiedenen Baillagen, die vicomtes du roi, der Großmeister der Wasser und Wälder, der Lieutenant der Admiralität, endlich die verdiers und die Baillys und Senechals des toutes les justices.

Auf den ersten Blick kann es auffallend erscheinen, hier noch als die Vertreter des dritten Standes meist nur Beamte des Königs zu finden, aber es war dies damals natürlich, und zeigt, wie nahe damals die Interessen beider verwandt waren, wie diese Verwandtschaft durch die Nothwendigkeit, die dem Könige wie dem Volke den gemeinschaftlichen Kampf gegen die Eingriffe des Adels und der Geistlichkeit gebot, bedingt und im Echiquier selbst theoretisch anerkannt war.

Früher waren ziemlich sicher alle diese Beisitzer des Echiquiers die Geschworenen desselben. Später traten nur die Beamten des Königs, die Vertreter des dritten Standes, als Richter auf, und bereits vom Jahre 1426 liest man in den Chroniken in Bezug auf die im Echiquier sitzenden Vertreter der Geistlichkeit und des Adels: ils y étaient seulement pour y donner de l'ornement. So war also auch hier klar anerkannt, was, wie wir an einer andern Stelle gesehen, in den Zuständen der Zeit bedingt war: die frühere Macht des Adels und der Geistlichkeit war zur Form herabgesunken, und diente nur noch zum Schmucke des höchsten Gerichtes. Der Geistlichkeit und dem Adel selbst wurde diese neue Form bald lästig, und so trugen sie später darauf an, nicht mehr gezwungen zu sein, persönlich bei den Sitzungen des Echiquiers zu erscheinen. Sie arbeiteten so selbst den Reformen Ludwigs des XI. und seiner Nachfolger vor.

Endlich noch ein paar Worte über den Namen des souverainen Gerichtshofes der Normandie. Auch hier lohnt es der Mühe, über ein Wort zu streiten; denn die Institution, die es bezeichnet, ist, wie wir gesehen haben, bedeutend genug. Die Gelehrten sagen, Echiquier komme von dem sächsischen Scata (Schatz) her, und der Echiquier sei das Schatzgericht der alten normannischen Herzoge gewesen. Andere sagen, daß es von Scaver herkomme, was

sie dann ebenfalls durch Schatz übersetzen. Endlich giebt es noch eine dritte Meinung, nach der kurzweg Echiquier von Schachbrett (échiquier) abgeleitet wird, weil die Richter ungefähr so saßen, wie die Figuren im Schachspiele aufgestellt sind.

Diejenigen, die behaupten, daß der Echiquier von Scata oder Scaver, Schatz, herkomme, sollten vor Allem beweisen, daß der Echiquier ursprünglich ein Schatzgericht war, und es mögte das schwer genug sein. Bei der Entstehung war der Echiquier sicher etwas ganz Anderes, und er wird erst ein Schatzgericht, nachdem er mit Wilhelm dem Eroberer den Canal überschifft hat. Die Institution des Echiquiers als Schatzgericht in England ist wahrscheinlich die einzige Ursache, welche die Gelehrten veranlaßt hat, die Worte Scata, Scaver aus irgend einem alten Wörterbuche zu Hülfe zu rufen.

Von dem Schachspiele weiter zu sprechen, ist wohl kaum nöthig.

Was mir vorerst auffiel, ist die Verwandtschaft zwischen échiguier und échevin. Wir finden beide Worte für gerichtliche Institutionen angewendet. Es ist möglich, daß ich mich irre; aber es scheint mir, daß beide Bezeichnungen von dem deutschen Worte: Schauer (Schauen, Schaven, Schevin, echevin, echiquier) herkommen.

Andere mögen entscheiden, ob diese Ableitung sich rechtfertigen läßt oder nicht.*)

III.

Havre — 1837.

Es giebt heute auf der Welt nichts Leichteres, als die Geschichte eines Landes zu schreiben. Man nehme fünf oder sechs Bücher, die denselben Gegenstand behandeln oder mißhandeln, schreibe die Noten und Citate gehörig ab, untermische das Ganze mit einigen pikanten und dem Geschmacke der Zeit angemessenen Bemerkungen, und suche dann einen gewandten Verleger. Ein solches Werk verschafft Euch den Ruf eines gelehrten Geschichtsschreibers, und überdies ein paar Hundert Thaler Honorar. Voilà un succès!

Wenn das Studium der Geschichte einigen Vortheil haben soll, so muß sie uns das Volk, dessen Geschichte man beschreibt, kennen lernen; sie muß uns die Ursachen der Ereignisse aufdecken, uns zeigen, wo der erste

*) Es giebt noch eine andere Unterstellung, die Echiquier von Schicken herleitet, und diese scheint mir wenigstens sinniger, als diejenige, die es von Scala oder von Schach herleitet.

Same eines Baumes gelegt wurde, in dessen Schatten Jahrhunderte ausruhen; uns sagen, wann und wo zuerst die Axt ihn traf, um ihn zu fällen. Die Mehrzahl der Geschichtschreiber thut ungefähr das Gegentheil von allen diesem. Der Baum ist meist für sie so lange nicht vorhanden, als sie nicht mit der Stirne gegen denselben anrennen; und er ist für sie noch immer derselbe Baum, obgleich er seit langem keine Früchte mehr trug, und, nackt und kahl, von den Würmern angefressen, nur den nächsten Sturm abwartet, um mit der Wurzel ausgerissen und umgeworfen zu werden. Die todten Bäume der Geschichte aber muß man erkennen lernen, denn sie versperren den Weg des Fortschrittes, man muß sie erkennen lernen, um sie in der Zeit umhauen zu können, sobald sie hinderlich werden. Ja, die Leichen muß man begraben, wenn sie nicht das Gift der Pest um sich verbreiten sollen!

Die politischen Institutionen sind der lebendige Ausspruch, das klarste Bild des Volkslebens, und die gerichtlichen Institutionen sind der Probestein aller andern. Man könnte in Amerika, in England Jahre lang reisen, ohne diese beiden Völker so zu erkennen und zu verstehen, wie dies der Fall sein würde, wenn man den Verhandlungen von nur ein paar Prozessen vor den Geschwornen mit Aufmerksamkeit beigewohnt hat. In Frankreich lüf-

ten selbst die Salons, diese so characteristische, so ächtfranzösische sociale Institution, den Schleier nicht in der Art, wie ein paar Stunden, in dem palais de justice zugebracht, es zu thun im Stande sind. Soll ich von Deutschland sprechen? Auch hier sind die Rechtsinstitutionen das Bild seines heutigen Volkes, wie einst die der Vorzeit das Bild unserer Ahnen. Und in Rußland, in Spanien, in der Türkei, in Egypten, überall findet Ihr, wir gesagt, den Probestein des öffentlichen Geistes, des gesellschaftlichen Zustandes, der Sitten und Gebräuche, mit einem Worte des ganzen Volkes in den Gerichten.

So scheint es also, daß es wohl der Mühe lohne, die Rechtsinstitutionen eines Volkes zu studiren; und der Geschichtschreiber, der sie vernachlässigt, der über sie hinweggleitet, ist ungefähr ein eben so guter Maler, wie der Gensd'arme, der das Signalement seines Gefangenen aufzunehmen weiß. Die Geschichte der Völker wurde in Mehrzahl so geschrieben, daß man meist nur die Namen und die Chronologie zu ändern brauchte, um aus der Geschichte von Frankreich die von Rom und aus der von Rom etwa die von China machen zu können.

Die Geschichtschreiber der Normandie schweigen meist über die Rechtsinstitutionen der Normandie, oder sprechen nur davon, um uns zu beweisen, daß sie wie der Blinde von der Farbe reden. Herr Depping (I. 30. 31.)

sagt bei Gelegenheit einer Versammlung der Staaten, die 1159 während der Herrschaft Heinrichs II. von England in Fallais stattfand: „Es wurden hier einige allgemeine Maßregeln genommen, die einen großen Fortschritt in Bezug auf die öffentliche Freiheit bekunden. Die versammelten Barone und Prälaten verordneten, daß in Zukunft die Richter der verschiedenen Provinzen monatlich wenigstens eine Assise halten sollten, daß sie kein Urtheil sprechen sollten, ohne vorher die Nachbarn, die durch ihr gutes Betragen bekannt, als Zeugen verhört zu haben; daß sie ohne Aufschub ihre Urtheile gegen die Räuber vollstrecken lassen; daß sie den Frieden aufrecht erhalten, keine Ungerechtigkeit begehen, und die Vorrechte der Kirche schützen sollten. Die Bailly's sollten Niemand vor Gericht ziehen, als mit Einwilligung der Nachbarn." (Rob. de Monte ad an. 1160.) Und fährt dann fort: „So führte man eine Art Jury ein, vielleicht (!) eine Nachahmung derjenigen, die bei den Engländern gebräuchlich war; aber diese die Freiheit der Bürger schützende Institution entwickelte sich in der Normandie nicht wie andere Freiheiten der Bürger."

Der Coutumier vom J. 1282 beweist uns, welche Entwickelung und welchen Umfang diese Institution gehabt hat; er zeigt uns, wie sie überall, sowohl bei Civil- als Criminalprozessen, thätig war.

Man kann die Weisheit des Geschichtschreibers, der sich mit einem: Vielleicht (peut-être) begnügt, nur loben. Vielleicht war das Geschwornengericht in der Normandie nur eine Nachahmung dessen, was in England stattfand! Das reicht hin für die Neugierde des Lesers. Ich komme auf diese Frage zurück.

Herr Depping sagt weiter (I. 151. 152.) über den Echiquier: „Man kennt den Ursprung dieser alten Institution nicht, die sich in der Normandie bis zum XVI. Jahrhundert, wo sie zum Parlamente umgestaltet wurde, erhalten hat. Es scheint, daß der normannische Echiquier schon zur Zeit des Königs Stephan bestand, aber erst unter der Regierung Heinrichs des II. beginnen die Acten dieses Gerichtshofes sich zu zeigen."

Ein anderer Geschichtschreiber der Normandie *) sagt: „Es scheint gewiß, daß Rollo gegen das Jahr 914 den Justizhof oder das umherziehende Parlament, unter dem Namen Echiquier bekannt, errichtete."

Gaub sagt: „Rollo errichtete den Echiquier im Jahre 914."

In einer Geschichte von Caen, im Jahre 1836 herausgegeben,**) liest man: „Obgleich man im Allgemeinen

*) Nouvelle hist. de la Normandie. Versailles 1814. p. 55.

**) Histoire de Caen par Manzel et Woinez. p. 51.

anerkennt, daß Neustrien Hrolf (so heißt hier Rollo) Umgestaltungen in seiner Gesetzgebung zu danken hat, so weiß man doch nicht, worin diese bestanden, und wie er sie aufrecht zu halten wußte. Die ältesten Sammlungen unserer Gesetze behaupten, daß er es war, der unter dem Namen Echiquier ein höchstes Gericht organisirte, das bald in Rouen, bald in Caen, bald in Bayeux und bald in Fallaise Sitzung hielt, und das die gesetzgebende und ausübende Macht, in Folge der Abstimmung einer Generalversammlung (wohl der Eroberer!), in der man ihm die Pflicht auflegte, die Gesetze des Staates aufrecht zu halten, das Volk mit Gerechtigkeit zu regieren, zu vertheidigen und zu schützen übernahm*).

Gaub spricht auch von dieser Versammlung und sagt: (II. 6.) „Jeder Theilende (unter den Gefährten Rollo's) war Eigenthümer und absoluter Herr und Meister der Länder geworden, die ihm zufielen, und die man franc-aleu d'origine nannte. Diese Theilung verhinderte Rollo nicht, den Urbewohnern von Neustrien die Güter zurückzugeben, die sie besessen hatten; er erhielt ihnen ihre Pri-

*) Wir finden nach dieser Stelle die folgenden Citate: Basnage Coûtumes de la Normandie. T. 1. p. 2. Houard Coût. Anglonormand. T. 1. p. 251. Dumoulin hist. de Norm. p. 26. Servin hist. de Rouen. T. II. p. 29. 30. De la Foy, la Constitution Normande. p. 30. 31. Lettres sur la ville de Rouen. p. 252. Gaub. II. 7. 8.

vilegien und alle Rechte, die sich daran knüpften, und erklärte sich zum Protector und Defensor des Eigenthums Aller. Gaub citirt hier Wilh. von Jumiège (Neustria pia. p. 12.) und sagt weiter unten: „Man kam in der Generalversammlung überein, die Constitution des Staates, die Natur, den Umfang und die Grenzen der Regierung Rollo's festzustellen. Dann nahm man auch ein corps des lois (ob Gesetzbuch?) an, um sowohl die Häupter als die Glieder der Verbindung zu regieren. Die Gesetze erhielten von den versammelten Normannen die gebührende Anerkennung, denn es fiel diesen Völkern des Nordens nicht ein, daß man ohne seine Zustimmung durch den absoluten Willen eines Andern regiert werden könne."

Von dem Echiquier sprechend, sagt Gaub: „Diese richterliche Gewalt war das Resultat der Ansicht der Generalversammlung, in der man dem Herrscher die Pflicht auflegte, die Gesetze des Staates aufrecht zu halten, das Volk durch die Ruthe der Gerechtigkeit zu regieren, es zu schützen, zu vertheidigen, und es zu führen durch die Gesetze und Gebräuche des Landes, ohne sie zu übertreten. Man unterwarf die Unterthanen dem Herzoge, und beschloß: daß sie gehalten sein sollten, billig und gerecht gegen ihn zu sein, ihm mit

ihrem eigenen Leibe beizustehen gegen jeden, der leben oder sterben kann; sie waren ebenfalls verpflichtet, ihm ihren Rath zu gewähren."

Ehe ich weiter schreite, muß ich bekennen, daß ich nicht alle von den gelehrten Geschichtschreibern der Normandie angeführten Quellen gelesen habe. Gezwungen in Havre, wo es eine Bibliothek von vielen tausend Bänden, und unter andern von einigen dreißig Werken über die Normandie giebt, habe ich mir bis heute die nöthigen Quellen noch nicht zu verschaffen gewußt, um die angeführten Behauptungen zu controlliren. Ich kann also nur im Allgemeinen, nach allgemeinen Grundsätzen raisonnirend, sprechen.

Wir haben gesehen, wie einer der Geschichtsschreiber der Normandie sagt, daß vielleicht das normannische Geschwornengericht eine Nachbildung des englischen gewesen sei. Ich bin einer total entgegengesetzten Ansicht. Hier meine Gründe.

Die normannischen Institutionen, wie wir sie im 13. Jahrhundert finden, stehen sämmtlich in der innigsten Verbindung unter einander, sie sind alle die Consequenz eines einzigen allgemeinen Grundsatzes, des Staatsprincipes der alten Normannen und Germanen, das da sagt: das Volk ist Alles, Gesetzgeber, Richter und

Vollstrecker. Wollte man aus diesen alten normannischen Rechtsinstitutionen den Echiquier, den Harro, die Assisen herausnehmen, so würde das ganze Gebäude, indem es seine Basis, sein Gleichgewicht verlöre, zusammenfallen. Man müßte also entweder unterstellen, daß alle normannischen Rechteinstitutionen eine Nachahmung der englischen seien, oder daß sie alle ursprünglich normannisch sind. Die erstere Unterstellung ist unmöglich, denn es ist bewiesen, daß der Harro, die Assisen und — wenn man der Mehrzahl der Geschichtschreiber der Normandie Glauben schenken will, — auch der Echiquier vor der Eroberung Englands bestanden.

Man findet in den Geschichtschreibern der Normandie keine Spur davon, daß die Könige von England je bedeutende Aenderungen in der Gesetzgebung der Normandie vorgenommen hätten. Die Herzoge der Normandie, mit Ausnahme Rollo's (oder wohl besser: der einwandernden Normannen), haben nie einen positiven Einfluß auf die Gesetzgebung ausgeübt, und der Gedanke, daß das Volk und die verschiedenen Gerichtshöfe, und durch diese die Coûtume der eigentliche Gesetzgeber waren, war noch nach der Wiedereroberung der Normandie durch die Franzosen, und nach Jahrhunderten, während die Macht der Herzoge immer zugenommen hatte, so verbreitet, daß wir ihn in unserm Coutûmier noch beinahe ein Jahrhundert nach

Philipp August wiederfinden. Sicher, wenn die Könige von England in den Rechtsinstitutionen der Normandie eine so wesentliche Neuerung, wie die der Geschwornengerichte, eine wahre Revolution, die den ganzen socialen Zustand der Normandie geändert haben würde, eingeführt hätten, so würde diese Ansicht dieselbe nicht überlebt haben. Man hätte dann gesehen, gefühlt und anerkannt, daß der König auch Gesetzgeber war.

Dagegen finden wir den Echiquier in England wieder, und es ist nicht zweifelhaft, daß er entweder von England nach der Normandie übergepflanzt oder von hier dorthin gekommen ist. Nun ist es aber nach den Nachforschungen der besten englischen Geschichtschreiber bewiesen, daß der Echiquier in England nicht über die Zeiten Wilhelms des Eroberers hinausreicht. Für die Normandie war dieser Gerichtshof der Schlüssel zu allen andern gerichtlichen Institutionen, und bald sehen wir, daß er eine Zeit lang in England eben so bedeutend ist. Es scheint mir, daß diese einzige Thatsache uns das Recht giebt zu sagen, daß die normannischen Eroberer die Reformatoren der englischen Gesetze und Gerichtsinstitutionen wurden. Ich will damit nicht sagen, daß sie alle Rechtsinstitutionen, die wir später in England finden, geschaffen haben, denn andere germanische Volksstämme, die Sachsen, die Dänen, die Norweger, waren ihnen zuvorgekommen, und

die Volks- und Geschwornengerichte waren wohl mit ihnen nach England übergewandert. Aber die Normannen haben die letzte Hand an diese Institutionen, noch ohne innern Zusammenhang, ohne feste Organisation, gelegt, sie haben ihnen die nöthige Einheit gegeben, indem sie den Echiquier als höchsten Gerichtshof, zur Aufsicht über die andern Gerichte, zur Revision der Gesetze selbst, schufen.

Die Normannen waren die Eroberer, die Engländer die Eroberten. Sie mußten das Loos des Schwächern ertragen, und ihre Institutionen mußten denen des Stärkern weichen. Ich weiß und habe schon davon gesprochen, daß man in den verschiedenen römischen Provinzen oft das Gegentheil gesehen hat. Und hier mußte es so sein, denn das besiegte Volk war das civilisirtere, und seine Sieger Barbaren, und die Civilisation mit ihren Wohlthaten, ihrem Luxus und ihren Lastern unterjochte bald nach der Eroberung die Eroberer selbst. In England nach der Eroberung waren dagegen die Verhältnisse ganz anderer Art. Die Normannen waren damals eines der weit vorgerücktesten Völker der Erde; der sociale Zustand der Normandie war unter Wilhelm dem Bastard unendlich weiter vorgerückt, als der von England, und das erobernde Volk war somit zugleich das civilisirtere. Die natürliche Folge war also, daß nach der materiellen Eroberung auch die moralische eintreten mußte. Die Engländer sollten

nicht nur ihre Unabhängigkeit verlieren, sondern auch, wenigstens zum großen Theile, ihre Sprache, ihre Literatur, soweit diese damals ging, und endlich ihre Institutionen.

Wer behauptet, daß im Gegentheile die Normandie die Rechtsinstitutionen Englands angenommen hat, ist also im Widerspruche gegen die allgemeine Lage der Dinge, wie sie sich durch die Eroberung gestalten mußte. Eine solche Unterstellung wird aber nur um so unhaltbarer, wenn man bedenkt, daß nach der Eroberung in den Gerichten Englands nur freie Männer, d. h. nur Normannen, erscheinen, und daß in denselben nur die Sprache der Eroberer sowohl von den Parteien als den Zeugen gesprochen werden durfte. *)

Die Normandie ist also das Vaterland der englischen Rechtsinstitutionen und ihrer Entwickelung im Allgemeinen, wenn auch einzelne derselben bereits vor den Normannen in England eingeführt worden waren.

IV.

Havre — 1837.

Aber was ist denn aus diesen alten Institutionen der Normandie geworden? Ihr fragt es, wie ich mir selbst

*) Gloss. ad Mulh. Paris. p. 176.

die Frage stellte. Geduld! Nur noch einen kleinen Folianten durchblättert, und Ihr werdet es wissen, wie ich es zu wissen glaube.

In den letzten Zeiten des Mittelalters trug Alles zum Siege der absoluten Macht der Könige bei. Das Volk, überdrüßig der Quälereien einer Geistlichkeit und eines Adels, die moralisch bereits aufgehört hatten zu bestehen, die keinen andern Beruf mehr hatten, als, um die Sprache des Chronikenschreibers zu reden, zum Schmucke zu dienen, half aus allen Kräften den Königen die beiden Klassen des Volkes, die ihm bisher Gesetze vorgeschrieben hatten, zu zernichten. Und die Könige siegten, weil das Volk ihnen seine Waffen lieh.

Die socialen Institutionen mußten nothwendig sehr bald die Consequenz dieser Umgestaltung tragen, und so sollte auch bald der Echiquier der Normandie von seinem Throne herabsteigen. Eine Charte des Königs Ludwig XII. verordnete, daß derselbe (1499), der bis jetzt nur zu gewissen Zeiten, bald hier, bald dort, zusammengekommen war, in Zukunft in Rouen permanent sein solle. Der König ernannte die Richter und Präsidenten (dreizehn geistliche und fünfzehn weltliche Richter, zwei geistliche und zwei weltliche Präsidenten), und schloß somit gesetzlich alle übrigen Geistlichen und Adeligen, die bis jetzt Sitz im Echiquier gehabt hatten, von demselben aus. Das Volk,

das damals mit dem Könige ein und dasselbe Interesse, Kampf gegen die Geistlichkeit und den Adel, hatte, sah in dieser Reform eine Wohlthat, so daß die Bürger von Rouen eine Deputation an den König schickten, um ihm zu danken.

Mit dieser neuen Organisation des Echiquiers aber hörte derselbe auf, eine normannische Institution zu sein, und wurde in Wahrheit ein französisches königliches Obergericht, das nur hier und dort, im kaum bewußten Andenken dessen, was es einst gewesen war, noch mitunter wie früher der Echiquier handelte. Es wird die angedeutete Umgestaltung so klar als möglich durch eine acht Jahre später (14. Novbr. 1507) erlassene lettre pour l'enregistrement des ordonnances précedemment rendus par la justice tont par le roi que par ses prédecesseurs. In dieser heißt es: Et entendons que la justice soit distribuée et administrée tant à notredit court de l'Échiquier que aussi en autres courts et jurisdictions de notre pays et duché de Normandie selon l'ordre forme et teneur de nos dites ordonnances et de celle de nos prédecesseurs, sauf et reservé ce en quoi nos dictes ordonnances seraient trouvées contraires et derogantes à la charte et liberté, lois et coûtumes de notre dict pays de Normandie, toutefois avons entendu icilles nos

dictes ordonnances et de nos prédecesseurs n'avoir ésté et n'êstre encore publiées et gardées au dict pays... ordonnons.... que toutes ces ordonnances par nous faictes que celles de nos prédecesseurs, rois de France seront intérinées, entretenués et gardées en nostre dict pays et Duché de Normandie, tant en nostre dict court de l'Échiquier, que les baillages, vicomtes, que autres courts et jurisdictions du dict pays de Normandie, tout ainsi quelles sont entretenues et gardées en nostre dict court et parlament à Paris et au ressort d'icille court."

„Et tout sans préjudice de la dicte charte, privilèges, libertés et coûstumes du dict pays, aux quelles n'entendons préjudicier aulcunement par icilles nos dictes ordonnances et de nos prédecesseurs: mais êstre gardées comme ilz éstaient avant la concession de ces présentes."

„Si donnons en mandement par ces mêmes présentes à nostre trés-cher et aimé cousin le Cardinal d'Amboise, archevêque de Rouen et à nostre lieutenant général et gouverneur général de nostre dict pays de Normandie, qu'icilles nos ordonnances il façe lyre, publier et inregistrer en nostre dict court de l'Échiquier et à nos dictes présidens, conseillers, advocats, procureurs, greffiers et huissiers de nostre dict court

de l'Échiquier jurer solennellement, de bien et loyaulment chascun en son endroit icilles, observer, entretenir et garder de point selon leur forme et teneur et pareillement de les faire, lyre, publier et enregistrer en baillages et vicomtez du dict pays."

„Et voulons que nos baillifs, vicomtes, advocats, et procureurs, greffiers, sergens et leurs lieutenants jurent... icilles entretenir et garder de point en point selon leur forme et teneur."

„Et se nostre dict cousin en nostre dict court de l'Échiquier voye, que bon soit, pourront faire extraire les articles des dictes ordonnances, tont nostre que de noz prédecesseurs et les adapter aux termes et stille du dict pays, sans changer la substance pour faire la publication d'icilles ordonnances plus aisément: car tel est nostre plaisir." *)

---

*) „Wir wollen, daß Recht gesprochen und gepflegt werden soll, sowohl vor dem Echiquier als vor den andern Gerichten der Normandie, nach der Form, der Ordnung und dem Inhalte unserer Ordonnanzen und der unserer Vorgänger, mit Ausnahme da, wo unsere Ordonnanzen der Charte und den Freiheiten, den Gesetzen und Coutümen des Landes zuwider gefunden werden sollten."

„Unterdeß haben wir vernommen, daß unsere und unserer Vorgänger Ordonnanzen in diesem Lande noch nicht publicirt

All diese Protestationen zur Aufrechterhaltung der Privilegien der Provinz sind nur eine damals allgemein

---

und bewahrt seien, und verordnen daher, daß alle diese Ordonnanzen in unserm Lande der Normandie, sowohl beim Echiquier, als in den Baillagen, Vicomteien und andern Gerichten der Normandie, eingeschrieben, unterhalten und bewahrt werden sollen, ganz so, wie sie an unserm Hofe und Parlamente zu Paris unterhalten und bewahrt werden."

„Und Alles dies ohne Nachtheil der besagten Charte, Freiheiten und Coutumes des besagten Landes, denen wir keinesweges durch unsere Ordonnanzen ꝛc. zu nahe zu treten gedenken; sondern bewahrt werden, wie sie es waren vor der Concession der gegenwärtigen."

„Wir verordnen daher ꝛc. unserm ꝛc. Cousin, Cardinal Amboise, Erzbischof von Rouen, und unserm Generallieutenant und Generalgouverneur des Landes der Normandie, daß sie diese Ordonnanzen an unserm Hofe des Echiquier vorlesen, publiciren und einregistriren, und die Präsidenten, Räthe, Advocaten, Procuratoren, Greffiers und Huissiers feierlich ꝛc. schwören lassen sollen, sie bis auf den Punkt nach ihrer Form und ihrem Inhalte zu beobachten, zu unterhalten und zu bewachen, und ebenfalls sie in den Baillagen und Vicomteien dieses Landes vorlesen, publiciren und einschreiben zu lassen."

„Und wollen wir, daß unsere Baillys, Vicomten, Advocaten, Procuratoren, Greffiers, Sergenten und ihre Lieutenants schwören.... dieselben zu unterhalten und zu bewachen von Punkt zu Punkt nach ihrer Form und ihrem Inhalte."

„Und wenn unser besagter Vetter an unserm Hofe, dem Echiquier, sehen sollte, daß es gut sein könnte, so kann er, um die Publication dieser Ordonnanzen bequemer vorzunehmen, die Artikel der besagten Ordonnanzen ꝛc. ausziehen lassen, und sie

gebräuchliche Form, die ohne innere Bedeutung war. Das Wesentliche war, daß die Ordonnanzen der Könige von Frankreich von nun an in der Normandie bis auf den Punkt ihrer Form und ihrem Inhalte nach beobachtet, unterhalten und aufbewahrt werden; daß sie höchstens in die gebräuchliche Rechtssprache der Normandie übersetzt werden sollten, aber ohne ihren Inhalt zu ändern. Mit dieser Neuerung war der Baum der normannischen Rechtsinstitutionen an seinem Marke getroffen, und mußte nach und nach ausdörren, bis er endlich gänzlich umgerissen werden konnte.

Von nun an hörte der Echiquier auf, eine normannische Institution zu sein, und Franz I., der auch den Namen änderte, und ihn Parlament der Normandie nannte (2. Januar 1515), that nichts, als in der Form anerkennen, was bereits im Geiste bestand; er gab der französischen Institution den französischen Namen.

Ludwig XII. hatte an die Stelle der Vertreter des Volks im Echiquier königliche Richter gesetzt. Es war dies dieselbe Reform, die Carl der Große in Bezug auf die Volksgerichte vornahm, und mit ihr mußte hier wie dort, nachdem einmal in dem ersten Gerichte des Staats der

---

dem Ausdrucke und dem Style des Landes anpassen, ohne den Inhalt zu ändern. Denn das ist unser Plaisir."

Grundsatz der volksthümlichen Gerichtsbarkeit umgestoßen war, sich der ganze Zustand der Rechtspflege ändern.

Das Streben der französischen Könige mußte nothwendig dahin gehen, die Normandie nach und nach in Bezug auf ihre Gesetze und ihre Rechtspflege Frankreich näher zu bringen, und so war die endliche Umgestaltung des normannischen Echiquiers in ein französisches Parlament für sie wenigstens hinlänglich bedingt. Nachdem dies geschehen, mußte sich dann der Einfluß der französischen Ansichten — seit Jahrhunderten hatten die Franzosen vergessen, daß einst das Volk in den Gerichten Recht sprach, — auch auf die andern Gerichte der Normandie bald genug geltend machen. Und wirklich verschwand auch hier nach und nach das Volk aus den Gerichten.

Wir besitzen aus dem 16. Jahrhundert einen Coutûmier, der zeigt, wie weit bis zu dieser Zeit jener Einfluß der französischen Rechtsgrundsätze und Institutionen sich geltend gemacht, und welche Zustände er in der Rechtspflege hervorgerufen hatte. Die alten Namen: Assisen, Jury, Vue, Echiquier finden wir in demselben wieder, der Geist aber war verschwunden. Die Form war nur noch eine Ruine der alten Institutionen. Der gothische Dom der germanischen Rechtspflege war niedergerissen, und an den zerbrochenen Säulen standen die Kramladen der Richter einer andern Zeit angelehnt. —

Le grand Coûtumier, 1539 in Rouen herausgegeben, ist in der Hauptsache nur eine Umarbeitung der alten Coutûmiers des 13. Jahrhunderts. Er enthält eine Sammlung vieler andern Gesetze und ist mit einem Commentar begleitet. Dieser Commentar ist für den Geschichtschreiber beinahe merkwürdiger als der Coutûmier selbst, denn jener enthält eine Menge Stellen, die diesen modificiren, und so die eigentliche Rechtspraxis seiner Zeit angeben.

Wir finden in dem Texte des grand Coûtumier die richtenden Geschwornen aus der Geistlichkeit, dem Adel und dem Volke noch oft wieder. Es heißt hier in dieser Beziehung (cap. des jugements) im Texte: Et ce qui sera jugé par accord (du jury) soit tenu. Et s'ilz sont à désaccord á faire jugement, ce que la greigneure partie et la plus sage dirait soit tenu. Et si les plus sages et greigneurs sont en mendre nombre que les aultres: le jugement doibt estre delaye, jusque es assises ou à échiquier semestier est affin qu'il puisse estre declaire par la sentence de plusieurs. *)

*) Und das, was durch Uebereinstimmung (der Geschwornen) geurtheilt wird, soll gehalten werden. Sind sie nicht einstimmig, so gilt, was die bessere und weisere Partie sagt. Sind aber die weisern in der Minderzahl, so soll das Urtheil ver-

Der Commentar fügt hier hinzu: Le texte devant mies len peut faire plusieurs doubts. Le 1er scavoir, sil est requis necessairement que le juge donne la sentence d'un jugement par l'oppinion des assistantz. Len peut repondre à ce doubt: qu'il peut bien faire de soy la judicture sans demander aux assistantz, et n'est pas requis necessairement, quil demande leur oppinion, mais le texte le mette pour donner conseil au juge, s'il en a besoin. Il est à noter qu'en matières difficilles et obscures le juge doibt prendre conseil affin deschiver les erreurs, qui peuvent par ignorance et par defaut de conseil Lesquelles erreurs sont mieulx eschiver par conseil de plusieurs saiges que par ung seul. Mais si le juge entre a demander l'oppinion des assistantz, il convient, quil tienne necessairement telle manière de faire selon ce que la coutume declaire. *)

---

schoben werden bis zur nächsten Assise oder zum Echiquier, damit durch Urtheil Mehrerer die Sache entschieden werden kann.

*) Ueber den obigen Text kann man mehrfache Zweifel haben. 1) Ob es nothwendig erforderlich ist, daß der Richter das Urtheil nach der Meinung der Beisitzer (des Umstandes) abgebe? Man kann auf diesen Zweifel antworten, daß er selbst richten kann, ohne die Beisitzer zu fragen, und es ist nicht nothwendig erforderlich, daß er

Diese einzige Stelle wäre hinreichend, um zu zeigen, daß der alte Begriff des Geschwornengerichts bereits total zernichtet war. Die Geschwornen sind nach der im Commentar des grand Coutumier ausgesprochenen Ansicht nicht mehr die das Urtheil findenden Vertreter des Volkes, sondern sie sind nur da, um dem Richter Rath zu ertheilen, wo er desselben bedarf. Mit der Begriffsänderung mußte auch die Bedeutung des Rathes, den die Geschwornen ertheilten, eine andere sein, und so kann der Richter denselben umgehen und urtheilen, ohne sie vorher befragt zu haben. Daß diese Ansicht, nachdem sie einmal sich geltend gemacht hatte, bald die Regel werden mußte, ist leicht erklärlich, und geht überdies aus dem Commentar hervor, da er nur in schweren und verwickelten Fällen die weisen Männer zu befragen anräth. Bedenkt man endlich, daß bereits seit lange sich das römische Recht und die desselben kundigen Richter in Frankreich geltend gemacht

---

sie um ihre Ansicht fragt. Der Text führt dies nur an, um dem Richter einen Rath zu geben, wenn er dessen bedarf. Und dann ist zu bemerken, daß der Richter in verwickelten Sachen sich Raths erholen soll, um die Irrthümer zu verhüten, die er durch Unwissenheit und Mangel an Rath begehen könnte, welche Irrthümer besser zu umgehen sind durch den Rath mehrerer Weisen als durch einen einzigen. Aber wenn der Richter die Meinung der Beisitzer (des Umstandes) erfragt, so ist es billig, daß er nothwendig so verfahre, wie die Coutume sagt.

und von dort aus auch in der Normandie Eingang gefunden hatten, so wird es nicht leicht zu unterstellen sein, daß sie, nachdem es einmal ihrem Belieben überlassen war, oft von ihrer Gelehrsamkeit an den schlichten Menschenverstand der Beisitzer zu appelliren Lust hatten.

In einem zweiten Zweifel bei diesem Artikel fragt der Commentar: ob, wo Gefahr auf dem Verzuge stehe, der Richter nach der Minderzahl urtheilen könne? und antwortet, daß er in der Regel nach der Ansicht der Mehrzahl sprechen solle; car selon ce que dict le texte, ils sont tenus saiges. Wenn dies aber nur als Regel gilt, so war wohl auch die Ausnahme möglich.

Wir haben im Reimcoutumier gesehen, daß, wenn der Richter den Ausspruch der Geschwornen nicht anerkennen, und das Urtheil an eine andere Assise verweisen wollte, er bessere Gründe als die Motive des Urtheils angeben mußte. Der grand Coutumier erkennt diesen Grundsatz an. Quant le juge veut delayer le jugement en quoy tous ceulx, qui sont en court s'accordent, il doibt monstrer raison pourquoy leur sentence doibt estre cassé.*) Der Commentar aber setzt hier hinzu: Le texte ne veult pas innuer que le juge soit abstrainct

*) Wenn der Richter das Urtheil, in dem Alle, die bei Gerichte sind, übereinstimmen, verweisen will, so soll er die Ursache angeben, warum ihr Spruch cessirt werden soll.

a declairer especialement la cause pourquoy il delaye le jugement en ce cas, car il suffit quil die en general: je delay le jugement pour ce que mon oppinion ne s'accorde point à celle des assistantz, mais il veut monstrer aux jugeurs quil ne differe pas le jugement sans causes;*) wodurch dann grade das Gegentheil von dem, was der Coutumier aufstellt, als Praxis angegeben wird.

Die Idee des Geschwornengerichts, eines Urtheils des Volkes durch das Volk, bestand nicht mehr, und deswegen sagt dann der Commentar zu der Stelle, wo es heißt, daß die Ritter nur von ihres Gleichen gerichtet werden können: Mais s'il n'y avait barons len pourrait bien faire le jugement par les aultres, car le texte ne met pas pour ce quil soit necessairement requis, mais pour l'instruction du juge.**)

---

*) Der Text will hier nicht sagen, daß der Richter gezwungen sei, die Ursache insbesondre anzugeben, warum er in diesem Falle das Urtheil verschiebe, denn es genügt im Allgemeinen, daß er sagt: Ich verschiebe das Urtheil, weil meine Ansicht nicht mit der der Beisitzer übereinstimmt; sondern er will den Jugeurs zeigen, daß er das Urtheil nicht ohne Ursache verschiebe. —

**) Wenn es hier aber keine Barone geben sollte, so könnte man das Urtheil durch die Andern machen, denn der Text sagt dies nicht, weil es nothwendig erforderlich sei, sondern zur Instruction des Richters.

Wer diese Andern sind, ist nicht klar. So viel ist sicher, daß die Barone sich nicht durch gemeine Freie würden haben beurtheilen lassen, und so scheint mir, daß diese aultres nur die königlichen Richter selbst sein können. Wir finden hier abermals die Ansicht, daß die früher als Gesetz geltenden Gebrauchbücher nur noch als eine Art Instruction für den Richter betrachtet wurden, von denen sie fast nach Belieben abweichen konnten.

Von der Assise sagt der grand Coutumier (cap. XXIV.): Assise est assemblée des chevaliers et des saiges hommes avec le bailly en certain lieu et en certain terme.... par quoy jugement et justice doibvent estre faictz des choses, qui sont ouyes en court.*) Der Commentar sagt über diese Stelle: Sur ce paragraphe on peut faire ung tel doubt, scavoir, s'il est necessaire, que les chevaliers vienrent a l'assise pour faire le jugement sans ce quon leur face scavoir, ou son (si on) leur doibt faire scavoir, que ilz y soient. Len peut repondre, quilz sont tenuz daller que ne leur faict scavoir. Car il sensuyvroit grande vexation, depense et travail aux chevaliers de Normandie. Et aussy appert

*) Assise ist die Versammlung der Ritter und weisen Leute mit dem Bailly an bestimmtem Ort und zu bestimmter Zeit.... durch die Urtheil und Recht über die Sachen gesprochen werden soll, die beim Gerichte verhandelt worden sind. —

par le texte en plusieurs lieux, quilz sont necessaires en aulcuns cas declairez en texte, lesquels lacteur neust point declairé, si les chevaliers eussent esté necessairement requis en tous cas. Et aussi a moult dassises ou il ny a aulcuns cas, que requiert necessairement les chevaliers. Et aussi appert que liz (ilz) ni sont point tenus venir que ne leur face scavoir. Et par semblable doibt estre endendu du Echiquier."*) Vom Volke ist nicht die Rede, und so bezieht denn wohl der Commentar den Ausdruck: des saiges hommes wahrscheinlich wieder nur auf die königlichen Richter. Die Stelle aber ist überdies noch durch ihre ganze Haltung wichtig, da sie im Allgemeinen zeigt, daß man bereits das Recht, Geschworner

*) Man kann über diesen §. den Zweifel haben, ob es nothwendig ist, daß die Ritter zur Assise kommen, um zu urtheilen, daß man sie es wissen läßt; oder ob man sie wissen lassen muß, daß sie hier seien (ob man sie berufen oder nicht soll). Man kann hier antworten, daß sie nicht gehalten sind, zu gehen, wenn man sie es nicht wissen läßt. Denn es würde daraus viele Plage, Ausgaben und Beschwerden für den Adel der Normandie entstehen. Dann geht aus dem Texte hervor, daß sie in einigen Fällen vom Text als nothwendig erklärt sind, was der Verfasser nicht erklärt haben würde, wenn die Ritter stets nothwendig gewesen wären. Dann giebt es auch in vielen Assisen gewisse Fälle, wo sie unumgänglich nöthig sind. Und auch sieht man, daß sie nicht gehalten sind zu kommen, wenn man sie es nicht wissen läßt; und so ist es auch mit dem Echiquier zu halten.

zu sein, als eine Art Last betrachtete, daß man sich von demselben so viel als möglich frei zu machen suchte, und daß insbesondere die Ritter nicht zu den Gerichten kamen, weil ihnen daraus grande vexation, depense et travail erwachse. Sobald man den Begriff des Geschwornengerichts verloren hatte, mußte dieser Einwand eine nothwendige Folge der Verhältnisse werden, denn es war jedenfalls beschwerlich, um einer Form willen seine Geschäfte zu verlassen, um am Ende doch den Richter entscheiden zu sehen, wie ihm beliebe. Die Assisen und der Echiquier blieben also bald gänzlich den königlichen Richtern überlassen. Der Echiquier selbst mußte nothwendig hierdurch sein altes Ansehen verlieren, und so nennt ihn der grand Coutumier nicht mehr: la court des juges souveraines, sondern l'assemblée des hautes justiciers, ein Unterschied, der bedeutend genug ist, aber in den eingetretenen Verhältnissen gegründet war.

Der Begriff der vue, als einer durch Geschworne geführten Voruntersuchung, mußte mit der Idee des Geschwornengerichts im Allgemeinen untergehen. Im Texte heißt es noch (vues cap. LXVI.): Vue de homme en langueur doibt estre soustenue par quatre chevaliers et par la justice (le juge). *) Der Commentar aber sagt:

*) Der Vue eines Verwundeten soll durch vier Ritter und den Richter abgehalten werden.

Par ce texte doibt on noter, que anciennement à faire vue dhomme en langueur ou vue de meurdre ou dhommide ou de meshaing il convenait avoir 4 chevaliers; mais de present on ne use point dy en mener aulcuns; il suffit que le juge y mene 4 personnes affin que par eulx len puisse avoir record se mestier en estrait; et encor suffiroit il que le juge y allast sans aulcuns recordeurs partie appellee, se il ne luy plaisait ainsi que le texte le met, et quil baillait lettre a icille partie de ce que aurait este faict.*) An der Stelle der mündlichen Verhandlung eines voruntersuchenden Geschwornengerichts finden wir hier schon eine Art schriftlicher Verhandlung, in der der königliche Richter genügt.

An einer andern Stelle kommt der grand Coutumier (cap. LXXX.) auf die Vue zurück, und wir finden hier im Ganzen ungefähr wieder, was der Reimcodex über die-

*) Zu diesem Texte muß man bemerken, daß vor Zeiten bei der Vue eines Verwundeten ꝛc. vier Ritter nothwendig waren; gegenwärtig ist es nicht mehr Brauch, solche hinzuführen. Es genügt, daß der Richter vier Personen hinführe, damit man durch sie wissen könne, ob ein Unrecht geschehen; und es würde selbst genügen, wenn der Richter ohne diese recordeurs nur in Gegenwart der Parteien hinginge, und wenn es ihm so anstünde, so erlaubt es der Text, und daß er dann Briefe an diese Partei gäbe über das, was gemacht worden sei.

selbe sagt. Dagegen sehen wir dann in dem Kapitel über die jureurs (c. LXIX.) klar genug, wie die alten Ansichten sich geändert hatten. Der grand Coutumier sagt hier: Len doibt scavoir que ceulx sont appellez jureurs, qui par le serment qui ilz ont faict en court sont tenus à dire verité des querelles, selon ce que leur sera enchargé par la justice ou par cil qui sera en son lieu.*) Schon aus dieser Stelle wird es klar, daß die alte Unabhängigkeit der Geschwornen verschwunden war. Der Commentar aber setzt hinzu: Par ce texte il est a noter, quil y a difference entre jureurs et tesmoignes, car jureurs sont ceulx, qui sont mis en enqueste, et tesmoignes sont ceulx, qui sont mis en preuve du certain. Et parceque ilz different lacteur en faict deulx capitres. ..... et jasait ce, que le texte mette cy que les jureurs sont tenus a dire verité des querelles, si ne veult il pas innuer ne dire que les jureurs doibvent disposer de certain, mais sont tenus ce quilz en scauront de certain ou de credance. Et jasait ce que on leur demande premierement

*) Man muß wissen, daß die jureurs genannt werden, die durch den Eid, den sie vor Gericht abgelegt haben, gehalten sind, die Wahrheit in dem Streite zu sagen, nach dem, was ihnen vom Richter oder dem, der ihn vertritt, aufgetragen wird.

se ilz ne scavent rien de certain, se ilz dient que non, on leur demande aprés, que ilz en croyent, et suffit quilz deposent de credenz.*) Man sieht hieraus klar, daß die jureurs keine eigentliche Geschwornen mehr waren, daß sie nur als Zeugen betrachtet wurden, und daß sie über das, was sie wußten oder glaubten, als solche deponirten.

Alle diese Stellen beweisen hinlänglich, daß der Geist der alten germanisch-normannischen Rechtsinstitutionen in Folge der Eroberung der Normandie durch die Franzosen, durch den Einfluß der römischen Rechtsansichten, die in Frankreich bereits seit vielen Jahrhunderten in den Haupt-

---

*) Zu diesem Texte ist zu bemerken, daß es einen Unterschied zwischen jureurs und Zeugen giebt, denn jureurs sind die, die zur Enquet (zur Untersuchung), und Zeugen, die zum Beweise des Gewissen berufen sind. Und weil sie von einander verschieden sind, macht der Verfasser über sie zwei Kapitel.... Und bemerket, daß, wenn der Text hier sagt, daß die Schwörer gehalten sind, die Wahrheit über den Streit zu sagen, so will er dadurch nicht andeuten und sagen, daß die Schwörer über das Gewisse bestimmen sollen; sondern sie sind gehalten, über den Streit die Wahrheit zu sagen, nach dem, was sie davon wissen als gewiß oder auf Glauben hin. Und bemerket, daß man sie vorerst fragt, ob sie nichts Gewisses wissen, und wenn sie nein sagen, so fragt man sie nachher, was sie davon glauben, und es genügt, daß sie über ihren Glauben zeugen (deponiren.)

rechtsgrundsätzen den Sieg davon getragen hatten, untergegangen war. Nur das todte Wort, die leere Form geben noch Zeugniß von dem verschwundenen Geiste.

Der grand Coutumier und insbesondere sein Commentar fallen in die Uebergangsepoche, in der die alten germanisch-normannischen Rechtsinstitutionen zwar noch nicht gänzlich verschwunden waren, aber bereits aufhörten, dem Geiste nach zu existiren. Es konnte die Umgestaltung, die durch die Eroberung der Normandie durch die Franzosen bedingt war, nur allmählig vor sich gehen, und so behielt man vorerst die Geschwornen bei, betrachtete sie aber nur noch als Zeugen. Der Gedanke aber, daß ein königlicher Richter allein Recht sprechen könne, war dem Volke zu fremd, als daß er selbst mit der Umgestaltung des Echiquiers in einen königlichen Gerichtshof auch in den kleinern, das Volk näher berührenden Gerichten sich gleich hätte geltend machen können, und daher finden wir denn im sechszehnten Jahrhundert hier ebenfalls eine Uebergangsinstitution zwischen dem das Volk vertretenden Geschwornengerichte der germanischen Rechtspflege, und den königlichen römisch-französischen Richtern. Die Advokaten, durch ihre Unabhängigkeit dem Volk, durch ihre Wissenschaft dem gelehrten Richterstande nahestehend, traten als eine Art Geschwornengericht an die Stelle der alten jurés und ju-

geurs. Es bestand diese Uebergangsinstitution wenigstens bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts.*)

Nachdem endlich durch die Umgestaltung des Echiquier in ein Parlament auch die letzte Form der alten Institutionen zerschlagen, das Wort geändert worden war, nachdem

---

*) In dem registre secret du parlament de Normandie findet man von dieser Thätigkeit der Advocaten als einer Art Geschwornen Belege genug, und ich theile hier einen Auszug d. d. 4. Novbr. 1557 mit, den ich der Güte des gelehrten Hrn. Floquet, ersten Greffier der Cour royal zu Rouen, bekannt durch sein ausgezeichnetes Werk, histoire du privilège de St. Romain, verdanke. — Der Lieutenant general der Baillage von Rouen hatte einen Advocaten verhaften lassen wollen, parçeque deux ou trois fois il avait rompu les opinions de l'assistance. Die übrigen Advocaten widersetzten sich der Verhaftung ihres Collegen, worauf dann der Lieutenant general seinen Sitz und den Saal verließ. Daher Prozeß und Verhandlung vor dem Echiquier. In dem hierüber geführten Protocolle heißt es unter andern: „Streen — der verklagte Advocat — a continué et a dict, que pour faire ung arrest il faut dix conseillers et ung president et par la coustume ung juge ne peult donner sentance maxime in gravioribus comme au cas present sans opinion de l'assistance, ce que avait faict le Dict de Brevedent (der Lieut. general) et conclut, quil avait este mal jugé. — Le dict Brevedent a répété tout ce quil avait devant dict, et a dict, que voirement (vraiment) pour les causes plus legières il ne demande l'opinion des advocats, pour les plus graves il en demande à troys ou quatres, et pour ceulx de la plus grande consequence la demande à tous."

dort nur vom Könige bestellte Richter und nicht mehr die geschwornen Vertreter der drei Stände der Normandie zu Gericht saßen, mußte auch nach und nach aus den übrigen Gerichten selbst die Form verschwinden. Die spätern Gesetze und Gesetzsammlungen sprechen nicht mehr von Assisen und Geschwornen. Die vue wird zur Enqueté, und die vueurs, Schauer, zu Experten. Mit dieser Umgestaltung mußte eine andere Hand in Hand gehen, und zwar die der schriftlichen und geheimen Verhandlung an der Stelle der mündlichen und öffentlichen. Ich habe schon oben die ersten Spuren der schriftlichen Prozedur angedeutet. Kaum waren die ständigen Richter des Echiquiers ernannt, als diese Neuerung immer weiter um sich griff.*) Es liegt nicht in meinem Plane, dieser Umgestaltung Schritt für Schritt zu folgen. Es genügt, sie angedeutet zu haben.

Ich glaube kaum, daß sich in irgend einem aus den Wanderungen der Germanen hervorgegangenen Staate die

---

*) Eine Ordonnanz des Echiquiers vom J. 1507 verbietet schon die vue durch Zeugen oder überhaupt den Zeugenbeweis bei der nouvelle saisine (neuen Besitzergreifung) mit Ausnahme der Fälle, wo keine lettres und tittres vorhanden sind.

Entwickelung des germanischen Prinzips in der Rechtspflege und im Staatsrechte so klar, als bei den Normannen, zeigt. In Deutschland selbst gingen aus dem Kampfe gegen Rom Institutionen und Ansichten hervor, die das germanische Prinzip an der Wurzel angriffen. Die Führer der deutschen Heere wurden durch die ewigen Kriege zu unbeschränkten Herrschern, und sie fanden in Rom eine fertige Gesetzgebung für einen durch einen Kaiser selbstständig beherrschten Staat, und trugen aus derselben nach Deutschland über, was sie gebrauchen konnten. Aber der germanische Geist blieb im Volke, und so entstand ein Widerspruch, eine tausendjährige Dissonanz, die noch immer ihrer Auflösung entgegensieht. Dieser innere Widerspruch zwischen dem Volke, seiner Art und Weise, seinen Ansichten und Gefühlen auf der einen, und seinen Institutionen auf der andern Seite, ist die Ursache der Unfruchtbarkeit des deutschen Volkes als Nation, als politische Corporation.

In Frankreich trug Rom einen fast vollkommenen Sieg davon, und so kam Frankreich zu einer einigen Gestaltung, zu einer nationalen Kraft, die das zerrissene Deutschland oft genug fühlen mußte.

Die Normannen landeten in Frankreich in einem Au-

genblicke, wo noch die germanische Form im Staats- wie im Privatrechte bestand, wenn auch die Carolinger den Geist zernichtet hatten. Jene brachten diesen Geist zurück, und belebten von neuem die alte Form desselben in der ganzen Normandie. Ihre feindliche Stellung gegen Frankreich zwang sie schon an und für sich, dessen Institutionen zurückzuweisen, wo sie sich hätten eindrängen wollen. Dann aber veranlaßte dieselbe die Herzoge der Normandie, von Zeit zu Zeit neue Hülfsheere aus dem Norden kommen zu lassen, wodurch die germanisch-normannischen Institutionen nur stets von neuem befestigt werden konnten. So kommt es, daß wir in der Normandie die natürliche Entwickelung des germanischen Prinzipes, seine Aussöhnung mit der Cultur und dem Fortschritte beobachten können.

Diese Entwickelung zeigt sich dann zuerst in den Volksgerichten des Harro. Das Volk trat hier als Richter und Gesetzgeber zugleich auf, denn von hier gehen die Rechtsgewohnheiten des Landes aus. Die zweite Gestaltung ist die der Assisen, wo die Vertreter des Volkes Recht sprechen, und so dem Grundsatze, der die reinen Volksgerichte schuf, huldigen und sie durch Vertretung zugleich in Einklang mit den Forderungen der Zeit bringen. Die dritte Gestaltung ist die des souverainen Echiquier, der, in

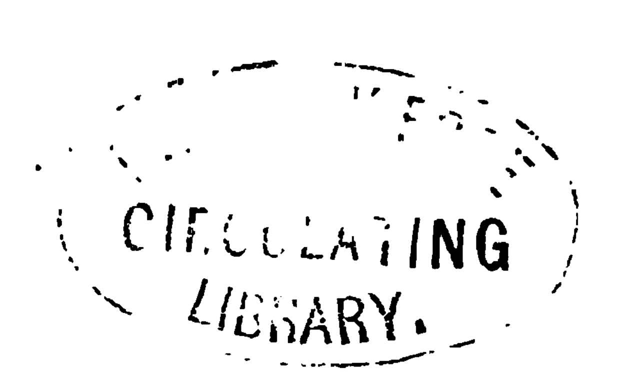
ähnlicher Art, wie der Areopag, der höchste Gerichtshof ist. Der Gerechtigkeit ist hier eine höhere Stelle angewiesen, als sie seit der Herrschaft Roms je in einem Staate gehabt hat. Die Gerechtigkeit, das Recht, standen in ihm über der Macht, der Gewalt. Der Echiquier sanctionirte die Gesetze, und sprach sein Urtheil selbst über die executive Macht. Man kann darüber streiten, ob dies nothwendig oder nützlich; aber ich fühle nicht den Beruf, in diese Streitfrage einzugehen. Ich habe nur zeigen wollen, wohin das germanische Prinzip in der Normandie geführt hat, und glaube, daß es wenigstens für die tiefe Moral dieses Prinzipes spricht, wenn es dem Rechte und der Gerechtigkeit die erste Stelle im Staate anweist, wenn es in der Theorie gleichsam nur eine Macht anerkennt, nämlich die über alle Andere Recht sprechende richterliche Gewalt eines höchsten souverainen Gerichtshofes.

Die Geschichte der normannisch-germanischen Institutionen schließt nicht mit der Eroberung der Normandie durch Frankreich. Die Normannen hatten dieselben nach England hinübergetragen. England hatte bereits durch die Angelsachsen und die früher eingewanderten Normannen germanische Institutionen erhalten, aber es ist nicht zweifelhaft, daß die Normannen, die mit Wilhelm England eroberten, dieselben vervollkommneten, sie zu einem Sy-

steme, zu einer Einheit brachten, die sie früher nicht gehabt hatten. Der Schiquier, den wir in England wiederfinden, ist allein ein hinlänglicher Beweis dafür. Vor der Eroberung Englands durch Wilhelm ist von dieser Institution keine Spur in England zu finden, dagegen läßt sich dieselbe in der Normandie weiter zurück verfolgen, was uns dann zu dem Schlusse berechtigte, daß er mit den Normannen in England eingewandert sei. Wir haben gesehen, welche Bedeutung dieser höchste Gerichtshof hat, und man kann daher keck behaupten, daß, wenn dieser eine Neuerung der Normannen in England war, sie dort eine Menge Reformen hingebracht haben müssen, diesem höchsten Gerichtshofe eine natürliche Stellung zu sichern.

Die Eroberung selbst, die aus ihr hervorgegangene, so gewaltige englische Aristocratie, bedingten die weitere Entwickelung der germanischen Institutionen in England, bis wir sie zuletzt in Amerika wieder unter andern Modificationen auftreten sehen. Eine Verfolgung des germanischen Rechtsprinzipes in den nordisch-germanischen Staaten, in der Normandie, in England und endlich in Amerika würde über deren Werth und Unwerth ein Urtheil begründen, und nur diese Verfolgung des gewaltigen Stromes, der nach und nach die verschiedenen

Länder und Welttheile durchzieht und befruchtet, würde die Geschichte derselben bis auf unsere Tage sein; denn sie treten mit der Völkerwanderung eine Reise um die Welt an, auf der sie 1789 wieder in Frankreich ankamen.



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

